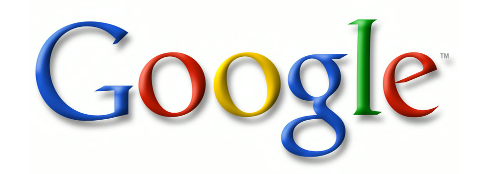
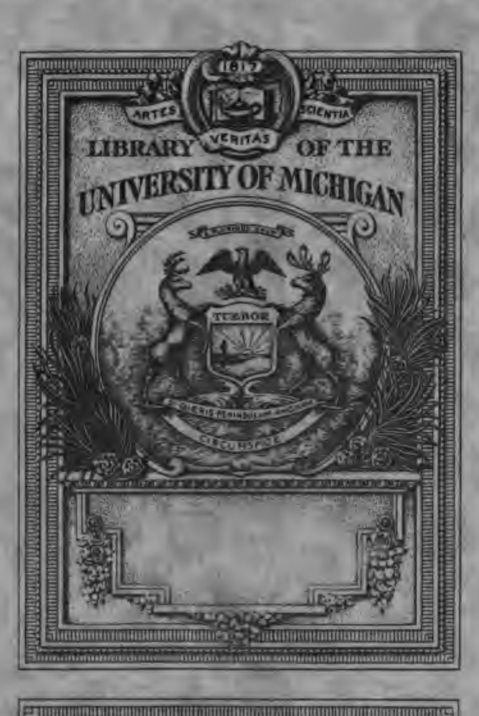



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

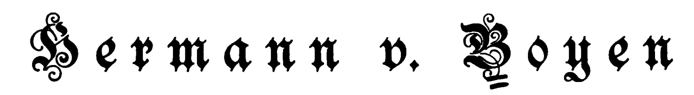


Generalfeldmarschall

Hermann v. Boyens Denkwürdigkeiten

II.

Generalfeldmarschall



Denkwürdigkeiten und Erinnerungen

1771—1813

Neue, bearbeitete Ausgabe in 2 Bänden

Mit Bildnis

— 2. Band —



Stuttgart

Verlag von Robert Lutz

1899.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

Die Offensive der schlesischen Armee.

Die Schlacht bei Leipzig.

Anhang:

Neubesetzung des Ministeriums.

Wenn ich nach dieser langen Abschweifung in dem Gebiete einzelner persönlicher Erscheinungen nun wiederum den Faden zur Erzählung der öffentlichen Verhältnisse aufnehme, so wird man sich erinnern, daß ich früher schon die geringe Einheit, welche in dem damaligen Ministerium aus Mangel einer umsichtigen und energischen Leitung lag, andeutete, und ich glaube dies nun noch etwas spezieller ausführen zu müssen, weil sich daraus am richtigsten die Notwendigkeit der folgenden Veränderungen ermessen läßt. Der Graf Goltz, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hatte längst schon seinen Mangel an Begabung, sowohl im In- als Auslande, gezeigt; er schien sich auf die Seite von Frankreich zu neigen, und das war die Veranlassung, daß Rußland vertraulich erklärte, daß es zu Goltz kein Zutrauen fassen könne. Der Finanzminister Altenstein hatte in der That eine sehr schwierige Aufgabe: bei einem durchaus zerstörten Kredit und innerem Gewerbe sollte nicht allein für den laufenden Staatsdienst, sondern auch für die Befriedigung der außerordentlichen Schuldzahlungen an Frankreich Rat geschafft und für die Ernährung seiner zahlreichen Garnisonen in den drei Oberfestungen gesorgt werden. Dies war eine Aufgabe, die

wahrscheinlich dem geschicktesten Financier Kopfzerbrechen genug verursacht haben würde, hiezu kam aber nun noch, daß Altenstein in seinem Denken sowie in seinem Handeln etwas sehr Schwerfälliges hatte, auch als ein persönlich rechtlicher Mann sich nicht von dem ordnungsmäßigen Gange der älteren preußischen Verwaltung trennen und die durch die Zeitumstände gebotene neue Bahn leichtsinnig betreten mochte. Durch dieses an und für sich erklärliche Zaudern wurde aber die Verlegenheit immer größer, und alle Welt, die davon zufällig Kenntnis erhielt, beeiferte sich, durch eingereichte Finanzpläne den Schaden Josephs zu heilen. Der Fürst Wittgenstein gehörte unter diese Zahl, sein Plan war hauptsächlich auf kaufmännische Kreditoperationen und Ausgabe von Papieren basiert, also bei der damaligen Lage Preußens unanwendbar. Altenstein hatte also im ganzen recht, daß er ihn als ein unnützes Machwerk verwarf, der König dagegen war für jenen Plan gewonnen, suchte ihn zu verteidigen, und so gab dies in dem Ministervortrage eine höchst unangenehme Scene, in der sich Altenstein durch seine Heftigkeit bis an die äußerste Grenze des Anstandes fortreißen ließ. Dieser einzelne Umstand verleidete vielleicht mehr als alles andere dem König die Ministervorträge und raubte ihm den letzten Grad des Vertrauens gegen die Mehrzahl derselben.

Der Graf Dohna, dieser selten edle Patriot, hatte mit nicht geringeren Schwierigkeiten als Minister des Innern zu kämpfen. Die im Jahre 1807/8 in Preußen begonnene Gesetzgebung hatte nur einzelne der bisherigen Fesseln gesprengt und ebenso einzelne Grundlagen gelegt, aber keineswegs ein zusammenhängendes Ganzes aufgestellt; die neuere Gesetzgebung war ebenso in einem fortdauernden Kampf mit der älteren als mit hartnäckigen

Vorurteilen und zu voreiligen Forderungen. Vor allem war es das Verhältnis des Bürgerstandes zum Adel, sowie das der Bauern zu ihren Gutsherren, welches bestimmter gesetzlicher Ordnungen bedurfte, die leider bis auf diesen Augenblick noch nicht gegeben sind und so den reichen Stoff fortdauernder Unbehaglichkeit enthalten. Dohna hatte wahrhaft den Willen, dies ohne Standesvorurteil, bloß aus dem Standpunkte des Staatsbedürfnisses zu ordnen, doch erlaubte ihm seine ängstliche Rechtlichkeit nicht die entschlossenen Schritte zu thun, die hier nur allein zum Ziele führen konnten. Das Wichtigste, welches im Ministerium des Innern um diese Zeit zustande kam, war unstrittig die Vereinigung der Frankfurter Universität mit der zu Breslau und die Errichtung der Universität in Berlin. Wilhelm Humboldt, der zu jener Zeit als Geh. Staatsrat dem Departement der kirchlichen und Schulangelegenheiten im Ministerium des Innern vorstand, hatte hieran einen großen Anteil, und mit ihm der auch in jenem Departement angestellte, achtenswerte Staatsrat Severn.

In dem Justizministerium kam nur die Abtretung der bisher von den Kriegsgerichten über alle Soldaten ausgeübten Gerichtsbarkeit auch in Civilangelegenheiten an die Landesgerichte zu stande. Beyme hat mir mehrmals versichert: daß er sich mit einer Neubildung des gesamten Justizwesens in Uebereinstimmung mit der neueren Landes-Gesetzgebung beschäftigt habe, indes zum Vorschein ist nichts gekommen; und wenn auch etwas vorbereitet gewesen sein sollte, so haben die Nachfolger von Beyme es gewiß unterdrückt, wie dies der folgende Vorgang beweist.

Beyme hatte, wenige Tage vor seiner nun bald zu erwähnenden Verabschiedung, dem König eine Kabinettsordre vorgelegt, nach der alle Patrimonial-Gerichtsbarkeit

in dem preußischen Staate, als durchaus unpassend mit den gegenwärtigen Einrichtungen, aufgehoben werden sollte. Der König hatte diese Ausfertigung, als eine Sache, die sich von selbst verstand, ohne Bedenken vollzogen, und sie war also ein Gesetz und wurde so von Beyme an seinen Nachfolger überliefert. Dieser war aber nicht gleichen Sinnes, es geschah gar nichts in dieser Hinsicht, und als Beyme nach dem Jahre 1815 wieder ins Ministerium trat und nun bei der ihm aufgetragenen Gesetzrevision nach jener Kabinettsordre Nachfrage hielt, so war sie spurlos verloren gegangen. Noch mehr, späterhin fand durch einen glücklichen Zufall Beyme in seinen Handakten das Konzept zu jener Kabinettsordre und ließ dies in einer Abschrift dem nachherigen Justizminister Grafen Danckelmann zustellen, und auch dieses ist, so unglaublich es scheinen mag, wiederum verloren gegangen.

Alle diese Verhältnisse, zu denen sich die fortdauernden Klagen der Maulwürfe gesellten, gaben dem König Veranlassung genug zur Unzufriedenheit mit seinem Ministerium; die Königin, die dies schneller und schärfer durchblickte, auch bei ihrer Kenntnis des Charakters des Königs nicht auf eine selbständige Leitung der Regierung hätte rechnen sollen, suchte durch einen Wechsel der Personen im Ministerium dies, so gut es anging, zu ersetzen und ließ sich deshalb in ziemlich weit vorgeschrittene Verabredungen ein, nach denen Wilhelm Humboldt seinen Jugendfreund, den Grafen Dohna, verdrängen und Minister des Innern werden sollte, der Geh. Legationsrat Nagler, der sich in der persönlichen Gunst der Königin festgesetzt hatte, an die Stelle des Ministers des Auswärtigen zu treten bestimmt war. Die Königin hatte darüber mit Nagler einen förmlichen Briefwechsel geführt; als dem König aber der Plan

bekannt wurde, mißbilligte er ihn gänzlich, und, wie ich glaube, mit Recht, denn Humboldt war zwar ein Mann von großer geistiger Fähigkeit, aber doch geringer Kenntnis der inneren Landesverhältnisse, zu einem kräftigen Gesetzgeber vielleicht zu diplomatisch, und der Herr von Nagler war ein ziemlich gewöhnlicher Intrigant. Da also der ganze Plan der Königin noch vor der Ausführung scheiterte, so wünschte sie jene Briefe von Nagler zurück, dieser schlug dies aber geradezu ab, indem er erklärte, daß ihm das Ganze ein zu heiliges Andenken sei, als daß er sich jemals davon trennen könne.

Die Königin hatte um diese Zeit, im Frühjahr 1810, noch einen anderen, ihr sehr unangenehmen Vorfall, in dessen Beseitigung ich zufällig mit verwickelt wurde. Ich war beim König im Schlosse zu Potsdam zu Mittag, als nach aufgehobener Tafel die Prinzeß Charlotte, gegenwärtige Kaiserin von Rußland, an mich herankam und mir unbemerkt sagte: daß ich beim Weggehen in die Zimmer der Königin kommen sollte. Ich fand die Königin allein und schmerzlich bewegt. Sie äußerte mir in Ausdrücken des Vertrauens, daß der Oberst von M ...., der, vom Dienst entlassen, sich jetzt im Herzogtum Warschau auf einem Gute aufhielt, welches er früher vom König geschenkt erhalten hatte, an sie geschrieben habe, um ihr die Erklärung zu machen: daß er aus Geldnot eine Fortsetzung seiner Memoiren an einen Buchhändler in Jena verkauft habe, in denen alle seine Unterredungen, die er sowohl mit dem König als auch mit der Königin gehabt habe, wörtlich mitgeteilt wären. Der Handel sei bereits abgeschlossen, er habe das Geld, (was herauszugeben er auch keine Lust bezeugte), indes beunruhige dieser nur aus Not unternommene Schritt sein Gewissen und er hielte es

daher fürs beste, ihn der Königin mitzuteilen, da der Druck des Werkes noch nicht begonnen sei. Die Königin beunruhigten, wie sich im Laufe der Unterredung ergab, besonders zwei zu verschiedenen Zeiten an M......... gemachte Mitteilungen. Wenn allerdings dieser in keiner Hinsicht sich zu einem königlichen Vertrauten eignete, so konnte man doch wohl die Königin entschuldigen, da er vor dem Feldzuge 1806 in dem einseitigen Hofkreise zu Potsdam wirklich in Hinsicht seines Wissens in einem gewissen Ruf stand, in der That auch mehr wie viele andere dieses Kreises erlernt hatte und sich überdies, in das Gewand feuriger Vaterlandsliebe gehüllt, zu allem zudrängte. Auf jeden Fall aber war eine liebenswürdige Königin zu bedauern, die nach so vielem bereits erfahrenen Unglück auch dies noch erleben sollte. Indem das obige Gespräch sehr bewegt fortdauerte, trat der König unerwartet ins Zimmer, der, wie es schien, nur von einem Teile des betreffenden Gegenstandes unterrichtet war. Das Königspaar forderte nun meine Meinung, und ich konnte nach meiner innigen Ueberzeugung, da besonders M......... sich außerhalb Landes aufhielt, nur zu dem Ankauf des Manuskriptes raten, da bei dem damaligen unglücklichen Verhältnis des Königs Dinge, die über seine früheren politischen Ansichten gedruckt erschienen wären, seine Lage nur noch schwieriger machen konnten. Der König war damit einverstanden (die Königin natürlich auch), und so wurde ich ermächtigt, das weitere einzuleiten; der damalige Major, gegenwärtige General der Infanterie von Rauch wurde unter dem Vorwande von Privatangelegenheiten nach Weimar geschickt und erhandelte dort für 4 oder 5000 Thaler jene unglücklichen Bogen, während die Beendigung dieser Angelegenheit sehr dazu beitrug, mich in der Gunst der

Königin und dem Wohlwollen des Königs, wenigstens für jene Zeit, zu befestigen, da alle derartigen Hofverhältnisse nur immer sehr vorübergehend anzusehen sind.

Beinahe von dem Augenblick an, daß der König wiederum in Berlin angekommen war, hatten die Gewaltschritte Napoleons in einer fortdauernden Kette gezeigt, wie wenig er noch mit seinen Umwälzungsplänen zu Ende sei, mit jedem Tage wurde die Existenz der bisher bestandenen fürstlichen Regierungen unsicherer. Hannover war erst dem neu geschaffenen Königreich Westfalen zugeteilt, aber bald darauf durch ein einfaches Dekret dem eigenen Bruder zum großen Teil abgenommen und nebst den Hansestädten Frankreich einverleibt. Das Großherzogtum Frankfurt wurde zwar anscheinend nur als Entschädigung für den Herrn von Dalberg als ehemaligen Kurfürsten errichtet, ihm zugleich aber auch in der Person von Eugène Beauharnais ein Nachfolger gegeben.

In Holland entthronte Napoleon seinen Bruder Ludwig und zog dieses Land als ein erledigtes Familiengut ein. Seine Ehe mit Josephine hatte Bonaparte bereits getrennt, und bald darauf führte ihm das sonst so stolze habsburgische Haus seine Tochter zur zweiten Gattin zu. Alles dieses waren durch die gewitterschwangere Luft zuckende Blitze, die den näher kommenden Donner verkündeten und die Furcht um die Erhaltung unseres Königshauses nur zu begründet vermehrten. Der König verstand es in der Regel ganz gut, sein Aeußeres zu beherrschen, aber hier des Morgens im Vortrage, wenn eine derartige trübe Nachricht nach der anderen zur Sprache kam, konnte man doch sehr genau alle Besorgnisse erkennen, die seine Brust bestürmten.

Ein Gewaltstreich Napoleons, der auf die königliche Familie ganz besonders wirkte, war die Entsetzung des Herzogs von Oldenburg. Dieser Fürst verweilte auf seiner Reise nach Petersburg, wohin er seine Zuflucht nahm, ein paar Tage in Berlin und trug nicht wenig dazu bei, dem König die Augen über das Gefährliche seiner Lage zu öffnen; der ruhigen, überzeugenden Sprache des Herzogs, seiner unbestrittenen Regenteneinsicht konnte der König nichts entgegensetzen. Jener Gewaltstreich, der die oldenburgische Regierung niedergeworfen hatte, schwebte wie das Schwert des Damokles auch über unserer königlichen Familie.

Alle diese Ereignisse zerrütteten in etwas die Parteiansichten der Maulwürfe, daß, wenn der König nun durch seine Rückkehr nach Berlin der Eitelkeit Napoleons gehuldigt haben würde, ein ruhiges und friedliches Leben in Europa eintreten müßte, und dieser sich auf seinen Lorbeeren behaglich ausruhen oder höchstens ein klein wenig in Spanien reorganisieren würde. Von allem diesem war nichts eingetroffen, und im Gegenteil, die Lage des Staats war gefährdeter als jemals.

Dies konnte auch dem König nicht entgehen und bestimmte ihn endlich, so eifersüchtig er auch sonst die äußeren Formen seines königlichen Ansehens bewachte, selbst zur Wahl eines Premierministers, doch war die Wahl nicht leicht, da der Kreis der dazu geeigneten Personen durch manche dabei einwirkende Bedingungen nicht groß war.

Stein, der in Prag lebte, war von Napoleon förmlich geächtet, auch hatte der König vor dem festen Charakter und den etwas rauhen Formen dieses entschlossenen Mannes eine innere Scheu. Von den entlassenen früheren Ministern schenkte die öffentliche Meinung keinem einzigen das zu einem Staatslenker nötige Vertrauen, es waren entweder

einseitige Landesadministratoren oder sie hatten durch schwaches Benehmen gegen die französischen Behörden die öffentliche Achtung verscherzt. So blieb also eigentlich nur der Baron Hardenberg übrig, der seit seiner Rückkehr aus Rußland in einer ihm lästigen Unthätigkeit auf seinem Gute Tempelberg, in der Nähe der Stadt Müncheberg, lebte. Hardenberg hatte als ein Napoleon mißfälliger Mann nach dem Frieden von Tilsit den Abschied genommen und sich nach Riga nicht ohne die Hoffnung zurückgezogen, daß ihn der Kaiser Alexander, der ihn während des Feldzuges in Preußen ganz ausgezeichnet wohlwollend behandelt hatte, vielleicht zu sich nach Petersburg berufen könnte. Der Friede von Tilsit hatte indes Alexander zu einem enthusiastischen Bewunderer von Bonaparte umgewandelt, er hatte auf diesem Wege nicht allein die freundschaftlichen Formen, mit denen er bis dahin Hardenberg behandelte, schnell vergessen, sondern ließ ihm auch ziemlich unzart unter der Hand andeuten, daß es gut wäre, wenn Hardenberg die russischen Staaten räumte. Hardenberg verließ so bald als möglich, mit bitteren Empfindungen gegen Alexander, Riga und lebte nun auf der ihm von früherem großem Vermögen übrig gebliebenen Besitzung. Unbestritten hatte Hardenberg eine Menge zu einem Premierminister erforderlicher Eigenschaften, er erfreute sich dabei noch der besonderen Gunst der Königin und war auch dem König, wegen seiner liebenswürdigen Formen, nicht unangenehm.

Die ersten Unterhandlungen über die Art seiner Anstellung wurden durch einen Briefwechsel eingeleitet, dessen Besorgung, als ein tiefes, wohl bewahrtes Geheimnis, Scharnhorst mit der ihm eigenen Vorsicht übernommen hatte: der neue Staatskanzler war eigentlich schon ernannt, ehe noch jemand etwas davon ahnte. Die erste bei diesen

Unterhandlungen sich darbietende, zeitraubende Schwierigkeit war die Beantwortung der Frage, wie Napoleon von dieser Anstellung denken würde. Ein glücklicher Zufall erleichterte dies vielleicht sonst sehr schwierige Geschäft. Ein Schwestersohn von Hardenberg, der nachherige preußische Finanzminister Graf Bülow, war zur Zeit des Tilsiter Friedens preußischer Kammerpräsident in Magdeburg; ohne sich lange zu besinnen, hatte er die ihm vom König Hieronymus angetragene Ministerstelle angenommen und war in jenem Augenblick als westfälischer Finanzminister in Paris, um im Interesse seines Königs mit dem französischen Ministerium über einige wechselseitige Forderungen zu unterhandeln. Dieser wurde zum Vermittler in der oben berührten Angelegenheit gewählt; Hardenberg schrieb ein mit Bewunderung für Napoleon angefülltes politisches Glaubensbekenntnis und erhielt dafür aus Paris die Erlaubnis zu seiner Wiederanstellung. Nach Beseitigung dieser Hauptschwierigkeit kam es nun noch darauf an, in einer persönlichen Unterredung mit dem König die Bedingungen des künftigen Wirkungskreises für den Staatskanzler ohne Aufsehen festzustellen, und auch hiezu mußte durch ein sonderbares Spiel des Zufalls Napoleon in der folgenden Art die Hand bieten.

Bei der Besitznahme von Lissabon durch die Franzosen war die Besatzung einer russischen Fregatte in deren Hände gefallen, Napoleon hatte diese nordischen Seeleute neu kleiden lassen, und dieselben wanderten nun durch Europa, um nach ihrer Heimat zu gelangen. Durch die mit Frankreich abgeschlossene Konvention waren Berlin und Potsdam von allen Durchmärschen fremder Truppen befreit, jene Seesoldaten mußten also in einem ziemlichen Bogen um die Hauptstadt herumgehen und erhielten dabei eines

ihrer Nachtquartiere in der Stadt Müncheberg. Dies wurde benutzt, der König reiste mit der Königin dorthin, was bei der bekannten Liebhaberei des Königs für Truppenbesichtigung und besonders Russen gar nicht auffiel; die Seekrieger mußten vor ihm einen ihnen ungewohnten Parademarsch machen, die Offiziere wurden an der königlichen Tafel bewirtet, und während dies alles mit allen dabei gebräuchlichen Formen vollzogen wurde, schlich sich der Baron Hardenberg unbemerkt durch die Hinterthüre in das Haus, in welches der König abgetreten war; der König genehmigte in dieser Unterredung alle seine Forderungen und Vorschläge und autorisierte den neu angestellten Minister zu den nötigen Ausfertigungen. Um die Vollziehung derselben möglichst zu beschleunigen, kam Hardenberg im Anfange des Monats Juni im Jahre 1810 nach dem bei Berlin gelegenen Gute Lichtenberg, diese Annäherung an die Hauptstadt erregte das Bedenken der damals fungierenden und noch nichts ahnenden Minister, sie gaben dem Polizeipräsidenten von Berlin Gruner daher vorsichtig den Auftrag, doch darauf zu vigilieren, wer bei Hardenberg in seiner neuen Wohnung aus- und einginge: aber sonderbar genug, Hardenberg hatte bereits früher Gruner zu sich heraus beschieden, ihm seine Bestimmung entdeckt und ihm ähnliche Aufträge in Hinsicht der Minister gegeben. Gruner war ein zu gewandter Mann, als daß ihn eine solche Doppelmission hätte irre machen sollen, er erfüllte dieselbe die acht Tage hindurch, die dieser unentschiedene Zustand noch dauerte. Endlich waren die nötigen Ausfertigungen vom König vollzogen, Hardenberg zog an einem lieben Morgen vorläufig zu seinem Schwiegersohne, dem Regierungsrat Czryka, und die Berliner lasen in den Zeitungen ebenso die Ernennung eines neuen Staatskanzlers als die

Verabschiedung einiger bisherigen Minister und Beamten. Hardenberg hatte es nämlich als Bedingung seiner Wiederanstellung gemacht, daß die Minister Altenstein und Beyme sowie der Geh. Legationsrat Nagler entlassen werden müßten, was der König auch ohne Umstände bewilligte. Für Beyme war diese plötzliche Entlassung unstrittig am empfindlichsten, er war ein langer treuer Diener des Königs und schien bis dahin bei ihm in großer Gunst zu stehen. An seine Stelle trat als Justizminister der bisherige Kammergerichtspräsident v. Kircheisen, eine lange, pedantisch-feierliche Gestalt, ein gut routinierter Präsident, aber kein Minister, und dabei auch so wenig selbständig, daß ihn Hardenberg ohne Besorgnis neben sich stellen konnte. Dohna blieb Minister des Innern, nahm aber bald nachher seinen Abschied, und Goltz gab seinen Namen nach wie vor für das auswärtige Departement her, das Finanzministerium aber nahm Hardenberg direkt in seine Hände.

Die Ernennung eines Staatskanzlers war in den Annalen des preußischen Königtums eine ganz neue Erscheinung und machte trotz der bedrückten Zeit, in der man damals lebte, großes Aufsehen im Staate.

Hardenberg mochte, als er diese bedeutende Laufbahn antrat, nahe an 60 Jahre alt sein, doch war sein Körper, mit Ausnahme daß er seit geraumer Zeit sehr schwer hörte, noch recht frisch und trug vollständige Spuren des früher schönen Mannes. Sein äußeres Benehmen war eine seltene Vereinigung von liebenswürdiger Sitte und nötiger Würde. Er hatte einen gutmütigen, wohlwollenden Charakter und war vielmehr geneigt, edelmütig zu verzeihen als sich wegen erlittener Beleidigungen zu rächen, doch war er gegen alles, was seine Stellung gefährden konnte, durch manche bittere

Erfahrung gewitzigt, in der letzteren Zeit ziemlich mißtrauisch. Von der Natur mit einem leichten Sinne begabt, half ihm dieser durch eine Menge Schwierigkeiten seines Lebens und seiner Zeit, machte ihn aber zu gleicher Zeit auch zum Verschwender; das Geld hatte nur dann einen Wert für ihn, wenn es ihm fehlte. Hardenberg hatte einen schnellen und hellen Blick, doch blieb dieser mehr auf der Oberfläche der Erscheinungen, als daß er in ihre Tiefe drang, er begnügte sich mehr damit, schnell und gewandt aufzufassen, als über die Gegenstände anhaltend nachzudenken, und aus diesem Grunde wußte er auch die Personen recht geschickt zu behandeln, während seine eigentliche Menschenkenntnis ihn oft täuschte. Er war ein sehr unterrichteter, in den Staatswissenschaften und den neueren Verhältnissen wohl bewanderter Mann, der die Lage Europas genau kannte; die Notwendigkeit, den neueren Zeitbedürfnissen nachzugeben, hatte er klug erkannt. Obgleich dem Lebensgenuß ergeben, besaß er doch, was ihm unter diesen Verhältnissen hoch anzurechnen ist, große Pflichttreue und arbeitete, der darauf verwendeten Zeit nach, sehr viel, jedoch mehr dem Detail als größeren Arbeiten zugewendet; er korrigierte sehr viel die ihm vorgelegten Konzepte und schrieb täglich eine große Zahl kleiner Billete, durch die er sich immer in Verbindung besonders mit den Personen von einigem Einfluß zu halten strebte, worauf er, nach meiner Ansicht, sowie auf das geheime Nachrichtenwesen einen etwas zu großen Wert legte. Dem König und dem preußischen Staate war er wahrhaft ergeben, ihn belebte der edle Ehrgeiz, zur Erhebung des letzteren so viel als möglich beizutragen. Man wird aus dieser Charakterzeichnung sehen, daß Hardenberg unbestritten zu den bedeutenden Erscheinungen seiner Zeit ge-

hörte. Mehrere seiner Fehler machten es ihm vielleicht nur allein möglich, die ihm zugefallene schwierige Aufgabe zu lösen, er stürzte sich wohlgemut in den vor ihm brausenden Strudel und erreichte an der Hand des Glückes, wenigstens in der Hauptsache, das gegenseitige Ufer, wo ein etwas ängstlich-gewissenhafter Mann unentschlossen stehen geblieben wäre.

Durch die Anstellung Hardenbergs hörten nun auch die bisherigen Ministervorträge bei dem König auf und das war diesem gewiß sehr erwünscht. Der Militär- und vorhin geschilderte Kabinettsvortrag blieb in der bisherigen Art, jedoch wurden alle in der Civilverwaltung einigermaßen wichtige Gegenstände an den Staatskanzler abgegeben, der wöchentlich wenigstens einmal einen Vortrag bei dem König hatte, bei dem niemand sonst zugegen war. Dies war eine natürliche Folge seiner Anstellung und hatte auch das Gute, daß der König unter vier Augen eher zu einem Entschluß zu bringen war als in Gegenwart mehrerer Personen, von der anderen Seite dagegen entstand dadurch der Nachteil, daß der König, da er die sonst von den Ministern vor dem Vortrage eingesendeten motivierten Berichte nicht mehr erhielt, sondern nur auf die mündlichen Anträge Hardenbergs entschied, den Geschäften fremder wurde, sich viel weniger um sie bekümmerte und so sich immer mehr von der öffentlichen Meinung entfernte, die er größtenteils nur einseitig zu hören bekam.

Um diese Zeit, — den Termin kann ich nicht mehr genau angeben, da ich bei dem Einrücken der Franzosen in Berlin im Jahr 1812 meine Papiere aus Vorsicht verbrannte und daher jetzt aus dem Gedächtnis schreiben muß, — machte der vor einiger Zeit abgesetzte König von Schweden, der gegenwärtige Oberst Gustavsohn, an dem Hofe in Berlin eine

kleine Episode. Er kam unerwartet hier an, verlangte mit dem König eine Zusammenkunft und erzählte dabei mit einer Unbesonnenheit, die einen Grundzug seines Charakters auszumachen scheint, einem jeden, der ihm begegnete: daß vor dem Hafen von Pillau ein englisches Schiff auf ihn warte, zu dem er von der preußischen Küste überschiffen wolle. Es gab eine Menge Verhältnisse, die es dem König nicht erlaubten, mit diesem gehaltlosen Manne sich in weitere Verbindungen einzulassen, und man ersuchte ihn daher, weiter nach Rußland zu reisen, da traktatenmäßig jede Verbindung mit England verboten war. Ich erhielt den Auftrag, den damaligen Oberpräsidenten in Ostpreußen, den Landhofmeister v. Auerswald, von dem ganzen Vorgange zu benachrichtigen; der König hatte gar nicht die Absicht, dem Oberst Gustavsohn in irgend einem seiner Projekte hinderlich zu sein, und es war bloß der Zweck, sich vor einem zu erwartenden Vorwurf aus Paris zu decken. Ich schrieb daher auch nur mit der gewöhnlichen Post, und so blieb dem Schweden bei mäßiger Beschleunigung überflüssige Zeit zur Ausführung seines Vorhabens; Auerswald, als hätte er zwischen den Zeilen meines Briefes den eigentlichen Sinn gelesen, that auch nichts weiter, als daß er einen Polizeioffizianten zu Pferde setzte und ihn nach dem designierten Einschiffungspunkt Balga, also eigentlich wieder drei Meilen nach Berlin zurück, am frischen Haff schickte. Dieser Polizeibeamte, der sich wahrscheinlich auf seinem Klepper auch nicht übereilte, kam gerade in Balga an, als der Ex-König auf einem Boot vom Ufer bereits abgestoßen über das frische Haff nach dem vor Pillau wirklich befindlichen englischen Schiffe absegeln wollte, und um doch etwas zu thun, wechselte er mit dem Boote einige Redensarten und drohte mit einem alten Pistol zu

schießen. Diese schwache Demonstration war hinreichend, Gustavsohn befahl den Leuten, wieder an das Ufer zu rudern, und ergab sich der einzelnen Polizeiseele, von der er späterhin bis zur russischen Grenze geleitet wurde. Ich würde diesen an und für sich unbedeutenden Umstand nicht hier erzählt haben, wenn er nicht zur Charakteristik eines Mannes diente, der einst auf seine eigene Hand mit Napoleon Krieg führen wollte. Wie wenig muß dieser Mann sich selbst gekannt haben!

Bald nach der Anstellung Hardenbergs gab es auch einen kleinen Bauernaufstand in Oberschlesien, der im ersten Augenblick die Leute in Berlin ziemlich aufschreckte, weil sich das Gerücht verbreitete, daß er aus dem Herzogtum Warschau angezettelt sei, also eine fremde Unterstützung und dadurch auch größere Ausdehnung besorgen ließ. Es hatten sich nämlich auf einem Rittergute in Oberschlesien, dessen Namen mir entfallen ist, die Bauern gegen ihre Gutsherrschaft aufgelehnt und diese mißhandelt, die Sache hatte bei ihren Nachbarn Anklang gefunden, schnell versammelten sich einige hundert Landleute, wählten sich Anführer und begannen einen Raubzug gegen die adeligen Höfe, indem sie dabei aber alle königlichen Kassen und Anstalten auf das sorgfältigste respektierten. Da die bethörten Menschen auf die Vorstellungen der Landesbehörden nicht achteten, sondern sich immer weiter in der Provinz ausbreiteten, so blieb auf die in Berlin eingegangene Meldung nichts anderes übrig, als Militär gegen sie auszusenden. Ein Füsilierbataillon aus Neiße nebst etwas Kavallerie unter dem Major v. Langen (später als General und Kommandant von Saarlouis gestorben) ward zu diesem Kreuzzuge bestimmt.

Langen war ein ganz vorzüglicher Offizier und beurteilte glücklicherweise das ganze Verhältnis sehr richtig: anstatt dem Haufen in der Fronte, wo sie ihn erwarteten, entgegenzugehen, umging er sie in einem sehr geschickt ausgeführten Nachtmarsch, schnitt sie dadurch gänzlich von ihrer Heimat ab und ging nun am Morgen in ihrem Rücken auf sie los; dadurch wurden jene Menschen überrascht und außer Fassung gebracht, so daß sich der eine Teil nach ein paar unbedeutenden Plänkeleien an Langen ergab und die anderen, so gut es anging, davonliefen. Der ganze, ohne weitere Folgen schnell beendete Vorgang wurde natürlich nach den verschiedenen Parteiansichten auch sehr verschieden beurteilt; die Maulwürfe sahen hierin die ersten Früchte der neuen gottlosen Gesetzgebung, und wäre es nach ihrer Ansicht gegangen, so wären nicht allein alle Teilnehmer dieses Zuges verbrannt, sondern auch zugleich die in Königsberg zur Befreiung des Bauernstandes gegebenen Gesetze vernichtet worden.

Nach Lage der mir bekannt gewordenen Untersuchungsakten habe ich mir folgende Ansicht über diesen Vorgang gebildet. In Schlesien und besonders in Oberschlesien hatte die Aufhebung der Unterthänigkeit den stärksten Widerstand bei den Gutsbesitzern gefunden; nachdem ihre direkten Vorstellungen keinen Eingang bei den Behörden fanden, suchten sie durch eine Menge einzelner ersonnener Schwierigkeiten die Ausführung der Sache zu erschweren und zu verzögern, dies erzeugte eine Mißstimmung in dem Bauernstande, und nun fanden sich einzelne Menschen, die teils als Winkelsachwalter, teils auch wohl mit der Absicht, im Trüben zu fischen, die lügenhaftesten Gerüchte bei den Bauern ausstreuten, die dann von Mund zu Mund fortgetragen, vergrößert und noch mehr entstellt wurden: es hieß, der König

habe noch weit mehr versprochen, als die Behörden bekannt gemacht hätten, und die Gutsbesitzer arbeiteten daran, das ganze Gesetz rückgängig zu machen. In diesem Gerede war, wie man sieht, Lüge und Wahrheit innig verwebt; der Bauer in Oberschlesien, durch hartes Schaarwerk niedergedrückt, höchst ungebildet, konnte dies natürlich nicht unterscheiden, und so stürzte er sich unbesonnen in einen Kampf, um die ihm gezeigte bessere Lage sich nicht entreißen zu lassen.

Eines anderen Vorganges aus jener Zeit will ich hier auch erwähnen. Sowohl von dem verstorbenen als dem gegenwärtigen König waren eine Menge junger emigrierter Franzosen als Subalternoffiziere in den verschiedenen Regimentern der Armee angestellt; die Fürsten hatten nun einmal, durch die Sophismen der älteren Emigrierten befangen, sich es in den Kopf gesetzt, daß alle Emigrierten nur wegen ihrer treuen Verteidigung des Thrones geächtet wären, und daß ihr klug gewählter Parteiname ‚Royalisten‘ diese Menschen zu vorzugstreuen Kämpfern für alle Throne gemacht habe. So standen auch, wie ich glaube, bei dem Regiment Zweifel in Bayreuth im Jahre 1806 zwei Brüder Grafen Lanzac Chaunac als Sekondeleutnants. Beide hatten nicht allein in dem kurzen Feldzuge gut gedient, sondern nachdem ihr Regiment in der Schlacht von Jena aufgelöst war, hatten sie sich durch Böhmen zu dem Grafen Götzen nach Schlesien geschlichen und dort wieder mit großer Entschlossenheit ihre Pflichten erfüllt; ja als nach dem Tilsiter Frieden Napoleon alle noch im preußischen Dienst befindlichen Franzosen zurückrief, erklärten die Brüder Lanzac, daß sie nicht zurückgehen, sondern Preußen als ihr Vaterland ansehen wollten. Dies alles gab dem König eine sehr vorteilhafte Meinung

von den beiden Brüdern, und sie wurden bei den neu formierten Regimentern in Schlesien recht gut angestellt. Allein kaum hatten sie eine feste Anstellung erhalten, so war es, als wenn ein ganz anderer Geist in die beiden Menschen gekommen wäre. Ueberschätzten die jungen Leute ihre geleisteten Dienste, waren sie nach ihrer Meinung nicht genug befördert, genug, ihr Betragen war eine unaufhörliche Kette von Widersetzlichkeiten gegen ihre Vorgesetzten, bei denen der König indes fortdauernd die gesetzlich gegen sie verhängten Strafen milderte. Dies machte die Sache aber nur noch schlimmer, ihr mutwilliger Trotz nahm zu, und nebenbei ließen sie sich noch in Privatverbindungen ein, die es zweifelhaft machten, ob nicht ihr laut und unaufhörlich gegen Napoleon ausgesprochener Haß vielleicht nur eine Maske sei. Endlich suchten beide Brüder in dem Füsilierbataillon in Schlesien, in dem sie damals standen, eine förmliche Meuterei anzuzetteln, die Sache wurde gerichtlich ermittelt und beide Brüder gesetzlich zu einer mehrjährigen Festungsstrafe verurteilt, die der eine in Neiße, der andere in Graudenz erdulden sollte. Nach einigen Wochen entwich der in Graudenz befindliche Graf Lanzac, es hatte eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß ein preußischer Ingenieuroffizier, der in jener Festung zu der Zeit angestellt war, ihn dabei begünstigt habe, daß er wenigstens in den Kleidern desselben über die damals nur tausend Schritt vom Glacis entfernte polnische Grenze gegangen sei; die darüber angestellte Untersuchung konnte indes doch nichts Gewisses ermitteln. Auf jeden Fall war die Entweichung sehr unangenehm, denn man mußte darauf gefaßt sein, daß ein so boshaft unruhiger Mann sich nun nach Frankreich wenden und dort auf jede mögliche Art Preußen zu schaden suchen würde.

Ein oder zwei Tage nach der ersten eingegangenen Meldung von dem obigen Vorgange kam ich früh des Morgens zum König, fand ihn allein, aber ganz ungewöhnlich aufgeregt, und als ich mich teilnehmend nach der Ursache erkundigte, gab mir der König einen soeben eingegangenen Bericht zu lesen, dessen Inhalt mich allerdings auch in Erstaunen setzte; denn der damalige Kommandant von Neiße, der Oberst Raumer, schrieb: „Gleich nach Ew. Majestät eingegangenem Befehl habe ich dem Grafen Lanzac die vorgeschriebene Erklärung, daß er für immer Ew. Majestät Staaten meiden solle, unterschreiben und ihn sodann nach der österreichischen Grenze transportieren lassen, über die er auch glücklich gekommen ist.“ Da von Berlin aus ein solcher Befehl nicht ergangen war, so erhielt der Kommandant den Befehl, jene Kabinettsordre einzuschicken; dies geschah, sie war recht geschickt sowohl im Stil als der Handschrift den gewöhnlichen nachgebildet, und das Siegel einer anderen Kabinettsordre aufgeklebt, so daß man auf den ersten Anblick, ohne die Sache genauer nachzusehen, wohl getäuscht werden konnte. Alle angestellten Untersuchungen haben den Urheber nicht ermittelt, weshalb ich auch die einzelnen Mutmaßungen hier nicht weiter berühren will; am auffallendsten blieb es, daß die Sache so geschickt berechnet war, daß beide Brüder zu gleicher Zeit befreit wurden.

Der Tod der Königin Luise und die allgemeine Lage.

Bald nach diesen einzelnen Vorgängen traf den König unerwartet ein sehr harter Schlag, vielleicht für seine Empfindungen der härteste, den er bis dahin erlebt hatte: der plötzliche Tod der Königin.

Es war in der ersten Hälfte des Monats Juli im Jahre 1810, als die Königin zur Mittagszeit in Charlottenburg in das Speisezimmer trat und der dort versammelten Tischgesellschaft mit heiterem Gesicht erzählte: Sie habe soeben vom König die Erlaubnis erhalten, nach Strelitz zu ihrem Vater zu reisen, dort würde sie einige Tage bleiben und dann vom König abgeholt werden, der dann auch ein paar Tage dort verweilen wolle. Beinahe das ganze nun folgende Tischgespräch handelte von dieser Reise, die Königin, in der Fülle der Gesundheit und des augenblicklichen Frohseins, ließ jedem der Anwesenden ein schönes Bild ihrer Liebenswürdigkeit zurück und reiste früh am andern Morgen zu ihrem fürstlichen Vater.

Wenige Tage darauf kam plötzlich die Nachricht ihrer bedenklichen Krankheit, der König eilte sogleich nach Strelitz, mit ihm mehrere Berliner Aerzte, aber alle Hilfe war vergebens, denn achtundvierzig Stunden später wußte man es, daß diese liebenswürdige Königin nicht mehr im Kreise der Lebenden sei. Den König traf dieser Schlag unstrittig am härtesten, sein Charakter bedurfte einer Stütze, ein fühlendes Wesen, dem er seinen Kummer klagen konnte, und wenn die Verschiedenheit der Charaktere zuweilen auch einzelne Mißtöne erzeugt haben mochte, so war die Ehe im ganzen doch unbestritten zu den glücklichsten zu rechnen und die liebenswürdigen weiblichen Eigenschaften der Königin zu bedeutend, als daß nicht ein solcher Verlust das Herz des Gatten tief verwunden sollte. Der König trug sein Geschick mit unverkennbar tiefem Schmerz, aber doch im ganzen mit männlicher Ergebung, und er wurde dadurch ein allgemeiner Gegenstand des Mitleides. Er war in diesen Tagen des Kummers so liebenswürdig, daß ich jetzt noch, nachdem so viele Dinge mich von ihm getrennt haben,

nur immer mit reger Teilnahme an ihn und diese Zeit zurückdenken kann. Lange trug der König, z. B. wenn er zum Vortrage kam, das Taschentuch, mit welchem die Königin sich den letzten Schweiß abgetrocknet hatte, an seiner Brust und küßte es, wenn er unbemerkt zu sein glaubte. Mir scheint dieser einzelne Zug zu beweisen, daß der König wohl die Anlagen zu einer poetischen Ansicht des Lebens (die er sonst bitter tadelte) hatte, wenn er nur besser entwickelt worden wäre; auch war sein Schmerz nicht kurz vorübergehend, es war nur die Macht der Zeit, die ihn nach und nach, besonders im Laufe der Kriege 1813/14 tilgte.

Auch die Nation fühlte den unerwarteten Verlust der Königin recht tief und in großer Uebereinstimmung. Die äußere und innere Liebenswürdigkeit der Königin war ein Gegenstand allgemeiner Verehrung, man wußte, daß sie ungeduldiger als der König das die Nation betroffene Unglück trug, und dies hatte ihr die Liebe des Volkes zugewendet, welches in überwiegender Mehrheit in diesem Punkte übereinstimmend mit der Königin dachte; alles vereinigte sich, um den Eindruck des erlittenen Verlustes zu vergrößern, jeder glaubte einen Trauerfall in seiner Familie erlitten zu haben und umgab in seiner Phantasie die Verstorbene mit einem nationalen Heiligenschein. Die Teilnahme, welche dem König von allen Seiten zu teil wurde, war daher mehr als gewöhnlich, besonders hat mich die der damaligen Kaiserin von Oesterreich, Marie Louise Beatrix, ergriffen, weil sich darin ganz ihr edler Charakter aussprach. Die Kaiserin war eben auf einer Reise in Böhmen ganz allein begriffen, als der damalige Major und Flügeladjutant von Luck mit der für den Kaiser nach Wien bestimmten Nachricht von dem Tode der Königin

durch das Nachtquartier der Kaiserin, ich glaube Kolin, eilte, die Kaiserin erfuhr das, ließ ihn zu sich fordern und schrieb durch ihn an den König:

„Entfernt von allen Ratgebern, begehe ich vielleicht einen großen Fehler der Etikette, doch hoffe ich, Ew. Majestät und der Kaiser, mein Gemahl, wird es mir verzeihen, wenn ich dem Drange meines Herzens nicht widerstehen kann und Ew. Majestät in diesen Zeilen meine treue Teilnahme an Ihrem unersetzlichen Verlust darbringe."

Der Brief, nur flüchtig hingeworfen, war eines der zartesten Beileidsschreiben, die man nur denken konnte, und sprach ebenso für das tiefe Gefühl als die geistige Bildung der erhabenen Verfasserin.

Wenden wir uns von der Schilderung dieses traurigen Ereignisses wiederum zu der der öffentlichen Begebenheiten im preußischen Staate, so scheint es notwendig, ihnen ein Bild der damaligen europäischen Verhältnisse vorauszuschicken, da der beinahe zusammenfallende Wiedereintritt Hardenbergs und der Tod der Königin auch zugleich als Epoche einer Wendung in der preußischen Politik dastehen. Napoleon hatte durch den Frieden von Tilsit und Schönbrunn sich große Vorteile erkämpft, und man konnte diese als Siegesfrüchte sich allenfalls erklären. Aber alle diejenigen zum Teil hier schon erwähnten Gewalthandlungen, die mitten im Frieden von ihm fortdauernd gegen die Selbständigkeit der anderen Staaten ausgeübt wurden, zeigten es denn doch unwiderleglich, daß Napoleon keinen Vertrag als eine heilige Schranke achtete, sondern einen Zustand in Europa herbeizuführen beabsichtigte, der ihn zum unumschränkten Gebieter von einer Menge neu gebildeter kleiner Staaten machen sollte. Den bisher herr=

schenden Dynastien von seinem Standpunkt mit Recht mißtrauend, benutzte er jede sich ihm darbietende Gelegenheit, um sie von ihren Thronen zu stoßen und durch seine Verwandte oder Generale zu ersetzen, oder er fesselte diejenigen, welchen er aus Gnaden die innere Regierung ließ, an sein Interesse durch Heiraten, die sie mit den Töchtern seiner Genossen vollziehen mußten.

In Deutschland spielte der bei weitem größte Teil der durch den Rheinbund mit Bonaparte vereinigten Fürsten eine unwürdige Rolle, sie und ihre Minister überboten sich im Weihrauchstreuen gegen den neuen Herren und Gebieter; im deutschen Volke bildete sich, mit Ausnahme der südlichen Staaten, der Haß gegen Frankreich allerdings immer stärker aus, doch fesselte die unglückliche Zersplitterung, welche seit tausend Jahren Deutschland in seinem Entwicklungsgange gelähmt hat, das Aufkommen jeder großartigen Ansicht, es blieb beim stillen Haß oder einzelnen unbesonnenen Ausbrüchen. Dänemark genoß für bedeutende Opfer und das gänzliche Aufgeben eines eigenen Willens einen Schatten von Selbständigkeit. Die Holländer, gegenwärtig in eine französische Provinz verwandelt, waren über die Reduktion ihrer Staatsschuld so erschreckt, daß sie höchstens ganz im stillen in ihren Käse hineinfluchen konnten. Italien, mit Ausnahme der von den Engländern beschützten Inseln Sizilien und Sardinien, war durch die Franzosen unterjocht und wurde von diesen offenbar zum Besseren erzogen.

Nur aus Spanien blitzte zuweilen noch ein Zug männlicher Kraft zu dem erstaunten Europa herüber und zeigte den besonnenen Staatsmännern den unerschöpflichen Reichtum einer geweckten Volkskraft, dem vorurteilsfreien Soldaten den Weg, auf dem man mit Erfolg gegen das mäch-

tige Kriegsgebäude Napoleons zu kämpfen versuchen könne. England, welches in seinen Handelsinteressen mächtig bedroht war und nebenbei selbst in seinem Innern wenigstens teilweise Revolutionsversuche besorgte, kämpfte mit offener Stirne gegen Bonaparte, es unterstützte nicht allein den Kampf auf der Iberischen Halbinsel, sondern gab auch durch seine den Kontinent fortdauernd streifenden Sendlinge überall zu verstehen: daß es zu ähnlicher Unterstützung auch an anderen Orten bereit sei. Der Baron von Ompteda, (später hannöverischer Minister in London) hatte sich in der obigen Eigenschaft in Berlin in den Jahren 1810—1812 bleibend aufgehalten.

In Schweden war soeben Bernadotte zum Kronprinzen gewählt; wenn man auch im stillen von seiner Abneigung gegen Napoleon sprach und wußte, daß dieser sich eigentlich über die Erwählung des ersteren geärgert habe, so mußte man in den ersten Augenblicken doch Frankreichs Uebergewicht durch diese Wahl vermehrt glauben.

Oesterreich hatte sich seit dem Schönbrunner Frieden vielfach im vertraulichen diplomatischen Schriftwechsel an Preußen genähert; es äußerte durch allgemeine Redensarten Teilnahme, ließ auch wohl hin und wieder vorsichtig durchblicken, daß ihm das Glück des neuen Schwiegersohns nicht bedeutend am Herzen läge, doch war dies alles sehr abgemessen, nur gegen Rußland sprach sich entschiedene Abneigung aus, und fortdauernd wurde vor den Plänen dieser Macht in Hinsicht der Türkei gewarnt.

In Rußland aber war um diese Zeit bereits eine entschiedene Veränderung seiner bisherigen Stellung zu Frankreich vorgegangen. Der Enthusiasmus, mit dem Alexander sich seit dem Frieden in Tilsit an Napoleon angeschlossen hatte, war verraucht, und dagegen das alte wohl begründete

Mißtrauen gegen die Pläne dieses ungezügelten Eroberers wiederum vorgetreten. Napoleons Wahl einer Erzherzogin zur Gattin hatte ebenso wie die Vertreibung des Herzogs von Oldenburg Alexander persönlich beleidigt, der erste russische Botschafter in Paris nach dem Frieden von Tilsit, der achtenswerte General Tolstoy, war durch seinen ruhigen Blick ganz dazu geeignet, seinem Kaiser ein richtiges Bild von dem, was er von Napoleon zu erwarten habe, zu geben. Eine wenig bekannte Anekdote von Tolstoy während seines Aufenthalts in Paris scheint mir ganz dazu geeignet, den Mann und die Festigkeit seines Charakters zu schildern, und verdient daher hier wohl eine Stelle. Napoleon gab sich im Anfang große Mühe, durch persönliche Gunstbezeugungen den ernsten Tolstoy an sich zu ziehen, und so sagte er ihm einmal bei einer Cour: er habe den Befehl gegeben, daß man für die Gattin des Botschafters in Brüssel ein Spitzenkleid (eine Auszeichnung, die sonst nur Fürstinnen gegeben wurde) anfertigen solle; da antwortete ihm Tolstoy kalt und stolz: „Ces toiles d'araignée ne sont pas pour nos climats.“ * Außerdem hatte die von Alexander angenommene Handelssperre gegen England eine Menge von Hemmnissen in dem russischen Verkehr erzeugt, die viel Unzufriedenheit im Innern hervorbrachte und bei dem Kaiser bei längerer Dauer nicht unbegründete Besorgnis erregen mußte.

Man hat im Auslande in dieser Hinsicht eine sehr irrige Vorstellung über den Umfang der Macht eines russischen Kaisers. Wenn davon die Rede ist, einzelne Menschen willkürlich zu behandeln, dann ist die Macht eines Kaisers wirklich unumschränkt, die Feinde des Gestürzten,

---

* „Diese Spinngewebe sind nichts für unser Klima.“

und welcher Mensch hätte die nicht, sind sogar bereit, die Lobredner des ungerechten Verfahrens zu machen, indem sie dadurch persönliche Vorteile, vielleicht auch die Stelle des Vernichteten zu erhalten hoffen. Dies alles aber verändert sich, wenn eine kaiserliche Anordnung die gemeinschaftlichen Interessen des Adels und der aus ihm hervorgegangenen höheren Beamten gefährdet: es entwickelt sich dann bald eine Korporationsrenitenz, die die Ausführung der beabsichtigten Verordnung lähmt, ihr nur zu oft eine ganz entgegengesetzte Richtung giebt und bei längerer Dauer mehr als eine Entthronung in den russischen Annalen verzeichnete. Alle despotischen Regierungen, und so auch Rußland, sind in solchen Verhältnissen in einer viel hilfloseren Lage, als man es sich ohne eigene Anschauung vorstellen mag. Indem ein sklavischer Gehorsam, der ebenso jede Gegenvorstellung ausschließt, als auch in seiner äußeren Ausübung von jedermann den Ausdruck knechtischer Formen fordert, ihre Grundlage bildet, entbehrt eine derartige Regierung einer Menge von Kennzeichen, durch die man in anderen Staaten die ersten Eindrücke einer neuen Verordnung mit einiger Sicherheit beurteilen kann, und ein Gehorsam, den nur die Zuchtrute erzwingt, kann in den Augenblicken der Gefahr nur sehr wenig auf die menschlichen Empfindungen der Treue und Liebe rechnen.

Auch die Errichtung des damaligen Großherzogtums Warschau enthielt Keime genug, um den Standpunkt eines russischen Kaisers zu beunruhigen; die einzelnen französischen Formen, welche Napoleon auf sarmatischen Boden geworfen hatte, waren ein von ihm wohlberechnetes Stückwerk, viel zu unvollkommen, um eine polnische Nationalität wirklich zu erzeugen, aber wohl hinreichend, um nicht allein den unruhigen polnischen Adel in sanguinische Träume zu wiegen,

sondern auch den Keim der Unzufriedenheit tief nach Rußland zu werfen. Alles dieses waren Gründe genug, um die politisch humanen Träume des Kaisers Alexander (daß er und Napoleon friedlich über Europa herrschen könnten) noch zur rechten Zeit zu zerstören. Die Eroberung von Finnland und der mit teilweisem Erfolg um diese Zeit geführte Türkenkrieg mochten auch das ihrige dazu beitragen, um Alexander wiederum mit dem Gedanken eines Kampfes gegen Napoleon vertraut zu machen. Diese lokal russischen Verhältnisse erzeugten auch wieder eine größere Annäherung Alexanders an Preußen, die freundschaftlichen Verhältnisse beider Staaten, besonders die gegenseitige persönliche Aufmerksamkeit beider Regenten, waren zwar niemals ganz unterbrochen worden, allein Alexander hatte seit dem Frieden von Tilsit sich doch sichtbar zurückgehalten. Um diese Zeit aber, in der Mitte des Jahres 1810, gab Alexander wiederum vertrauliche Warnungen über die Zerstörungsabsichten Napoleons gegen Preußen, und mit ihnen zugleich seine Bereitwilligkeit, mit gewaffneter Hand, da wo es erforderlich sei, uns zu unterstützen. Denn sobald Rußland den Gedanken an die Möglichkeit eines neuen Kriegs mit Frankreich wiederum ins Auge faßte, war das Schicksal und Benehmen Preußens, sowohl in politischer als militärischer Hinsicht, von der höchsten Wichtigkeit für Rußland. Die Räumung der drei von den Franzosen noch besetzten Oderfestungen ward ein Ziel, welches von nun an Rußland mit Preußen gemeinschaftlich ins Auge faßte.

Diese Annäherung Alexanders an Preußen kam übrigens zur erwünschten Stunde, denn beinahe jeder Tag brachte ein neues Kennzeichen, daß Napoleon das Erbe der Hohenzollern erst durchaus zu entkräften, dann gänzlich auf=

zulösen beabsichtigte. Bald gab es neue Geldforderungen, bald neue unter lästigen Bedingungen für Frankreich, Sachsen und Warschau geforderte Militärstraßen, deren in die Augen springender Zweck eine netzartige Besetzung des Landes war, in den Oderfestungen und Danzig wurden Kriegsvorräte aufgehäuft, die, außer aller Grenze des Festungsbedarfs, mit Gewißheit die Rüstungen zu einem neuen Kriege ankündeten. Die persönliche Neigung des Königs ward dabei noch besonders durch eine drohende Note des französischen Gesandten angegriffen, der sich darüber beschwerte, daß die preußische Armee stärker sei, als es ihr traktatenmäßig zugestanden; dies veranlaßte den König, einen Aufsatz über diesen Gegenstand selbst zu entwerfen. Der König hat darin, nicht ohne diplomatische Gewandtheit, die Regimentsmusiker, die Offizierbedienten, die für die beurlaubten eingezogenen Krieger und die zahlreichen Festungsbesatzungen (Garnison- und Invaliden-Kompagnien) ganz aus dem Spiel gelassen und so eine Rechnung angefertigt, die die Stärke des Heeres weit unter ihren Etat stellte und für einige Zeit wenigstens die Mahnungen des französischen Gesandten beschwichtigte.

Alle an Preußen gemachten Forderungen wurden durch den Ton der Verhöhnung und Geringschätzung vermehrt, und fast jede diplomatische Depesche berichtete von Aeußerungen Napoleons oder seiner Vertrauten, die es deutlich sehen ließen, was Preußen eigentlich noch zu erwarten habe.

Bei diesen sich immer trüber gestaltenden Aussichten für Preußen war es natürlich, daß eine Menge Versuche, uns mit den noch selbständig dastehenden Staaten näher zu vereinigen, von unserer Seite unternommen wurden, obgleich bei der strengen Beobachtung, deren jeder unserer Schritte

von französischer Seite unterworfen war, dies nur mit großer Vorsicht geschehen konnte. Die Kommunikationen mit Oesterreich gingen größtenteils durch den Fürsten Esterhazy, den damaligen Gesandten dieser Macht in Dresden, und zu einer ausführlicheren Verständigung mit Petersburg sollte der in dem damaligen Augenblick ohne Dienstanstellung lebende Rittmeister von Bornstädt, unter dem Vorwande, russische Dienste zu suchen, mit ausführlicher Instruktion an den Major Schöler, der die Stelle eines Gesandten dort versah, abgesendet werden, als ein ganz unerwarteter französischer Versuch unsere bisherigen Besorgnisse nicht unbedeutend vermehrte.

Im Januar 1811 versuchte es auf einmal ein aus dem Mecklenburgischen angekommenes französisches Detachement, den Hafen von Swinemünde zu besetzen; der daselbst befehligende Offizier, Kapitän v. Cardel, verweigerte dies mit Bestimmtheit, und Blücher schickte ihm, sowie er es erfuhr, auch sogleich die nötigen Verstärkungen, so daß man sich von französischer Seite wohl überzeugte, daß ohne Blutvergießen dieser Posten nicht zu erhalten sein würde, und daher gab man die ganze Geschichte als einen Irrtum subalterner Offiziere aus. Daß das Unternehmen auf Swinemünde absichtlich war und den Zweck hatte, uns eine Seekommunikation abzuschneiden, leidet wohl keinen Zweifel; wäre es gelungen, die Franzosen wären gewiß nicht wieder herausgegangen. Desto notwendiger war es aber auch, nun einen Plan für die Zukunft zu entwerfen, um nicht durch ähnliche erneute Versuche überrascht und über den Haufen geworfen zu werden.

Glücklicherweise waren Hardenberg und Scharnhorst über mehrere Hauptpunkte ziemlich einig. Nach ihrer vielfältig durchdachten Ansicht war

a) ein Krieg zwischen Frankreich und Rußland mit Gewißheit zu erwarten;

b) die Absicht Napoleons, den König vom Throne zu stoßen, mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, und es kam also darauf an,

c) den Landesrüstungen, soviel dies in unserer Lage möglich war, ohne Aufsehen die größtmöglichste Ausdehnung zu geben, durch

d) Herbeischaffung der Geldmittel nicht allein jene Rüstungen vorzubereiten, sondern auch zugleich durch pünktliche Leistungen der gegen Frankreich eingegangenen Verbindlichkeiten Napoleon die Gelegenheit zu nehmen, sich über stockende Zahlung zu beschweren und daraus eine Wiederbesetzung von Preußen abzuleiten, und

e) zur Erreichung dieser Zwecke nicht die notwendigen außerordentlichen Mittel zu scheuen, auch zugleich durch zeitgemäße Landeseinrichtungen fortdauernd den Geist und die Anhänglichkeit des Volkes zu beleben.

Diese Ansichten waren hauptsächlich durch Scharnhorst ausgebildet, Hardenberg hatte sie mit einem edlen Eifer aufgenommen. Der König mußte die Richtigkeit derselben in den ihm gemachten ausführlichen Vorträgen vollständig zugeben, er genehmigte fortlaufend eine Menge der wichtigsten zu diesem Zweck ihm fortdauernd vorgelegten Anordnungen.

Um indes nichts zu vernachlässigen, was nur irgend dazu beitragen könne, um Napoleon zu einer günstigeren Ansicht über Preußen zurückzuführen, schlug Hardenberg bald nach dem Antritte seines Amtes die Absendung des Feldmarschalls Kalkreuth mit einer außerordentlichen Mission nach Paris vor; er sollte womöglich in den Beschlüssen der Bayonner Konvention und in den ohne allen

Traktatengrund gemachten Militärforderungen einige Milderung zu bewerkstelligen suchen. Indem Hardenberg diesen Schritt beim König in Anregung brachte, bezeugte er dadurch zugleich sein gegen Frankreich friedlich gesinntes System und wählte auch in der Person des Feldmarschalls einen Mann, der wegen seiner bekannten Gesinnungen in Paris nur angenehm sein konnte. Kalkreuth war zwar mit Hardenberg gespannt, nahm jedoch die angetragene Mission mit Vergnügen an, weil er durch ihr sicheres Gelingen sich als einen unentbehrlichen Mann zu bezeichnen hoffte. Indes ein altes Sprüchwort sagt: der Mensch denkt und Gott lenkt, und so ging es auch hier: die ganze Sendung hatte eigentlich gar keinen Erfolg, Kalkreuth, der sich an ein unaufhörliches Witzeln gewöhnt hatte, trat in Paris weniger richtig auf, als man es von seinem Verstande erwarten konnte. Er sprudelte in seiner Anekdotensucht einen unaufhörlichen Tadel über Friedrich den Großen und selbst auch über seinen besonderen Protektor, den Prinzen Heinrich, und entfremdete sich dadurch eine Menge rechtlicher Franzosen, wie ich es späterhin selbst aus ihrem Munde erfahren habe. Auch Napoleon schien ihn entweder nicht mehr zu bedürfen oder durchschaut zu haben, er behandelte ihn kalt, und weder die ihm aufgetragenen Staatsgeschäfte noch seine eigenen hatten irgend einigen Fortgang, die Stunde seiner Abreise nahte, und Kalkreuth suchte nun durch ein ganz sonderbares Mittel wenigstens für sich eine kaiserliche Gunst zu erhaschen. Der Feldmarschall war bei seiner Abreise ausdrücklich darüber belehrt, daß in Paris alle seine Briefe auf der Post erbrochen würden, und deshalb auch eine ganz regelmäßige Korrespondenz durch Kuriere für ihn eingeleitet. Nichtsdestoweniger schrieb er auf einmal mit der gewöhnlichen

Post an den König: Es ginge allgemein das Gerede, daß der Kaiser Napoleon beabsichtige, ihm das Großkreuz der Ehrenlegion zu geben; um nun jede Verzögerung zu vermeiden, die vielleicht politisch unangenehm sein könne, frage er lieber jetzt schon an, ob er den Orden annehmen könne. Natürlich erteilte ihm der König diese Genehmigung sogleich, das half indes nichts, denn Kalkreuth erhielt einige Zeit darauf seine Abschiedsaudienz von Napoleon, aber keineswegs das ersehnte Großkreuz, sondern ein in Hinsicht seines Ranges unbedeutendes Präsent, ich glaube, ein paar Porzellanvasen.

Im Herbste des Jahres 1810 unternahm der König eine Reise nach Schlesien, er hatte diese Provinz seit dem Jahre 1804 nicht wieder gesehen und wurde in jedem Dorfe mit großem Jubel aufgenommen; die Empfindungen der durch Frankreich gekränkten Nationalität zeigten sich in der Mehrheit des Volks sehr deutlich und gaben dem Beobachter auch hier die gegründete Hoffnung, daß der königliche Ruf zum einstigen Kampfe nicht nutzlos verhallen würde. Da der König kein Aufsehen machen und auch die Kosten soviel als möglich vermeiden wollte, so waren die wenigen Truppen, welche damals in der Provinz standen, nicht zusammengezogen, sondern der König musterte sie in ihren Garnisonen, wodurch er auch die Gelegenheit erhielt, das ganze Land zu sehen und von ihm gesehen zu werden; die Reise ging nach Liegnitz, Schweidnitz, Glatz, Neiße, Kosel und über Breslau und Grünberg nach Hause. Auf dem Wege von Frankenstein nach Reichenbach kam der König an einem kleinen, seitwärts dem Wege gelegenen Wäldchen vorbei, in dem er bei seiner letzten Anwesenheit in der Provinz mit der Königin froh gefrühstückt hatte: diese Erinnerung schwebte ihm noch so lebhaft vor, daß er den

Wagen halten ließ und ganz allein nach jenem Haine ging, wo er wohl eine Viertelstunde verweilte und höchst bewegt von dort zurückkehrte.

Da Breslau der Schlußpunkt der königlichen Reise war, so hatte sich ein großer Teil des Adels dort versammelt, um an einzelnen, dem König zu Ehren bereiteten Festlichkeiten teil zu nehmen, es fand auch hier eine Verleihung von Orden in allen Ständen statt, durch die der König die während der Besitznahme durch die Franzosen ihm vorzugsweise gegebenen Beweise der Treue zu belohnen und auszuzeichnen suchte; aus eben dieser Ansicht aber wurden auch einige vornehme Leute etwas sehr kalt empfangen, die mit dem Prinzen Hieronymus Bonaparte während seiner Anwesenheit in Schlesien zu sehr fraternisiert hatten, und ein gleiches Los traf einige niedliche Frauen, die, wie man behauptete, aus reinem Kosmopolitismus sich ein wenig mit den französischen Offizieren eingelassen hatten.

Die Hardenbergsche Reformperiode.

Wenn ich nun wieder zu einer übersichtlichen Schilderung der bemerkenswertesten Staatsereignisse zurückkehre, so scheint es mir am angemessensten, zuerst die Hauptmomente der durch Hardenberg im Innern geleiteten Gesetzgebung und Verwaltung herauszuheben und diesen dann eine zusammenhängende Erzählung der politisch-militärischen Verhältnisse bis zu dem Ausbruche des Krieges 1812 folgen zu lassen, da sich durch diese Trennung des Innern vom Aeußeren jeder Gegenstand am einfachsten übersehen läßt. Es ist indes keineswegs meine Absicht, eine zusammenhängende Geschichte oder Kritik der Hardenbergschen Verwaltung zu geben, sondern ich will nur über die Veran-

lassung zu den Gesetzen und über die Eindrücke, welche sie zum Teil hervorriefen, dasjenige hier niederschreiben, was mir in dieser Hinsicht merkwürdig erscheint.

Geld zu schaffen, dies war im allgemeinen die große Aufgabe Hardenbergs. Wenn er dies nicht anders als durch neue Auflagen verwirklichen konnte, da an Anleihen zu jener Zeit für Preußen (Gott Lob) nicht zu denken war, so mußte er die neuen auf die Nation gewälzten Lasten, wenigstens in etwas durch hinzugefügte Vergünstigungen und durch das Anerkennen der seit der französischen Revolution laut gewordenen Zeitbedürfnisse, zu versüßen suchen. Dies war eine so einfache, durch die Rechtlichkeit sowie durch die Politik gebotene Maßregel, daß man vernünftigerweise nichts dagegen einwenden konnte. Wollte das erlauchte Haus der Hohenzollern sich eine Stütze in der Liebe seines Volkes erhalten, so mußte es dasselbe gut und zeitgemäß behandeln, dies mußten selbst die Hofpatrioten jener Zeit, wenn auch nur stillschweigend, zugeben, und ich würde diese Bemerkung, die jedem umsichtigen Manne vielleicht überflüssig erscheint, nicht niedergeschrieben haben, wenn nicht heutzutage unter manchen vornehmen Leuten sich die Meinung verbreitet hätte, daß man zu jener Zeit viel zu leichtsinnig alte Rechte aufgeopfert und zu viel versprochen hätte. Man könnte diesen Menschen zurufen: wenn die gerechten Forderungen einer fortschreitenden Volksentwicklung in euren Zwitterseelen auch keinen Wert haben, so bedenkt doch wenigstens die alte Markterfahrung, daß man zu der einen Zeit nicht so wohlfeil wie zu der andern kaufen kann. Die ersten bedeutenden Gesetze, mit denen Hardenberg in der oben erwähnten Hinsicht vortrat, waren die vom 27., 28. und 30. Oktober 1810. In dem ersten kündigte der König seinem Volke an: daß die gegen Frankreich einge-

gangenen Verpflichtungen nicht anders als durch neue Auflagen zu tilgen wären; der Ton war väterlich teilnehmend, dabei wurden mehrere Ersparungen und einzelne Erlasse angekündigt, eine Kommission von Provinzialdeputierten zur Regulierung der Kriegsschulden in der Hauptstadt niedergesetzt, und am Schlusse der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl für das Ganze als für jede der Provinzen versprochen.

Unter den Erleichterungen, welche sogleich ins Leben traten, war der Erlaß der bis dahin für die Kavallerie bestandenen Fouragelieferung zu einem sehr geringen Preise und die Abschaffung des zu allen Dienstreisen und Transporten bisher gegen eine ganz unzureichende Bezahlung vom Lande gegebenen Vorspannes eine bedeutende Wohlthat, besonders für den Bauernstand. Die Fourage wurde in den alten Provinzen ganz allein von dem Bauernstande geliefert und durch eine Menge bei der Ablieferung eingerissener Plackereien doppelt beschwerlich. Die Gestellung des Vorspannes aber fiel überall nur den Bauern zur Last, störte unaufhörlich ihre durch die Frohnden bereits drückend in Anspruch genommenen eigenen ländlichen Arbeiten und raubte ihnen die Lust, ihren Pferdestand zu verbessern.

Zugleich wurde in jenem Edikt, obgleich es bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen ist, eine gleiche Verteilung der Grundsteuer angekündigt, welche natürlich auch die steuerfreien Hufen der Rittergüter in Anspruch genommen haben würde. Ebenso wurde der Service, welchen bis dahin nur die bequartierten Städte aufbrachten, auf das ganze Land verlegt, welches vielleicht gerechter schien, als es wirklich war, auch ein Teil der bis dahin unveräußerlichen königlichen Domänen zur Tilgung der Staatsschulden zum Verkauf gestellt.

Das Gesetz vom 30. Oktober hob alle im Staate noch befindlichen Stifte aller Konfessionen auf und hatte ebenfalls die große unabweisbare Grundlage des Geldbedürfnisses. Daß die katholischen Klöster und ihre mitunter reichen Pfründen nur den Herd einer fortdauernden Unsittlichkeit bildeten, darüber waren selbst die vernünftigen Katholiken jener Zeit einverstanden, und selbst Karl X. ebensowenig wie gegenwärtig der König Ludwig von Bayern würden wahrscheinlich damals mit dem Entwurf, neue Klöster anzulegen, hervorgetreten oder durchgedrungen sein. Wenn aber ein protestantischer Regent katholische Stifter, an denen noch wenigstens der Schein einer religiösen Nützlichkeit klebte, zum allgemeinen Besten einzog, wie konnte er dann wohl die evangelischen bestehen lassen, die keinen andern Zweck hatten als einen schädlichen Kastenstolz zu nähren? Und doch hat man jetzt wieder das bereits aufgehobene Domstift zu Brandenburg hergestellt und ähnliche Sinekuren im Herzogtum Sachsen erhalten! So können sich die Ansichten unter einer und derselben Regierung ändern.

Das Gesetz vom 28. Oktober endlich ordnete eine Luxussteuer und eine auch über das platte Land verbreitete Konsumtionssteuer an. Die Luxussteuern bringen zwar in der Regel wenig ein, sie sind aber eine Anerkenntnis, daß man den Steuerdruck, der doch hauptsächlich auf den unteren Ständen lastet, soviel als möglich gerecht verteilen müsse. Die Einführung der Konsumtionssteuer auf dem platten Lande dagegen machte, da sie bis dahin bei uns gänzlich unbekannt war, keinen angenehmen Eindruck.

Da man einen jeden Gegenstand von verschiedenen Standpunkten ansehen und also auch verschiedene Meinungen darüber haben kann, so konnte dies natürlich auch bei so

wichtigen Veränderungen, wie sie die eben angedeuteten Gesetze bezweckten, nicht ausbleiben. Der gutsbesitzende Adel, in seinen Einnahmen und Herrenrechten beschränkt, der zünftige Handwerker, in seinem bisherigen Schlendriansbetrieb bedroht, alle diese vereinigten sich, um offen oder durch kleinliche Intriguen die Ausführung jener Gesetze zu hintertreiben. Am stärksten kam dieses in dem Lebusschen und Beeskow-Storkowschen Kreise der Mittelmark zum Ausbruch; die Stände dieser Kreise vereinigten sich in Frankfurt, hielten dort eine Beratung und unterzeichneten durch ihre Bevollmächtigten eine in Fredersdorf, dem Gute des damaligen Majors, jetzigen Generalleutnants v. Marwitz, entworfene Adresse an den König, die im Juni 1811 übergeben wurde. Dieser Aufsatz enthielt, wie dies immer bei solchen Parteiarbeiten der Fall ist, etwas Wahrheit mit einer Menge Leidenschaft und Irrtum vermischt, war indes mit großer Arglist abgefaßt, um den König wankend zu machen und den Staatskanzler zu stürzen; zu dem letzten Zweck waren die gröbsten Verleumdungen und die unschicklichsten Aeußerungen nicht gespart. Die Stände beriefen sich in ihrer Adresse auf die älteren landschaftlichen Rezesse, nach denen der König weder die Gewalt habe, solche Steuerveränderungen vorzunehmen, noch die Privilegien des Adels anzutasten, und entschuldigten die während der französischen Okkupation von den Ständen gemachten Schulden dadurch: daß die königlichen Behörden sie selbst in gewisser Art dazu verleitet hätten, und daß überhaupt seit einer langen Zeit die Stände nicht von der Lage des Staates gehörig unterrichtet worden wären. In allem diesem lag einige Wahrheit, doch mußte man sich von der anderen Seite auch dagegen wieder sagen, daß mit den damaligen Provinzialständen auf verschiedenen Punkten über die Bedürfnisse des

Staats zu unterhandeln rein unmöglich war, und daß man von diesen, bloß aus dem Adel und einigen zünftigen Bürgern zusammengesetzten Ständen niemals die Befreiung der Bauern noch die Freiheit der Gewerbe würde haben erhalten können, daß also in jenem kritischen Augenblick einige organische Gesetze und dann eine zeitgemäß zusammengesetzte Repräsentation des gesamten Staates der einzige Weg war, der sicher zum Ziele führen konnte.

In dem weiteren Fortgang jener Adresse wurde Oesterreich als das schönste Beispiel, wegen seiner Anhänglichkeit an die alten Einrichtungen und Formen, hoch gepriesen (man brachte hiebei wahrscheinlich im stillen Joseph II. ein pereat), die Aufhebung der adeligen Freiheiten als der Vorbote einer unausbleiblich hereinbrechenden Revolution angekündigt, denn nur durch den Adel würde das sonst trotzige und aufrührerische Volk im Zaum gehalten, und endlich nach einer Menge der beleidigendsten Ausfälle gegen die Regierung und den Staatskanzler (wobei der König eigentlich als ein willenloses Schattenbild erschien) gegen alle Veränderung der Gesetzgebung protestiert, bis der König mit den alten Ständen einen förmlichen Vertrag abschließen würde. Noch am Schlusse wurde die Prophezeiung des unvermeidlichen Unglücks wiederholt, und dann, um das Ganze in Rücksicht auf den König doch etwas zu versüßen, hinzugefügt: daß, wenn in der Stunde der Gefahr alles den König verlassen würde, dann würden die alten Stände ihm zur Seite treten, mit ihm kämpfen und fallen.

Etwas Sonderbares bei dieser Adresse war es, daß unter anderen zwei Bürgerliche Namens Lehmann, (der eine war Landrat und Bürgermeister von Frankfurt), diese aus krassen Adelsvorurteilen entsprungene Schrift redlich mit unterzeichnet hatten, und daß unter jenem erwähnten pa-

thetischen Schluß, der einen Kampf auf Leben und Tod andeutete, nicht allein der Name des Grafen Fink von Finkenstein, eines betagten Mannes, der schon zur Zeit des bekannten Müller Arnoldschen Prozesses Regierungspräsident in Küstrin war, sondern auch der der Hofdame Fräulein v. Viereck als Gutsbesitzerin prangte: die preußische Streitkraft würde in einem Kampfe auf Tod und Leben durch diese beiden wenigstens nicht besonders verstärkt worden sein.

Diejenigen Menschen, welche glauben oder sich wenigstens so anstellen, daß es möglich ist, einen Staat mit seinen alten Gesetzen und den in einer früheren Zeit an einzelne gegebenen Vorrechten fortdauernd in allem Wechsel der Zeit zu regieren, die mit einem Worte die buchstäbliche Haltung der Privatrechte über das Bedürfnis und die Erhaltung des Staats stellen, müssen sich mit dieser Adresse einverstanden erklären. Dieser Auffassung gegenüber ließ es die Regierung an dem nötigen Ernst nicht fehlen. Die direkt gegen den Staatskanzler ausgesprochenen Verleumdungen, sowie der dadurch indirekt gebildete Tadel gegen den König wurden der Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung, und der Regierungspräsident Graf Fink, der ehemalige Hofmarschall v. Massow und der Major v. Marwitz wurden zu einem mehrwöchentlichen Festungsarrest nach Spandau verurteilt. Hätte nicht Napoleons gewaltige Hand auf den Trümmern unseres Staats gedrückt, wäre es nicht höchst wahrscheinlich gewesen, daß er bei einer damals veranstalteten allgemeinen Ständeversammlung sich auf irgend eine Art nachteilig eingemischt haben würde, so hätte ich auch für eine mildere Behandlung jener Adresse, die nur blindes Standesvorurteil erzeugt hatte, gestimmt, allein damals schien es in der That notwendig, den höchsten Ernst gegen Menschen zu zeigen, die bei vielen patriotischen

Redensarten eigentlich nichts als ihren Privatvorteil im Auge hatten. Ich will damit nicht sagen, daß selbst bei Festhaltung des einmal eingeschlagenen Wegs doch manches wohl besser hätte gemacht werden können; und das muß zugegeben werden, daß die vom Staatskanzler vorgelegten Gesetze, wenn sie auch eine richtige Tendenz hatten, doch selten vollständig durchdacht waren und nur deshalb nachträgliche Erklärungen oder die Zurücknahme einzelner Teile derselben erforderten.

Es folgten nun noch Verordnungen über den Verkauf der bis dahin nach dem Hausgesetz unveräußerlichen Domänen und Forsten und ein Gesetz über das gänzliche Verbot einzubringender Kolonialwaren, dessen ich darum hier erwähne, weil es in mehrfacher Beziehung für uns merkwürdig ward. Das auf Napoleons Geheiß gegebene gänzliche Verbot des Handels mit England führte die sonderbarsten Erscheinungen herbei; ein großer Teil der sogenannten Kolonialwaren war ein allgemeines Bedürfnis geworden, und um dieses zu befriedigen, wählte man die ungewöhnlichsten Wege. Im Winter 1810/11 kamen z. B. in Berlin aus dem Innern von Rußland Karawanen von einigen hundert Schlitten an, die Kaffee und Zucker der Spree oder auch wohl Leipzig zuführten. Da aber diese Transporte, so groß sie waren, doch nicht hinreichten, um das Bedürfnis zu befriedigen, so wurde nun in unseren Seehäfen ein förmlicher Schmuggelhandel mit Einverständnis des Staats und durch Bestechung der dort residierenden französischen Konsuln eingerichtet. Von unserer Seite leitete dies der Geh. Staatsrat Heidebreck, und wenn der Kaufmann sich seine Doppellicenz erkauft hatte, holte er von den schwedischen Küsten das verpönte Bedürfnis und

brachte die mit einer erlaubten Ware überdeckte und auch so versteuerte Ladung nach Hause. Ich weiß, daß der Staat auf diesem Wege sehr ansehnliche Summen zog, die dem fortdauernd erschöpften Kassenzustande sehr erwünscht waren, ich weiß, daß die französischen Konsuln dabei unverschämt reich wurden, allein ich weiß auch leider, daß auf diesem Wege manche kaufmännische Gewissenhaftigkeit für immer erschüttert ward, und Immoralität, dieser treue Gefährte der Revolution und Napoleons, sich immer mehr verbreitete.

Bei einer unter dem 7. September 1811 erlassenen Verordnung, welche die kleinen Städte in Hinsicht ihrer indirekten Besteuerung mit dem platten Lande gleich stellte, wurde zugleich der Zusammentritt von Repräsentanten aus allen Provinzen, unter dem Namen einer Generalkommission zur Regulierung der Kriegsschulden, aufs neue bestimmt, auch der Zusammentritt einer allgemeinen Landesrepräsentation ebenfalls wieder der Nation zugesichert. Das Bedürfnis der Zeit und die über diesen Gegenstand damals allgemein verbreiteten Ansichten hatten dieses neue königliche Versprechen einer allgemeinen Landesverfassung herbeigeführt.

Der König, die Regierung und alle Parteien im Volk fühlten in jenem Augenblick, durch fortdauernden äußeren Druck gedemütigt, daß eine enge Vereinigung ihnen allen zu ihrer Erhaltung notwendig sei, dem Staate eine größere moralische Kraft geben würde, und es ist ebenso boshaft wie lächerlich, wenn man gegenwärtig jene wiederholt gegebenen königlichen Versprechungen, dem Lande eine zeitgemäße Verfassung zu geben, als die revolutionäre oder unbesonnene Tendenz einer Partei ansehen will, die jenes Versprechen bloß zu ihren egoistischen Zwecken dem König abgeschlichen habe.

Ich komme nun auf die wichtigste Verordnung, welche der Staatskanzler während seiner Verwaltung dem König vorlegte, nämlich das Edikt vom 14. September 1811 wegen Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, demzufolge alle Scharwerks- und Fronbauern im Gebiete des Staates gegen eine Abgabe von ein drittel bis ein halb ihres bisher besessenen Landes oder gegen eine jährliche, an den Gutsherren zu zahlende Rente zu freien Eigentümern erklärt und von allem bisherigen Scharwerk entbunden wurden. Sieht man diese merkwürdige Verordnung von dem Standpunkt eines Gerichtshofes und als einen vor demselben anhängigen privatrechtlichen Prozeß an, so kann es nicht fehlen, daß man jenes Gesetz als gewaltsam und gegen die Gutsbesitzer ungerecht bezeichnen muß. Faßt man dagegen das höchste Gesetz: die Erhaltung des Staates, bedingt durch die fortschreitende menschliche Entwicklung, ins Auge und wählt so den staatsrechtlichen und menschlichen Standpunkt, umfaßt zugleich die geschichtliche Entstehung des neu zu ordnenden Verhältnisses, dann stellt sich die Sache gerade umgekehrt, und der Tadel könnte höchstens einige zur Ausführung gewählte Maßregeln, nicht den Zweck des erwähnten Gesetzes treffen.

Wenn wir auch hier annehmen wollen, daß die Entstehung und der gutsherrliche Besitz der Scharwerksbauern über allen Zweifel erhaben gewesen sei, so folgt doch daraus gar nicht, daß dieser Besitz ein ihnen ganz überlassenes freies Eigentum war. Schon seit dem König Friedrich Wilhelm I. konnte kein Gutsherr einen Bauerhof einziehen, und ebensowenig war es ihm gesetzlich erlaubt, die Frontage zu erhöhen. Ein Bauergut gab also dem Gutsherrn gegen mehrere von ihm zu leistende Gegenverpflichtungen

eine gemessene Rente, die er nicht willkürlich erhöhen konnte. Nun aber waren die Klagen über die schlechte Arbeit, welche durch Scharwerk geleistet würde, seit mehr als einem Menschenalter allgemein, erfahrene Gutsbesitzer hatten unwiderleglich den Nachteil des Scharwerks gegen eine freie Ackerbestellung gezeigt, und auf Grund dieser nach und nach erkannten Wahrheit waren mit gutem Erfolg ebenso auf einem Teil der königlichen Domänen als auch von mehreren Gutsbesitzern selbst die Scharwerksdienste bereits aufgehoben und in bleibende Renten verwandelt. War der Nachteil einer Scharwerksbestellung bei einer tüchtigen Gutswirtschaft als erwiesen anzunehmen, so konnte man den Nachteil, den dieses Verhältnis bei den Bauern hervorbrachte, mit gutem Grunde noch viel höher anschlagen. Der Bauer, niemals Herr seiner Zeit, verlor dadurch den Mut, seinen Acker ordentlich zu bestellen, die Verpflichtung des Gutsherren, ihm das Haus zu bauen und den Viehstand zu ergänzen, nahm ihm dagegen den nötigen Sporn der eigenen Thätigkeit, und seine Hütte war oft wenig von dem Stalle seiner Haustiere unterschieden. Schon in der Ferne konnte man das Gehöft eines freien Bauern von der armseligen Hütte eines Scharwerkers unterscheiden. Das Scharwerk drückte ebenso die geistige Kraft dieser achtenswerten Menschenklasse nieder, als es auch zugleich die Veranlassung war, daß das Vorwerks- und Bauerland gleich nachlässig bewirtschaftet wurde. Es waren also moralische und staatswirtschaftliche Gründe genug da, dieses durchaus nachteilige Verhältnis aufzulösen, die Politik forderte dies gleichfalls, die in den zu erwartenden Stürmen den Bauerstand, dieses Hauptelement jeder Kriegsführung, noch enger mit seinem persönlichen Interesse an das des Staates fesseln mußte. Preußen gebietet nicht über so große Massen wie

Rußland und Oesterreich, vermöge deren es die Bauern der Disposition des Adels überlassen und doch noch für seine Staatsbedürfnisse sorgen kann. Welche einzelne Ausstellungen man auch gegen das hier besprochene Gesetz ausmitteln könne, immer muß man doch den Gedanken ehren, der eine so große Einrichtung hervorrief, einen freien Bauerstand ohne eine Revolution begründete und so die Masse selbständiger Staatsbürger weise vermehrte. Man schreibt dem Geh. Rat Schatnweber, einem damaligen Günstlinge Hardenbergs, den Hauptanteil an dem Entwurf und der Einführung dieses Gesetzes zu, und was auch die Gegner Scharnwebers gegen seine mir ebenfalls nicht zusagende Persönlichkeit anführen mögen (er war ein schroffer, überspannter Mensch und starb endlich im Wahnsinn): immer bleibt die obige Handlung in meinen Augen doch so ehrenwert, daß sein Name einen Platz in Preußens Kulturgeschichte verdient.

Auch dem bald nach dem obigen Gesetze erschienenen Edikt zur Beförderung der Landeskultur, welches die Aufhebung der Gemeinheiten ankündete und mehrere ältere auf dem Ackerbau haftende Zwangsrechte aufhob, das Zerschlagen und Zusammenlegen der Güter dem freien Verkehr anheimstellte, muß man im allgemeinen zur Entwicklung der Landeskraft Beifall zollen, nur gegen den letzten Punkt möchte ich mich individuell nach meinen geschichtlichen Erfahrungen erklären. Das Zerschlagen zu großer Güter kann der Staat nicht allein erlauben, sondern er muß es auch befördern, gerade auf verkleinerten Flächen kann der wohlhabende Gutsbesitzer mehr als auf großen leisten, das zeigt das Beispiel von Belgien; das Zusammenlegen kleiner Ackernahrungen aber muß der Staat nach meiner Ansicht durch Gesetze verhindern, das Geld hat sonst im Laufe der Zeit

ein zu großes Uebergewicht, es kauft so wie in Italien und Irland alle kleinen Landbesitzer aus und verwandelt sie in elende Pächter.

Die Aufhebung der bisherigen Zünfte war gewiß ein ebenfalls sehr zeitgemäßes und wohlthätiges Mittel, die Thätigkeit und dadurch die Kraft der Nation zu erhöhen. Unsere Gewerbsfähigkeit ist offenbar seit dieser Zeit außerordentlich vorgeschritten; daß es dabei hin und wieder einzelne Uebelstände gegeben hat, leidet keinen Zweifel, und wir sind jetzt gewiß um mehrere Erfahrungen in dieser Hinsicht reicher, die man indes zur Zeit der Gesetzgebung natürlich noch nicht haben konnte.

Diesen Verordnungen, welche die Verbesserung des inneren Zustandes der Nation zum Zweck hatten, folgten dann auch von Zeit zu Zeit andere, welche neue Auflagen beabsichtigten, so z. B. wurde durch das Edikt vom 6. Dezember 1811 eine Einkommensteuer zur Erhaltung der immer fort verstärkten französischen Garnisonen in den drei Oderfestungen ausgeschrieben. Ein unter dem 11. März 1812 gegebenes Edikt gab den bis dahin im preußischen Staate unter mancherlei Druck lebenden Juden den größten Teil der bürgerlichen Rechte und wurde der Gegenstand eines augenblicklichen Lärmes, den ebenso christliches Vorurteil als christlicher Handelsneid erzeugte. Daß der Zweck des Gesetzes gerecht und also wahrhaft christlich war, bedarf wohl keines weiteren Beweises, es war indes, da der Gesetzgeber auch die im Volke herrschenden Vorurteile beachten soll, der Sprung vielleicht auf einmal zu groß, doch muß man dabei nicht vergessen, daß der Staat damals unaufhörlich Geld brauchte, und daß die Juden bei augenblicklicher Verlegenheit dies noch am ersten herbeischaffen konnten: auf diesem Wege wenigstens hat in einer minder

bedrängten Zeit Rothschild von beinahe allen christlichen Mächten Ritterorden und Baronien erhalten.

Die schon hier erwähnte aus Provinzialdeputierten gebildete Generalkommission trat unter dem Vorsitz des Staatsministers v. Schrötter erst am 9. Juli 1812 zur Regulierung der Kriegsschulden zusammen, sie blieb die ganze Dauer des Krieges hindurch vereinigt und erließ beim Ausbruche des Kampfes gegen Frankreich, als Nationalrepräsentanten unterzeichnet, einen Aufruf an das Volk, worin sie dasselbe zur Teilnahme an diesem Kampfe aufrief; ich glaube dies nur deshalb anführen zu müssen, weil es den Beweis giebt, daß man zu jener Zeit mit dem Ausdruck Nationalrepräsentation so ziemlich vertraut war, daß die Polizei und Censur ihn passieren lassen mußte.

Der hier gegebene Abriß unserer inneren Gesetzgebung wird, wie ich hoffe, hinreichen, um die nun folgende Erzählung der politisch-militärischen Ereignisse besser zu würdigen. In der allgemeinen Richtung war die von Hardenberg geleitete Gesetzgebung der durch Stein in Memel angefangenen Bahn gefolgt, beide hatten den Zweck: die geistige Kraft und den physischen Wohlstand der Nation dadurch zu beleben, daß sie den unteren Ständen eine gerechtere Stellung bereiteten, und veraltete, drückende Vorrechte auflösten, die bis dahin stattgefundene provinzielle Gesetzgebung in eine allgemeine und nationale verwandelten. Daß der Staatskanzler dabei etwas fragmentarischer als Stein zu Werke gegangen sein mag, will ich nicht ableugnen, lächerlich und boshaft ist dagegen der Tadel, den man jetzt gegen diese Gesetzgebung, die man gern aufheben möchte, erhebt, indem man sie als übereilt und ganz unnötig schildert: das Volk hat die ihm gegebene gerechtere Stel-

lung dankbar anerkannt, wäre es nicht mit diesem Zustande zufrieden gewesen, wie würde es wohl in den Jahren 1813, 1814 und 1815 so rühmlich für die Erhaltung desselben gekämpft haben? Dieses Gefühl der Dankbarkeit gegen die Regierung, die wieder geweckte Nationalehre und die dadurch erzeugte geistige Kraft haben den Staat gerettet, möge dies nie verkannt werden.

Geheime Kriegsrüstungen Preußens.

Wenn ich nun zur Erzählung der politisch-militärischen Ereignisse bis zum Ausbruch des neuen französisch-russischen Krieges übergehe, so war, nachdem der König einmal das Prinzip angenommen hatte, daß man sich in der Stille aufs neue gegen Napoleon rüsten und zu einem bevorstehenden Kampf mit Rußland wieder vereinigen müsse, nun die Hauptfrage, wie man für die neuen Rüstungen einen schicklichen Vorwand, der wenigstens auf einige Zeit der Aufmerksamkeit der Franzosen entzogen werden könne, ausfindig machen solle. Glücklicherweise bot Napoleon selbst die Hand dazu, indem er im Anfange des Jahres 1811 auf die Seedemonstrationen der Engländer in der Ostsee aufmerksam machen ließ; wahrscheinlich besorgte er selbst nicht viel davon, sondern es kam ihm darauf an, die Spannung mit England zu vergrößern, dem Kolonialhandel neue Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Die obige diplomatische Anzeige Frankreichs wurde von Scharnhorst geschickt benutzt: er schlug einen Kordon an der Seeküste gegen etwaige Uebergriffe der Engländer vor, der König genehmigte ihn, der französische Gesandte mußte sich damit einverstanden erklären, und so war der Weg gefunden, den beabsichtigten Rüstungen eine große Ausdehnung zu

geben. Die in Ostpreußen befindliche Brigade wurde zu einem Küstenkordon im Samlande bestimmt; die in Westpreußen stehenden Truppen wurden als eine Reserve, eigentlich aber zur Beobachtung der damals schon zahlreichen Garnisonen von Danzig zwischen Pr. Stargard und Dirschau disloziert. Blücher zog die in Pommern befindlichen Regimenter zwischen Rügenwalde und Kolberg zusammen, ein Teil der in Schlesien und der Mark Brandenburg stationierten Truppen bekam, als eine Reserve von Blücher, Kantonierungen von Schwedt (wo eine Brücke geschlagen wurde) über Frankfurt bis gegen Crossen und konnte hier die Besatzung der drei Oderfestungen bewachen. Die übrigen Truppen der Mark und Schlesiens blieben zum Teil in ihren bisherigen Quartieren, wurden aber nach und nach durch das beibehaltene und fortgesetzte Krümpersystem wohl um ein Drittel verstärkt, so daß in der Mitte des Jahres 1811 statt der etatsmäßigen 40 000 Mann wir wohl 60 000 unter dem Gewehr haben konnten.

Vor allen Dingen kam es aber darauf an, gegen einen unerwarteten Angriff einen den Verhältnissen angemessenen Plan festzusetzen, und dazu ist es notwendig, sich die Hauptpunkte unserer damaligen Lage ins Gedächtnis zurückzurufen. Magdeburg, mit einer gemischten französischen und westfälischen Garnison von cirka 8 – 10 000 Mann, war als die damalige feindliche Avantgarde anzusehen, welche in vier Märschen die Hauptstadt bedrohen konnte. Als Reserve und linker Flügel stand Marschall Davoust mit 30—40 000 Mann bei Hamburg und Lübeck und im Mecklenburgischen; die sächsische Armee war zwar noch nicht auf dem Kriegsfuß, aber zu einem unbedingten Mitwirken gegen Berlin wohl bereit. In den drei Oderfestungen Stettin, Küstrin, Glogau, die jede einen von unseren

Truppen nicht zu betretenden Rayon von vier Meilen im Durchmesser hatten, mochten ungefähr 20000 Mann liegen, die also, ohne die eigentliche Besatzung aufzugeben, wohl ein Korps von 8—10000 Mann zum äußeren Dienst aufstellen konnten. Danzig hatte zu jener Zeit eine Besatzung von 10—12000 Mann und in der Person des Generals Rapp einen sehr unternehmenden Gouverneur. In dem gegenwärtigen Großherzogtum Posen, welches damals zu dem Herzogtum Warschau gehörte, standen wenig polnische Truppen, die größtenteils und in Vereinigung mit einigen sächsischen Regimentern bei Warschau und am Narew gegen Rußland aufgestellt waren. Ost- und Westpreußen, welches schon die vorhin angegebene Danziger Besatzung gegen sich hatte, wurde also in einem großen Bogen, der von Polnisch-Georgenburg bis beinahe auf das Glacis von Graudenz reichte, umfaßt, Thorn war von den Polen mit einer guten Besatzung versehen.

Wenn man alle diese Verhältnisse zusammennimmt, so ergiebt sich daraus für den unbefangenen Feldsoldaten das Resultat: daß bei dem Ausbruch eines Krieges von unserer Seite nicht von der Aufstellung einer großen schlachtfähigen Armee die Rede sein konnte. Unsere Hauptkriegskraft lag, nächst dem unverkennbar gut sich aussprechenden Geiste des Volkes, in den uns disponibel gebliebenen Festungen Pillau, Graudenz, Kolberg, Spandau, Kosel, Neiße, Glatz, Silberberg, in unserer gesicherten Kommunikation mit England, in manchen glücklichen Lokal- und Terrainverhältnissen, indem große Ströme verschiedene unabhängige Kriegstheater bildeten, und in der mit Gewißheit zu erwartenden Hilfe von Rußland. Wir mußten unsere Festungen mit allem zu einer langen Belagerung Nötigen versehen und mit den disponibel bleibenden Truppen

und einem eingeleiteten Volkskriege auf die Kommunikationen und die Ernährungen des Feindes so lange wirken, bis dies entweder uns selbst einige günstige Chancen gab oder diese durch das Heranrücken der russischen Heere herbeigeführt wurden.

Dieser durch die Verhältnisse gebotene Plan wurde mit einer Uebersicht der uns disponiblen Streitmittel von Scharnhorst dem Monarchen vorgelegt und von ihm, sowie auch auf sein Geheiß von mir, in einer Menge von Vorträgen erörtert. Dem König, der an strategischen Entwickelungen keinen Geschmack hatte, war noch obenein der Gedanke an einen neuen Kampf, und noch dazu an einen solchen, in dem der kleine Krieg und Guerillas die Hauptrolle spielen sollten, nur unangenehm, aber trotz allen Einwänden, die er in dieser Monate lang dauernden Diskussion, mit der ihm eigenen Gewandtheit in der Kritik der ihm vorgelegten Ideen, entwickelte, mußte er am Ende doch eingestehen, daß von den jetzt einzuschlagenden Wegen, da von offenen Rüstungen, dem Zusammenziehen der Armeen ꝛc. nicht die Rede sein konnte und sollte, da man ebenfalls mit jeder Depesche neue Nachrichten über die feindseligen Absichten Napoleons gegen Preußen erhielt, der vorgelegte Plan nur der einzige war, der zur Erhaltung unserer Selbständigkeit übrig blieb. Scharnhorst hatte dabei dem König wiederholt vorgeschlagen, zur Prüfung seines Planes einen Kriegsrat der hervorragendsten Offiziere zu versammeln und ihnen unsere ganze Lage dabei zu entwickeln; allein das wollte der König nicht, da er, und nicht ohne Grund, ein auf diesem Wege angenommenes Resultat scheute, und so genehmigte er endlich den Plan.

Nächstdem daß dem König der Gedanke, einen Volkskrieg zur Erhaltung seiner Selbständigkeit zu unternehmen,

fremd, ja sogar aus eingeflüsterter Besorgnis der Maulwürfe zuweilen bedenklich erschien, konnte sich der Staatskanzler auch nicht ganz mit demselben, so wie es wohl zu wünschen gewesen wäre, vertraut machen, nur sein leichter Sinn hob ihn über einzelne Bedenklichkeiten schneller hinweg. Auch in der Armee waren, mit Ausnahme von Blücher, York und dem jetzt wieder aus England zurückgekehrten Gneisenau, die meisten Stimmen, insofern hin und wieder etwas verlautete, gegen einen solchen Guerillakrieg, da sie ihre taktische Bildung nicht mit einer solchen Kriegführung in Einklang bringen konnten.

Da ich mich nach meiner innigsten Ueberzeugung an die politischen und militärischen Ansichten Scharnhorsts angeschlossen hatte, so versetzte mich dieses bald in die Notwendigkeit, eine Menge politischer und militärischer Denkschriften, teils für den König, teils für den Staatskanzler, zu entwerfen. Eine derselben enthält mein politisches Glaubensbekenntnis über das, was der König von Frankreich zu erwarten habe. Das darin erwähnte Anerbieten eines preußischen Kontingents zum Kriege in Spanien, wodurch man eine Herabsetzung der Kontribution zu erhalten hoffte, war wirklich, als der König noch in Königsberg war, gemacht worden, von Napoleon aber kalt zurückgewiesen.

Um die Widerstandsfähigkeit im Lande noch außer den Festungen zu vermehren, und besonders um die Gelegenheit zu haben, ein ganzes Armeekorps durch Verschanzungen gedeckt versammeln zu können, schlug Scharnhorst zur Verstärkung des gegen die Engländer gerichteten Küstenkordons die Anlage zweier verschanzten Lager vor: zu Pillau bei Lochstädt und das aus dem siebenjährigen Kriege schon rühmlichst bekannte Lager bei Kolberg, welche

auch vom König genehmigt und sogleich in Ausführung gebracht wurden. Durch diese beiden Lager war nicht allein die Verbindung mit England und den russischen Flotten doppelt gesichert, diesen erforderlichen Falles Landungspunkte bereitet, sondern die in der Provinz agierenden Korps von 20—30000 Mann hatten auch in dem übelsten Fall ein sicheres Repli.

Der alte Blücher unterzog sich der ihm zugefallenen Aufgabe der Befestigung bei Kolberg mit bewundernswerter Thätigkeit, seine Kriegsnatur schien bei solchen Aufträgen sich zu verjüngen; er hatte in dem Ingenieurmajor Kleist einen sehr tüchtigen Gehilfen, und bald gewannen die dort aufgeführten Schanzen einen praktischen Wert. Blücher hatte, mit dem ihm eigenen richtigen Takt, sowie er vom König den Befehl zu den Verschanzungen erhielt, aus den entlegensten Teilen der Provinz die entlassenen Krieger zum Schanzenbau eingezogen, sie in Arbeitsbataillone formiert und ihnen Offiziere, die den halben Sold bezogen, vorgesetzt, für diese lagen die Waffen in Kolberg bereit, und er hatte so eine formierte Verstärkung von 8—10000 Mann, ohne die noch zwischen seinen Kantonnements befindlichen Krümper, die er, da sie ihm gewiß waren, noch nicht einbeorderte.

Diese praktische Tüchtigkeit des alten Blücher ward darum noch bemerkenswerter, da er soeben von einer lebensgefährlichen Krankheit genesen war. Sein starker Körper, durch mannigfache Genüsse sehr zerstört, war in Vereinigung mit dem Kummer, den er über den Gang der Begebenheit empfand, endlich sehr bedenklichen Uebeln unterlegen. Im Winter 1810/11 zeigten sich entschiedene Spuren von Geistesabwesenheit, und er glaubte buchstäblich, als Strafe für seine Sünden mit einem Elefanten schwanger

zu sein. Diese irrigen Vorstellungen wechselten hin und wieder mit anderen ähnlicher Art und wurden dann auch wieder durch ganz lichte Augenblicke unterbrochen; eine Zeit glaubte er, daß von Frankreich aus seine Bedienten bestochen wären, und ihm nun die Fußböden seiner Zimmer so heizten, daß er sich die Füße verbrennen solle, so daß er entweder nur mit aufgehobenen Beinen sitzen könne oder auf den Zehenspitzen herumspringen müsse. Noch eine seiner Verirrungen glaube ich hier anführen zu müssen, weil es mir scheint, daß auch selbst in diesem Spiel des Wahnsinns der außerordentliche persönliche Mut Blüchers bemerkenswert hervortritt. In der früheren Rheinkampagne gegen die Franzosen hatte ein Offizier des Husarenregiments, welches Blücher damals befehligte, seine Dienstpflicht auf eine sehr grobe Art vernachlässigt, Blücher hatte dies angezeigt, und durch ein Kriegsgericht war jener Offizier zur Kassation und mehrjährigem Festungsarrest ordnungsmäßig verurteilt. In der gegenwärtigen Krankheit hatte die Umgebung des Generals es häufig bemerkt, daß er mit dem Ausbruche des heftigen Zornes den Namen jenes ehemaligen Offiziers zwischen den Zähnen murmelte; eine Nacht nun, als Blücher kurz vorher eingeschlafen schien, hörten seine Leute auf einmal einen ungewöhnlichen Lärm in der Schlafstube des Generals, sie stürzen herein und finden den alten Blücher, der mit Anstrengung seiner letzten Kräfte wohlgemut einen Faustkampf gegen die Mauer führt. Er hatte nämlich plötzlich die Idee bekommen, daß jener Offizier ihn, mit Waffen wohl versehen, überfallen wolle, dazu in gehöriger Positur an der Mauer stände, und nun rief Blücher: Das ist heimtückisch, denn Sie wissen, daß meine gekauften Bedienten mir alle Waffen weggenommen haben, aber deswegen stehe ich Ihnen doch mit meinen Fäusten zu Diensten.

Nachdem die Krankheit in der Art mehrere Monate getobt hatte, und der beinahe siebenzig Jahre alte Körper so ermattet war, daß man in jedem Augenblicke das Erlöschen der Lebenskraft besorgen mußte, fingen sich nach und nach die irrigen Ideen an zu verlieren, der Geist wurde freier, und in demselben Verhältnis nahm auch der Körper überraschend an Kräften zu. Mir ist dabei noch folgende Aeußerung von Scharnhorst sehr lebhaft in Erinnerung geblieben. Als wir die ersten Nachrichten von Blüchers anfangender Genesung bekamen, äußerte ich meine Besorgnis, daß bei der unangenehmen Richtung der eben überstandenen Krankheit und seinem vorgerückten Alter er doch wahrscheinlich für den Dienst verloren sein würde. Da sagte mir Scharnhorst: Das ist eine ganz besondere Natur, er wird sich schon erholen, er ist der einzige, der die Armee kommandieren kann. Auch hatte er sich wirklich sehr gut erholt, denn im Sommer 1811, als ihm der Befehl bei Kolberg übertragen wurde, war er vollständig wieder seinem Auftrage gewachsen und äußerte nur in jedem Briefe, den ich damals beinahe posttäglich von ihm erhielt, seinen Aerger, daß die Kriegsanstalten nicht verdoppelt würden.

Die vorhin geschilderten Vorkehrungen bei Pillau und Kolberg ließen sich zur Not noch mit einer von England zu besorgenden Invasion rechtfertigen, schwieriger wäre dies bei den in Schlesien angeordneten Festungsverstärkungen und den verschanzten Lagern bei Glatz und Neiße gewesen, doch schien es, als wenn diese von der französischen Gesandtschaft nicht bemerkt würden. Bei Spandau wurden ebenfalls auf den von Gneisenau an den König erstatteten Bericht, jedoch mit großer Vorsicht, nicht unbedeutende Arbeiten vorgenommen; zuerst setzte man die an sich starke

Citadelle wieder in Stand, und dann wurde auch nach und nach die bis dahin ganz unbeachtet gebliebene Stadtbefestigung wiederum in Verteidigungsstand gesetzt, und ebenso eine am linken Havelufer unbefestigt gebliebene Vorstadt, ‚die Freiheit', welche durch einen guten Wassergraben bereits geschützt war, durch ein System von Blockhäusern und Schanzen vollständig befestigt. Spandau wurde dadurch ein recht guter Platz, zu einer langwierigen Verteidigung wohl geeignet. Der ganze Umfang des von Gneisenau gemachten Vorschlags wurde nicht ausgeführt, weil man teils das dadurch erregte Aufsehen fürchten mußte, teils aber auch der König nicht dazu zu bewegen war, seine Garden mit zur Besatzung des Lagers herzugeben, sondern darauf bestand, daß alle Linientruppen beim Ausbruch des Kriegs über die Oder gehen sollten.

Das Anschaffen von Waffen, vor allem das Umbilden eines Teils der entbehrlichen Festungsartillerie zum Feldgebrauch, das Anschaffen der nötigen Pulvervorräte wurde unausgesetzt, soweit die Geldmittel nur ausreichten, fortgesetzt, und um jene Zwecke teils mit geringeren Kosten zu erreichen, teils ihnen eine größere Uebereinstimmung zu geben, führte Scharnhorst die Handwerkskompagnien ein, die unter Aufsicht von Artillerieoffizieren die Anfertigung jener Gegenstände besorgten. Die Gewehrfabrik in Neiße, sowie die Waffenreparaturanstalten in den Provinzen hatten ebenfalls eine militärische Organisation erhalten und lieferten eine weit tüchtigere Arbeit, als dies bisher von den einzelnen ohne eigentliche Aufsicht arbeitenden Meistern der Fall gewesen war.

Auch die Ausbildung des Heeres ward dem großen vorhabenden Zweck angemessen geleitet. Schon im Spätjahr 1810 waren auf den Betrieb von Scharnhorst zwei

Kommissionen vom König niedergesetzt, die unter der Leitung von Scharnhorst die nötigen taktischen Reglements für die Infanterie und Kavallerie ausarbeiten mußten. Möglichste Vereinfachung der beizubehaltenden taktischen Evolutionen mit alleiniger Berücksichtigung dessen, was wirklich im Gefecht brauchbar sei, dies war der Hauptzweck, den Scharnhorst auch glücklich, trotz einer Menge alter Vorurteile, durchführte; die damals zu stande gekommenen Reglements sind noch jetzt ihrer Einfachheit und praktischen Brauchbarkeit wegen für jeden Feldsoldaten musterhaft. Nach dem Frieden 1815, als die Gefahr vorüber war, verfiel der König leider immer mehr in seine alten taktischen Liebhabereien, so daß gegenwärtig jene von ihm sanktionierten einfachen Reglements wiederum mit einer Unzahl von taktischen, größtenteils aus Rußland herübergeholten Kunstmitteln überladen sind, die höchstens einen Paradeeffekt auf dem Exerzierplatz sichern können. Scharnhorst schlug dem König vor, bei einer jeden Brigade die beiden Füsilierbataillone und das leichte Kavallerieregiment unter einem besonders dazu ausgewählten Inspekteur zur Einübung des Felddienstes zusammenzuziehen, an die sich nach einiger Zeit der übrige Teil der Brigade zu ähnlichem Zwecke anschloß. Um diesem ganzen Geschäft eine zusammenhängende Leitung zu geben, wurde der General York zum Generalinspekteur sämtlicher leichten Truppen der Armee ernannt. Scharnhorst bewies in diesem Vorschlage zugleich, daß sein edler Charakter über jede Persönlichkeit erhaben sei, er wußte recht gut, daß York bis dahin sein entschiedener Gegner war; dies hinderte ihn aber nicht, der praktischen Brauchbarkeit desselben eine neue und einflußreiche Laufbahn zu eröffnen.

So wurden nach und nach die bloßen taktischen Spiele

von den Exerzierplätzen verdrängt, man verließ die Ebene, um das coupierte Terrain in der Nachbarschaft der Garnisonen aufzusuchen; es wurde von nun an größtenteils nur in zwei gegen einander fechtenden Parteien manöveriert, und der König selbst nahm, sei es augenblickliche Einsicht der Notwendigkeit oder Reiz der Neuheit, auch an den kleinsten dieser Uebungen mit Interesse teil.

Man lehrte den Soldaten Hütten und Schanzen bauen, diese letzteren verteidigen und angreifen; ein Geschirr, welches die Wasserflasche und den Kochtopf vorteilhaft vereinigte und in der Armee ausgegeben wurde, machte es möglich, sich von den Garnisonen in größerem Umkreise zu entfernen, auch die Nächte zu einer Ausübung des Felddienstes zu benutzen. Auch die gegenwärtig von der französischen Armee angenommenen sogen. Promenades militaires wurden damals schon nach einer sehr gründlichen Instruktion von Scharnhorst in Ausübung gebracht; kleine Detachements von hundert Mann, aus allen Waffen gebildet, mußten sich mehrere Märsche von ihren Garnisonen entfernen und unterwegs auf dem immer veränderten Terrain den Felddienst üben. Dieses neue Schauspiel fand trotz der Einquartierungsbeschwerde im Volke vielfachen Anklang; Schützenkompagnien in den Städten schlossen sich einzeln der Sache an, und der General suchte diese den Volksgeist bezeichnenden Schritte durch wohlwollende königliche Kabinettsordres fortdauernd zu nähren.

So erhielt die Ausbildung des Heeres einen ernsthaften, von jeder unnützen Spielerei entfernten Charakter, es wurden hier die Keime gelegt, welche sich in den Feldzügen 1813/14 so ehrenvoll entwickelten. Der damalige Zustand der Armee war vorzüglich, er ließ mit großer Wahrscheinlichkeit ein ehrenvolles Handeln vorhersehen. In

den sorgfältig gewählten Anführern und dem gesamten Offizierkorps schlummerte das Gefühl, durch mannhafte That den Schatten, der seit dem Jahre 1806 auf der preußischen Kriegsehre zu haften schien, vor den Augen von ganz Europa wegzuwaschen. Ein fast immerwährender Garnisonwechsel, durch die Zeitumstände herbeigeführt, bewahrte vor Weichlichkeit oder dem sogenannten Einbürgern, jener verderblichen Krankheit, der die stehenden Heere im Laufe des Friedens nur zu leicht unterliegen. Dabei war es noch für die wirkliche Bildung der Armee in meinen Augen ein großes Glück, daß damals keine bedeutenden Revue-Zusammenziehungen stattfinden konnten, die Besichtigungen nur brigadenweise und ohne fremde Zuschauer ausgeführt wurden. Alle großen Truppenversammlungen führen zu unnatürlichen Dingen; teils kann man nicht ein solches Terrain ausfindig machen, auf dem sich ohne zu bedeutende Kosten die Kriegshandlungen wirklich darstellen ließen und muß sich also mit irre leitenden Suppositionen durchhelfen; teils aber wird auch die wirkliche Aufsicht über den Zustand der Truppen aufgehoben und alles einem einzelnen Effekt, der dem Kriegsherrn in die Augen fallen soll, untergeordnet. Die fremden Zuschauer aber, dies wußte Friedrich der Große wohl, sind eine wahre Pest aller nationalen Kriegsbildung. Man sucht vor ihren Augen alle im Kriege unvermeidlichen Unordnungen zu vertuschen und wendet deshalb lauter unpraktische Hilfsmittel an, während am Schlusse das von den Fremden notwendig erfolgende Lob unserer Eigenliebe augenblicklich schmeichelt, aber uns zugleich irre leitet. Die bewaffnete Macht eines Landes ist im Frieden einer keuschen Jungfrau ähnlich, die sich vor keinem Fremden entblößen soll; nur wenn das Vaterland ruft, soll sie sich in die Arme des Krieges werfen und mit ihm ein Kind, den Sieg, erzeugen.

Preußens Annäherung an Rußland und gleichzeitige Anträge an Frankreich.

Um alles das, was in jener Zeit zur zweckmäßigen Ausbildung des Heeres geschah, im Zusammenhange darzustellen, habe ich bei einzelnen Gegenständen der Zeit vorgegriffen und will deshalb nun in der Erzählung der bemerkenswertesten Ereignisse wieder bis zu dem Punkte zurückgehen, wo eine bedeutende Annäherung in den schriftlichen Mitteilungen zwischen dem Kaiser Alexander und dem König und ihren beiderseitigen Kabinetten stattfand, oder vielmehr der bis dahin etwas eingeschlummerte Briefwechsel lebhafter wurde. Alexander hatte die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit dem König einzelne Beweise der Teilnahme zu geben, die in der Regel zart gewählt oder auf die Liebhabereien des Königs ganz gut berechnet waren. So übersendete er im Winter 1810/11 dem König sehr zierlich gearbeitete kleine Geschützmodelle; der Ueberbringer dieser Gegenstände war der Sohn eines grusinischen Fürsten, der Artillerieoberst Abamelik. Der Kaiser warnte auf Grund einzelner aus Paris erhaltener Anzeigen in dem mitgekommenen Schreiben vor einem Ueberfalle Napoleons, empfahl, beständig auf der Hut zu sein, erklärte seine Absicht, in dem mit Gewißheit vorauszusehenden Krieg nicht der Angreifer sein zu wollen, gab aber dabei das bestimmte Versprechen, auf Grund der früheren Verträge, sobald der König von Napoleon angegriffen werden sollte, uns sogleich mit seinem gesamten Heere zu Hilfe zu kommen. Dies bildete den Anfang fortdauernder ununterbrochener Mitteilungen, der Kaiser unterrichtete den König von seiner ausgeführten Verstärkung und Formation der Armee, schickte ihm die ausführlichen Dislokationspläne des Heeres und

die in demselben von Zeit zu Zeit vorkommenden Veränderungen behufs der Annäherung an die Grenzen. Von allen Nachrichten durch die russischen Gesandten in den verschiedenen Missionen, die in Beziehung auf den zu besorgenden Krieg oder die beabsichtigte Behandlung von Preußen in Petersburg eingingen, wurde unser Kabinett ebenfalls sogleich benachrichtigt, wogegen die uns zukommenden Nachrichten und Notizen dem russischen Gesandten in Berlin ebenfalls mitgeteilt wurden.

Die vorhin erwähnte Ansicht des Kaisers Alexander: nicht selbst anzugreifen, sondern den Angriff Napoleons abzuwarten, war dem König gleich von Anfang sehr unangenehm und blieb fortdauernd ein Stein des Anstoßes. Der König wollte zwar keine Kriegserklärung, aber doch, daß Alexander mit seiner Armee so weit als nur möglich und, wenn es anginge, über die Oder vorrücken solle, welches Alexander hinwiederum den damaligen Verhältnissen politisch und militärisch nicht angemessen glaubte und wahrscheinlich darin auch recht hatte.

Bei den mit Rußland angefangenen Unterhandlungen schien mir der Aufenthalt des Königs in Berlin in vielfacher Hinsicht unvorteilhaft, und ich wünschte, daß er das Frühjahr zu einer Musterungsreise nach Pommern und Preußen benutzen und sich so der französischen Einwirkung auf eine anständige Art entziehen sollte. Dies gab häufige Diskussionen mit dem Staatskanzler, der dagegen war und es sogar nicht verschmähte, ähnlich wie mit Rußland auch mit Frankreich wegen einer engeren Verbindung zu unterhandeln.

Um die Rüstungen Napoleons, besonders die nach Deutschland in kleinen Abteilungen geschobenen Truppenmassen möglichst genau zu kontrollieren, nahm der König

die Anhänglichkeit der in den abgetretenen Provinzen verabschiedet lebenden preußischen Offiziere, sowie eines großen Teils der Einwohner jener Landstriche in Anspruch. Mitten unter den feindlichen Landesbehörden und französischen Truppen, an allen Straßen und etwas größeren Orten wurde ein über ganz Norddeutschland bis nach Franken hinein reichendes Beobachtungsnetz durch eine Auswahl solcher Einwohner gebildet, die von Station zu Station jede ihnen bekannt gewordene Veränderung sich mitteilten, so daß wir beinahe täglich die genaueste Nachricht von allen in diesem Kreise vorkommenden Bewegungen, nebst einer Menge anderer nützlicher Notizen erhielten, und ein genaues Tableau über die französischen Streitkräfte und die noch von ihnen erwarteten Verstärkungen zusammenstellen, ja schon im Anfang des Jahres 1811 die Gewißheit haben konnten: daß hier von außerordentlichen Rüstungen zu einem großen Kriege die Rede sei. Der Oberst v. Hake übernahm die Leitung dieser umfassenden Angelegenheit und führte sie mit großer Vorsicht. Unaufhörlich kamen kleine Verstärkungen auf den verschiedenen Punkten an und bildeten nach und nach die für das Jahr 1812 gegen Rußland bestimmte große Armee. Es war in der That eine ehrwürdige Erscheinung, wie brave Menschen, viele ohne alle Entschädigung, andere für einen sehr geringen Ersatz (bei den Subalternoffizieren war es ihr gewöhnlicher Sold) sich fortdauernd, aus reiner Anhänglichkeit an den König und den preußischen Staat, diesen großen Gefahren aussetzten; denn daß bei der Entdeckung dieses Geschäfts ihnen, nach dem Beispiel des Buchhändlers Palm und mehrerer anderer, das Totschießen bevorstand, damit hatten alle sich vertraut gemacht.

Diese rühmliche und gefährliche Beschäftigung dauerte

über ein Jahr und setzte, als der König plötzlich, in ganz entgegengesetztem System, sich an Napoleon anschloß, eine Menge von diesen achtenswerten Leuten in große persönliche Verlegenheiten: sie hatten auf Grund der ihnen gegebenen Aufträge und die dadurch belebte Hoffnung, daß Preußen sich wieder ermannen würde, vorteilhafte Anstellungen in Westfalen ꝛc. ausgeschlagen, sich vielfachem Verdacht ausgesetzt und waren nun auf einmal nicht allein jeder Unterstützung beraubt, sondern ohne eine sich ihnen darbietende Zuflucht ihren Feinden preisgegeben. Ueberhaupt bekam der König in jener Epoche, sowohl aus den ihm gebliebenen als abgetretenen Provinzen, ja selbst aus den übrigen Teilen Norddeutschlands, fortdauernd die rührendsten Beweise der Anhänglichkeit und der unzweideutigen Bereitwilligkeit, auf seinen Wink gegen Napoleon zu den Waffen zu greifen; diese Stimmung war in unserer Lage allerdings sehr wichtig, und gewiß hätte sich mit einiger Entschlossenheit daraus ein großer Vorteil ziehen lassen. Wir begnügten uns indes, in den erteilten Antworten den guten Sinn anzuerkennen und das übrige der Zeit zu überlassen.

Ich glaube hier noch den Vorgang mit der Kanone in Magdeburg erwähnen zu müssen. Wahrscheinlich durch höchst nachlässigen Wachtdienst der französischen Truppen ermuntert, hatten einige Landbewohner der Umgegend die Keckheit, eine auf dem Walle von Magdeburg aufgepflanzte Dreipfünderkanone des Nachts wegzunehmen, sie in einem benachbarten Grunde zu verstecken und kurz darauf unter Kaufmannswaren in einem von Hamburg kommenden Elbschiff vorsichtig einzupacken, von dem sie wohlbehalten an den Kommandanten der Festung Spandau abgeliefert wurde. Das Verschwinden dieser Kanone machte, wie wir durch

unsere Kommissäre in Magdeburg erfuhren, ein großes Aufsehen, und die Lokalbehörden nahmen eine geraume Zeit hindurch in der Stille Vorkehrungen gegen einen nächtlichen Angriff.

Im Anfang des Sommers 1811 war Scharnhorst, wenigstens äußerlich, von der Leitung des Kriegsministeriums zurückgetreten: verschiedene Gründe waren die Veranlassung dazu. Der General wurde fortdauernd von den Franzosen beobachtet, sie fühlten es ganz richtig, daß er die eigentliche Seele aller Kriegseinrichtungen sei. Schon im Winter des Jahres 1810 hatte der Marschall Berthier einen französischen Artilleriekapitän mit einem sehr verbindlichen Schreiben und der Bitte an Scharnhorst geschickt: da jener Hauptmann die Absicht habe, des Generals Werke über Artillerie ins Französische zu übersetzen, so möge er ihm doch mit seinem Rat dabei behilflich sein. Natürlich war es nur der Zweck dieser Mission, einen französischen Aufpasser für einige Wochen in die Nähe des Generals zu bringen; Scharnhorst durchblickte es gleich, benahm sich aber so unbefangen dabei, daß der Kapitän beinahe sein täglicher Tischgenosse war. Da indessen alle französische Geschmeidigkeit aus dem tief verschlossenen deutschen Charakter nichts herausbringen konnte, so ward der Mann am Ende der Sache satt und reiste nach einigen Wochen mit vielen Komplimenten nach Hause. Aus Scharnhorst war gewiß keiner seiner Pläne herauszulocken, auch kam sein äußeres unscheinbares Wesen ihm so weit zu statten, daß oberflächliche Beobachter in dem scheinbar schläfrigen Manne nicht den Staatsmann und Krieger, wie er es wirklich war, suchten. Es trat also für einige Zeit ein Stillstand ein, indem die Franzosen ihn unbeachtet ließen, doch machten Thatsachen sie dann immer wieder aufmerksam, daß sie an

dem General einen unermüdlichen, besonnenen Gegner hätten, deshalb trat auch Marsan, der französische Gesandte, jetzt mit unfreundlichen Aeußerungen gegen Scharnhorst hervor, zu dem, wie er sich äußerte, sein Gouvernement niemals Zutrauen haben würde. Dies wurde nun so von unserer Seite ausgeglichen, daß der General die Leitung des Kriegsministeriums niederlegte, nur Chef des Ingenieurkorps blieb und bald darauf, um die Festungen in Schlesien zu besichtigen, von Berlin abreiste.

An die Stelle von Scharnhorst trat der bis dahin nur mit dem Militär-Oekonomiedepartement beauftragte Oberst v. Hake. Da indes dieser nach seiner Neigung sich vorzugsweise mit der gewissenhaften Leitung des Details der Geschäfte befaßte, so fiel mir indirekt ein großer Teil der bis dahin von Scharnhorst geleiteten Gegenstände zu: ich blieb in einem ununterbrochenen Briefwechsel mit ihm, der König, der mir damals sehr viel Vertrauen äußerte, brauchte mich zu einem großen Teil seines Verkehrs, sowohl mit dem Staatskanzler und dem Obersten Hake als auch mit dem russischen Gesandten, dem Grafen Liewen, und ich wurde so, ganz ohne mein Zuthun, in den Gang der politischen Ereignisse eingeweiht, von dem, sonderbar genug, unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Graf Goltz, gänzlich ausgeschlossen blieb, da dies der Graf Liewen beim Anfang der Unterhandlungen zur ausdrücklichen Bedingung gemacht hatte, weil man in Petersburg dem Grafen mißtraute. Ich ergriff diese neue Gelegenheit, zur Wiederherstellung meines Vaterlandes mitzuwirken, nicht allein mit aller der Thätigkeit, die mich gewöhnlich in meinem Geschäftsleben spornte, sondern auch mit allen Empfindungen der tief mich belebenden Vaterlandsliebe; von der andern Seite verwickelte mich aber

auch diese Stellung sehr bald in eine Menge von anderweitigen Verkettungen, an denen ich im bloß militärischen Verhältnis vielleicht nicht teilgenommen hätte. So lange nämlich die vom König im Großen genehmigten Vorbereitungen bloß auf dem Papier, allenfalls in den Zeughäusern stattfanden, waren sie größtenteils der Aufmerksamkeit der Maulwürfe entgangen, und dies hatte das Gute, daß der König durch keine ihrer Gegenvorstellungen beunruhigt wurde, als aber beim Anfang des Sommers die Schanzarbeiten ꝛc. beginnen mußten, da gingen den Maulwürfen auf einmal die Augen auf, es war als wenn man in ein Wespennest gestochen hätte, und ihre gewohnten Verleumdungen umlagerten aufs neue den Thron des Königs. Jeder Gedanke an eine Rüstung war in ihren Augen noch sträflicher als ein Hochverrat. Dies wirkte natürlich sehr nachteilig, der König kam in ein gefährliches Schwanken und ward, da er keinen bestimmten Entschluß fassen konnte, in zwei ganz entgegengesetzten Richtungen fortgetrieben. In diesem Zeitraum, bis zur Annahme der französischen Allianz, habe ich fast täglich eine Kette der wichtigsten Diskussionen über das angenommene System schriftlich und mündlich durchführen müssen. Die Zeitereignisse hielten mir hier eigentlich eine fortdauernde Vorlesung über die höheren politischen und militärischen Grundsätze, der Charakter des Königs entwickelte sich mir vollständig, und wenn es mir auch nicht gelang, dem nach meiner Ueberzeugung angenommenen System auf die Dauer den Sieg verschafft zu haben, so belebt mich doch der Gedanke, daß ich meine Pflicht erfüllte.

Bis zum Juli des Jahres 1811 waren die Angelegenheiten in dem eben geschilderten, unentschiedenen Zustande geblieben. Fortdauernde Kommunikationen mit dem russi-

schen Hofe hatten die Sache auch nicht weiter gebracht, der Kaiser Alexander machte alle möglichen Mitteilungen über seine Streitkräfte und ihre Aufstellung, blieb aber seinem Systeme, sich angreifen zu lassen, treu, er rechnete mit einigem Grunde darauf, daß Preußen ihm die weiteren Eröffnungen zu einem förmlichen Bündnisse machen würde. Dies vermied dagegen der König, und in derselben Zeit, daß man in Petersburg über vorzunehmende Operationen unterhandelte, mußte Krusemarck, unser damaliger Gesandter in Paris, die Gesinnungen des Kaisers Napoleon zu erforschen streben und endlich unsere Bereitwilligkeit, mit ihm eine engere Verbindung zu schließen, wiederholen. Die Antwort war nichtssagend, eigentlich ablehnend, während die französischen Truppen sich immer mehr verstärkten und näher an die preußische Grenze rückten. Napoleon machte den russischen General Tschernitscheff, der sich damals mit einer außerordentlichen Mission in Paris aufhielt, selbst mit den wiederholten preußischen Anträgen bekannt und sagte ihm, daß er sie, weil er den Frieden zu erhalten wünsche, abgelehnt habe. Diese Thatsache war in den damaligen Verhältnissen von außerordentlicher Wichtigkeit; sie bewies einmal, daß Napoleon keinen Wert auf eine Verbindung mit Preußen setze, wohl aber die Absicht habe, das letztere mit seinem bisherigen Verbündeten, dem russischen Kaiser, zu entzweien; das allgemein damals verbreitete Gerücht, daß Napoleon eine Ueberrumpelung und Entwaffnung von Preußen noch vor Eröffnung des Feldzuges mit Rußland beabsichtige, gewann dadurch eine große Glaubwürdigkeit.

Da diese Gegenstände täglich beinahe den ganzen Vortrag beim König ausfüllten, der König auch noch außerdem sehr häufig mit mir über diese Sache sprach, so hielt

ich es für meine Pflicht, dem König offen meine Ansichten über diese Verhältnisse, und zwar schriftlich vorzulegen, da hierdurch jedes Mißverständnis vermieden und auch der Stoff zu weiteren Diskussionen herbeigeführt wurde.

Ich habe zwar niemals zu den Anhängern Rußlands oder irgend einer fremden Macht gehört, und die Selbständigkeit des Staates ist das eigentlich mich belebende Prinzip zu allen Zeiten gewesen, aber in den damaligen Verhältnissen schien mir die Sicherheit des Hohenzollern-Hauses, und so auch des preußischen Staates, eher von den Gesinnungen und der politischen Stellung Alexanders als Napoleons zu erwarten, und daher blieb mir nichts anderes übrig, als der Lobredner der russischen Verbindung zu werden. Es ist dies ein neuer Beweis, daß der Mensch, besonders in den Verwicklungen des politischen Lebens, oft nach ganz anderen Richtungen, als er es eigentlich beabsichtigt, steuern muß.

Aber selbst auch für den Fall, daß man sich mit Frankreich verbinden wolle, glaubte ich, daß der König unter dem Vorwande einer Truppenbesichtigung nach den östlichen Provinzen reisen müsse und von hier aus mit Napoleon selbständiger unterhandeln könne: diesen Gegenstand, den ich bei jeder passenden Gelegenheit zur Sprache brachte, suchte der Staatskanzler eingehend zu widerlegen.

Einige Zeit nach jener durch Napoleon an Tschernitscheff gemachten Mitteilung kam endlich durch den Grafen Marsan eine zweite Antwort auf unsere Anträge des Inhalts: daß wir unsere weiteren Anträge und Wünsche an Marsan mitteilen, aber auch unsere Rüstungen einstellen möchten.

Die Sicherheit, welche Preußen durch die obige französische Erklärung erhielt, war unbedeutend, auch konnten

dies die eifrigsten Anhänger der französischen Verbindung nicht ableugnen; da sie indes die Selbständigkeit des Staates bereits aufgegeben hatten, so verlangten sie nun die gänzliche Aufgebung aller begonnenen Rüstungsmaßregeln und ein noch demütigeres Wiederholen der unterthänigen Bitten bei Napoleon; die Erbärmlichkeit dieser Menschen sprach sich bei solchen Gelegenheiten recht bejammernswert aus. Der König, der für seine Person zwar auch nicht abgeneigt war, sich dem Schutze Napoleons anzuvertrauen, hatte doch zu viel Scharfsinn, um nicht den geringen Grad der Sicherheit einzusehen und das unwürdige des ihm von den Maulwürfen vorgeschlagenen Benehmens zu fühlen, deshalb brach er auch keineswegs die Verbindungen mit Rußland ab, sondern sie wurden sogar durch ein Zusammentreffen von verschiedenen Verhältnissen in der Folge noch bedeutend erweitert, dadurch aber entstand ein fortlaufendes Doppelspiel mit Marsan, um der Verbündete Napoleons zu werden, und mit dem russischen Kaiser, um einen Operationsplan gegen Napoleon zu verabreden. Mir schien es Pflicht, die Fortsetzung einer solchen Doppelnegotiation aus allen Kräften, wenn auch ohne Hoffnung eines sonderlichen Erfolges, zu bekämpfen, wenigstens das Gefährliche derselben nach den damaligen Verhältnissen offen zu zeigen.

Denn in der That, es bedurfte nur einer kleinen Veranlassung, und das uns feindliche Frankreich konnte sich mit dem von uns zurückgestoßenen Rußland auf Kosten von Preußen versöhnen, wobei, wenn das getriebene Doppelspiel noch bekannt wurde, wir zugleich das Gefühl der Teilnahme verloren haben würden. Wahrscheinlich haben die Verhältnisse in Spanien Napoleon hauptsächlich bestimmt, zu jener Zeit nicht feindselig gegen uns aufzutreten.

Der König wollte für seine Person um jeden Preis

den Ausbruch eines Krieges vermeiden, und doch standen ihm dabei ebenso die Verhältnisse von Europa als auch die geographische Lage seines Staates geradezu entgegen.

Der Oberstleutnant v. Schöler — gegenwärtiger General der Infanterie und Bundestagsgesandter — der damals die Stelle eines preußischen Gesandten in Petersburg versah, gab dem Kaiser Alexander, wahrscheinlich in Folge einer vom König erhaltenen Weisung, eine Denkschrift ein, welche den Vorschlag enthielt: daß die bereits in der Moldau und Walachei befindliche russische Armee bedeutend verstärkt, im Einverständnis mit der durch Versprechungen zu gewinnenden Pforte, durch Serbien, Bosnien und Dalmatien so schnell als möglich nach Italien vordringen und dort das französische Reich auf einem in dem Augenblick nicht bewachten Punkte angreifen sollte, wodurch allerdings es möglich gewesen wäre, daß der Norden Deutschlands, und so auch der preußische Staat, für einige Zeit von dem Kriegsschauplatze befreit geblieben wäre.

Auf den ersten Anblick hatte dieser Plan, so wie gewöhnlich alles Neue, etwas Ansprechendes, da er das französische Reich auf einem Punkt, auf dem es eigentlich gar nicht gerüstet war, angriff, und man vielleicht auch in den Gesinnungen der Italiener hin und wieder auf einigen Anklang rechnen konnte. Prüfte man indes jenen Vorschlag genauer, so zeigten sich doch bald unübersteigliche Schwierigkeiten. Mindestens zweifelhaft war die Zustimmung der Pforte, die Beschwerlichkeit und Kostbarkeit des Marsches außerordentlich, und die ganze Expedition so von den russischen Hilfsquellen entfernt, daß, wenn erst Napoleon seine Kräfte dorthin geworfen hätte, ein gänzlicher Untergang des russischen Heeres nur zu wahrscheinlich war.

Unter diesen Verhältnissen war es wohl ganz natür-

lich, daß Alexander nicht auf diesen Plan einging, indes schien doch dadurch der Sache ein Anstoß gegeben zu sein, indem der Kaiser Alexander Ende August oder Anfang September den Entwurf eines gemeinschaftlichen Operationsplanes für Rußland und Preußen an den König einschickte.

Der Hauptinhalt desselben war: daß auf Grund der bestehenden Verträge Rußland und Preußen sich zu einer wechselseitigen Verbindung ihrer gesamten Streitkräfte vereinigen, um bei einem von Frankreich unternommenen Angriff zu ihrer gemeinschaftlichen Erhaltung und der Wiederherstellung von Preußen gemeinschaftlich zu handeln. Demgemäß sollte der General Graf Wittgenstein (gegenwärtiger Feldmarschall und Fürst), welcher mit zwei Divisionen bei Szawle in Szamaiten stand, bei dem Eintritt der von Frankreich eröffneten Feindseligkeiten sogleich in Ostpreußen einrücken, sich mit den daselbst befindlichen preußischen Truppen vereinigen und so über die Weichsel rücken, um die Garnison von Danzig einzuschließen und mit dem preußischen Korps in Pommern in Verbindung zu treten. Die russische zum Operieren bestimmte Hauptarmee, die nach der Versicherung des Kaisers Alexander durch die bereits aus dem Innern heranrückenden neuen Formationen mit 250000 Mann den Feldzug eröffnen würde, sollte nach Abschluß der vorgeschlagenen Vereinigung die Linie von Bialystok bis Brzesc einnehmen, um auf dem kürzesten Wege das Großherzogtum Warschau und vor allem die Hauptstadt zu besetzen, die dortigen Streitkräfte zu zerstören, und dann längs der Warthe gegen die Oder operieren. Die preußischen Truppen in Pommern und Schlesien sollten, durch russische Truppen verstärkt, zwei Flügelkorps bilden, um entweder in den Flanken der wahrscheinlich nach der Warthe vordringenden französischen Armee zu

operieren, oder, wenn sie von Uebermacht gedrängt würden, sich in die Lager von Kolberg und Neiße ziehen und dadurch einen Teil der französischen Kräfte von der russischen Hauptarmee ablenken. Alexander blieb in seinem Plane, auf dessen Einzelheiten ich nicht weiter eingehen will, seiner früheren Ansicht treu, er wollte Hauptschlachten vermeiden und den Krieg in die Länge ziehen, wobei er sich indes anheischig machte, nicht eher Friede zu schließen, als bis Preußen für seine erlittenen Verluste genügend entschädigt sei.

Ein weiter beiliegendes Schreiben des Kaisers schloß indes ziemlich bedenklich damit: daß, wenn Preußen sich nicht in einer oder der anderen Art mit Rußland verständigen würde, Alexander sich von jeder früheren Verbindlichkeit gegen Preußen freigesprochen ansehen müsse und sich alsdann mit Frankreich, auch, wenn es sein müßte, auf Kosten Preußens, verständigen würde.

Der König empfing die obigen Papiere gerade während des Vortrags in Berlin; man konnte es seinen Gesichtszügen ansehen, daß die von ihm schnell durchblickten Schriften höchst wichtigen Inhalts waren. Der Vortrag wurde schnell beendet, der König entließ die übrigen daran teilnehmenden Personen, und ich mußte ihm in sein Arbeitszimmer in der Bel-Etage im Palais folgen und dort jene Denkschriften vorlesen. Ich habe den König niemals so aufmerksam als bei diesem Vorgang gesehen, nur zuweilen unterbrach er mich mit dem Ausruf: „Das ist die merkwürdigste Depesche, die ich in langer Zeit erhalten habe!“ oder „Das ist ganz vernünftig“ — kurz, mit lauter Aeußerungen seiner Beistimmung, auch mußte ich sogleich mit ähnlichen Bemerkungen des Königs die sämtlichen Depeschen zum Staatskanzler bringen. Indessen diese königliche Zustimmung dauerte nicht viel über 24 Stunden, denn der

König fing sehr bald über die wenige Unterstützung, welche ihm der vorgeschlagene Operationsplan gewähre, zu klagen an und argumentierte daraus, daß von Rußland nichts zu erwarten sei. Nun aber hatte Alexander sich nicht allein in den angeführten Aufsätzen zu vorgeschlagenen Abänderungen des Operationsplanes bereit erklärt, sondern der König hatte ja, was noch übler war, bis diesen Augenblick durchaus keine Gewißheit über die besseren Gesinnungen Napoleons, und unter diesen Umständen waren die russischen Anträge doch wirklich beachtenswert.

Der König aber entschloß sich für keine Partei, sondern setzte die Unterhandlungen mit beiden fort; ihm und wahrscheinlich auch dem Staatskanzler, obgleich dieser sich darüber nicht aussprach, war das Weggehen von Berlin zu bedenklich, und der in Vorschlag gebrachte Guerillakrieg hatte als etwas Unzünftiges nicht den königlichen Beifall. Der König betonte immer, und selbst mit einigem Grunde, die geraume Zeit, welche vergehen würde, bis die russische Hilfe heran sei, und daß bis dahin Preußen ganz zertrümmert sein müßte. Um das Wahre oder Uebertriebene dieser Ansicht, soweit sich dies thun ließ, in Zahlen auszumitteln, schrieb ich darüber einen besonderen Aufsatz, aus dem allerdings für den Unbefangenen hervorgehen konnte: daß die preußischen Festungen wohl bei richtiger Benutzung die Mittel hätten, um sich bis zur Ankunft einer russischen Armee halten zu können. Es ist indes mit allen solchen strategischen Aufsätzen (deren ich leider nur zuviel in meinem Leben anfertigen mußte) eine eigene Sache. Der Erfolg einer Kriegshandlung läßt sich nur mit Wahrscheinlichkeit, niemals mit Gewißheit vorhersagen: hat man daher nicht das nötige Selbstvertrauen in seiner Brust, so hat man es auch zu keiner vorgeschlagenen Unternehmung, und alle tak-

tischen oder strategischen Argumente helfen sehr wenig, sie sind ihrer Wirkung nach nicht viel mehr als die Platzpatronen, die man bei den Revüen verschießt.

Die russischen Streitkräfte waren allerdings nicht so zahlreich, als man es zu einem derartigen Kampfe wünschen mußte, aber für den Augenblick waren die vereinigten russischen und preußischen Streitkräfte (Russen 146 000, Preußen 74 000) mit denen, die Napoleon damals in Deutschland disponibel hatte, in einem ziemlichen Verhältnis.

Wenn man auch annehmen muß, daß Napoleon bei der Eröffnung des Kriegs, so wie er es nachher that, große Massen aus dem Innern von Frankreich und aus den Rheinbundsstaaten herangezogen haben würde, so forderte dies doch Zeit, und wir hatten es in unserer Hand, auf ähnliche Art unsere Rüstungen zu verstärken. Im Herbst des Jahres 1811 waren die Kontingente der Rheinbundsstaaten in Spanien beinahe ganz vernichtet und mußten erst auf Befehl Napoleons in der Heimat neu gebildet werden, ebenso ging es mit den aus Spanien zurückgekehrten Cadres der französischen Regimenter, die durch die neu ausgeschriebene Konskription im Innern des Landes formiert wurden und erst Ende 1811 und Anfang 1812 über den Rhein rückten.

Natürlich bildeten sich über den Plan Napoleons bei den leitenden Persönlichkeiten höchst verschiedene Ansichten. Auf den König wirkten indes alle derartigen verschiedenen Ansichten immer höchst nachteilig, er brauchte jede Einwendung, um die anderweitigen Vorschläge wechselseitig zu bekämpfen und dadurch den Zustand der Unentschiedenheit fortdauernd zu erhalten. So wurde auch dem Kaiser Alexander nicht gänzlich ablehnend, sondern nur verzögernd geantwortet, die Unterhandlung mit Marsan dabei aber

fortgesetzt. Man verlangte von Frankreich die Räumung von Glogau, die Neutralität von Glatz, Schlesien, der provinziellen Hauptstädte und übrigen Festungen, und erbot sich zur Stellung eines Kontingents. Marsan nahm alles freundlich an, hatte häufige Konferenzen mit dem Staatskanzler, aber von Paris kam keine Erklärung, und die französischen Truppen vermehrten sich immer mehr an unseren Grenzen. Um dieses letztere ein wenig zu umschleiern, mußte Marsan dem Staatskanzler im scheinbaren Vertrauen eröffnen: daß Napoleon eine Expedition gegen Dänemark beabsichtigte.

Da der gänzliche Stillstand der französischen Unterhandlungen denn doch auch selbst bei dem König von Zeit zu Zeit große Besorgnisse erregte, so gab dies die Veranlassung, daß der König selbst die ins Stocken geratenen Rüstungsmaßregeln wiederum aufweckte. Die Hauptkraft unserer Verstärkungsmaßregeln war, wie ich es schon gesagt habe, hauptsächlich an den Seeküsten versammelt, und Schlesien, bei welchem man nicht füglich eine Besorgnis wegen einer englischen Landung vorschützen konnte, im Verhältnis zu den anderen Provinzen zurückgeblieben; jetzt aber, nachdem im Herzogtum Warschau neue Truppenaushebungen angeordnet waren, die sächsische Armee in der Lausitz konzentriert werden sollte, mußte man auch diesem Punkte seine Aufmerksamkeit zuwenden. Ich unterhielt deshalb einen Briefwechsel mit dem damaligen Oberst Röder, nachherigen General der Kavallerie, der in jener Zeit dem General Grawert, welcher den Oberbefehl in Schlesien führte, zur Hilfe beigegeben war. Röder war gewiß entschlossen, alles, was in seinen Kräften stand, zur ehrenvollen Ausführung des bevorstehenden Kampfes aufzubieten, aber er sowohl als der General Grawert und der größte

Teil der Liniensoldaten hatten eine heimliche Scheu vor einem Guerillakrieg, sie sahen des Vaterlands Rettung nur in uniformierten und exerzierten Soldaten. Nun ist es allerdings auch meine Meinung, daß in allen gegenwärtigen europäischen Staaten eine möglichst gut disziplinierte und geübte Macht unentbehrlich ist, sie muß den Kern bilden, um den sich alle Volksanstrengungen vereinigen, hinter ihm Schutz suchen können, wenn sie nicht gleich im ersten Anlauf zersplittert werden sollen. Ebensowenig bin ich der Meinung, daß man mit Volksaufgeboten Schlachten liefern solle und könne; dies ist nicht ein zweckmäßiger Tummelplatz für sie, ihre Wirksamkeit soll sich bloß auf den kleinen Krieg und nächtliche Streifereien beschränken, um durch das dadurch bewirkte Ermatten des Feindes den Linientruppen den Sieg zu erleichtern. Bei dieser Art der Anwendung sind zu allen Zeiten Volksaufgebote dem Feinde gefährlich geworden, und die damalige Lage Preußens war, wenn man alle Verhältnisse sorgfältig prüft, ganz besonders zu einem solchen gemeinschaftlichen Wirken der Linientruppen und Volksstreifparteien geeignet. Die geographische Lage der damaligen preußischen Provinzen und die immerfort drohende Besorgnis eines unerwarteten Ueberfalles von seiten Frankreichs hatten den König auch veranlaßt, vorläufig für diesen Fall insgeheim einige Anordnungen in Hinsicht des Oberbefehls zu treffen. In Ost- und Westpreußen sollte bei dem Ausbruch von Feindseligkeiten der General York den Oberbefehl führen, zwischen der Weichsel und Oder der General Blücher, und in Schlesien der General Grawert. Die Mark Brandenburg mußte man in einem solchen Fall, mit Ausnahme von Spandau, dem der General Thümen als Kommandant vorstand, natürlich in der ersten Zeit räumen, und deshalb wurde auch

hier kein kommandierender General ernannt. Jedem kommandierenden General sollte ein höherer Civilbeamter zugeteilt werden, beide vereint das Gouvernement der Kriegsprovinz bilden und in allen wichtigen Fällen nach ihrem Gewissen und ihrer Einsicht handeln. Nach dieser Ansicht wurden für die designierten Beamten auch die Vollmachten und Instruktionen vorläufig ausgefertigt.

Im Einverständnis mit diesen Anordnungen wurde auch vom König eine an den Obersten von Hake gerichtete Kabinettsordre vollzogen, welche den Umfang unserer Rüstungen bestimmte, die aber durch ein sonderbares Zusammentreffen gar nicht abgegeben wurde; denn indem der König die erwähnte Kabinettsordre unterschrieb, trat der Staatskanzler ins Zimmer, um dem König eine soeben aus Paris eingegangene Depesche mit einer Erklärung Napoleons vorzulegen, deren wesentlicher Inhalt, wenn man einige höfliche Redensarten abrechnet, der war: daß Napoleon in seinen Unterhandlungen mit Preußen nicht eher weiter fortschreiten würde, als bis wir, um ihm einen Beweis unseres Zutrauens zu geben, alle unsere Rüstungen eingestellt und unsere zusammengezogenen Leute entlassen hätten.

Dieser bestimmte Antrag erzeugte, wie man sich denken kann, eine große Verlegenheit: während die Maulwürfe eine unbedingte Unterwerfung predigten, fühlte der König denn doch, daß in dieser Forderung viel Bedenkliches lag, auch hatten wir, wie ich es gleich hinterher zeigen werde, uns auf anderen Punkten in neue Unterhandlungen eingelassen, deren Erfolg abzuwarten der König wohl Ursache hatte. Auf jeden Fall zeigte der französische Antrag, daß man Preußen bei einem mit Rußland ausbrechenden Krieg, an dem man füglich nicht mehr zweifeln konnte, eine durchaus

verschiedene Rolle im Gegensatz zu den übrigen französischen Verbündeten zugedacht habe. In allen Rheinbundsstaaten wurden auf den Befehl Napoleons neue Rüstungen mit dem größten Eifer und in ausgedehntem Maßstabe betrieben, während Preußen dagegen ganz allein sich selbst entwaffnen sollte. Das war denn doch ein bedenklicher Unterschied. Nach vielem Hin- und Herreden zu dem von dem Obersten Hake in Vorschlag gebrachten Auswege: die eingezogenen Krümper zwar von den militärischen Versammlungsorten zu entfernen, sie dagegen aber in Masse zu öffentlichen Arbeiten an Landstraßen u. s. w. zu gebrauchen. Wenn man diese Maßregel nur als einen Zeitgewinn angesehen hätte, um in dieser Zeit einen Entschluß zu fassen und sich mit Rußland zu vereinigen, so war sie gewiß ganz vorzüglich, denn sie hielt unsere Streitkräfte zusammen, die wir bei einem unerwarteten Anfall in wenig Tagen bewaffnen und mit den übrigen Teilen der bewaffneten Macht schnell vereinigen konnten; aber zu einem Entschluß kamen wir nicht, und so wurde die genommene Maßregel in Paris auch bald durchblickt und, wie ich es späterhin zeigen werde, vernichtet.

Mitten unter diesem unentschiedenen Hin- und Herschwanken kam dem König unerwartet ein Antrag, der, entschlossen aufgefaßt, allerdings am meisten geeignet schien, der Sache eine vollständig veränderte Gestalt zu geben. Wir hatten uns fortdauernd eine sichere und außerordentliche Kommunikation über Kolberg mit dem damals vom Kontinent verbannten England offen gehalten; zu diesem Zweck war der bei Auerstädt schwer verwundete Major du Moulin, jetzt General und Kommandant von Luxemburg, scheinbar zur Versorgung dort zum Postmeister ernannt. Seine vielseitige Sprachkenntnis machte ihn zu

dem beabsichtigten Geschäft vorzüglich geeignet, er zog den damaligen Lotsenkommandeur Schröder, einen sehr patriotisch gesinnten Mann, ins Vertrauen, und auf diesem Wege war die Verbindung mit England trotz aller Kontinentalsperren ganz ungehindert. Die Engländer kreuzten regelmäßig mit kleinen Fahrzeugen unter fremder Flagge vor Kolberg, Schröder steuerte dann hinaus, um ihnen den etwa nötigen Beistand anzubieten, gab dabei die mitgenommenen Korrespondenzen ab und empfing dagegen die englischen Briefe, zuweilen auch, um der Aufmerksamkeit des in Kolberg befindlichen französischen Agenten zu entgehen, einen als Kolberger Matrosen verkleideten Passagier. So war Gneisenau, der sich seit dem Jahre 1809 in London aufgehalten hatte, zurückgekommen und ostensibel als Staatsrat im Ministerium des Innern angestellt, und auf demselben Wege kam nun der damalige Oberst Dörnberg, gegenwärtiger Hannöverscher Generalleutnant, mit einer bestimmten Mission von England. Um jede mögliche Entdeckung zu vermeiden, ließ man ihn nicht nach Berlin, sondern nur bis Angermünde kommen, wohin Gneisenau zum Empfang seiner Anträge geschickt wurde. Die Anträge waren bestimmter als die von Rußland; Alexander versprach nur Unterstützung auf den Fall eines Angriffs und Garantie unseres ehemaligen Besitzstandes, England dagegen ermunterte zur Offensive, versprach dazu Waffen und Subsidien, auch Garantie der zu machenden Erwerbungen, wobei es sich zu einer Menge von Konzessionen bereit zeigte, verlangte dagegen aber ebenso wie Rußland einen fest abzuschließenden Traktat und forderte zur sichereren Ausführung des beabsichtigten Krieges eine Volksbewaffnung.

Der König war indes zum Abschluß eines festen Bünd-

nisses unter keiner Bedingung zu bringen, obgleich er es auch nicht ganz abweisen und offenbar in einem unentschiedenen Zustande halten wollte. Er verschanzte sich hinter das notwendig einzuholende Einverständnis mit Rußland. Der Staatskanzler, der indes zu einer Verbindung mit Großbritannien sehr geneigt war, mit Recht auf das von dieser Macht unaufgefordert uns gemachte Anerbieten, uns beim glücklichen Ausgange des Krieges zu einer bedeutenden Macht zu bilden, und auf die dargebotenen Subsidien einigen Wert legte, machte noch einen Versuch, indem er mir ein von ihm aufgesetztes Schreiben für den König an den Prinzregenten von England zuschickte, welches ich noch spät am Abend dem König in Paretz, wo er sich damals aufhielt, vorlegen mußte. Wahrscheinlich wollte der Staatskanzler die Sache zum Schluß bringen und sich einen vollständigen Aufschluß über die Auffassung des Königs verschaffen. Das erwähnte Schreiben enthielt neben dem Dank für die englischen Anerbietungen die Versicherung des Königs, daß er einer solchen Verbindung geneigt sei und, sobald der günstige Zeitpunkt gekommen sein würde, dieselbe verwirklichen wolle, bis dahin aber zur Erhaltung der außerordentlichen Rüstungen sich eine Anleihe von ein paar Millionen erbitte. Aber auch darauf wollte der König nicht eingehen, er tadelte den vom Staatskanzler gebrauchten unbestimmten Ausdruck: „de me prêter quelques millions“, mit einigem Recht, aber sehr bitter, und alles, was ich erhalten konnte, waren ausgesprochene Redensarten für Dörnberg, womit der König sich die Freiheit offen behalten wollte, bei einer ihm günstig erscheinenden Gelegenheit die gemachten Anerbietungen von England zu benutzen.

Dies hieß aber leider die Verhältnisse ganz verkennen: Großbritannien machte uns die erwähnten vorteilhaften An-

erbietungen nicht aus einer für Preußen gehegten besonderen Liebhaberei, sondern weil es gerade in dem damaligen Augenblick die von ihm geleiteten Angelegenheiten in Spanien durch eine nördliche Diversion unterstützen wollte, nur deshalb bot es an Preußen einen so ansehnlichen Preis. Die göttliche Vorsehung hat zwar späterhin auf einem anderen Wege den Sturz Napoleons und seiner Uebermacht herbeigeführt, aber nach menschlicher Ansicht wurde in jenem Augenblicke schon durch die Gunst des Schicksals dem König die Gelegenheit geboten, eine Vereinigung zwischen Preußen, England und Rußland zu begründen, die bei richtigem Gebrauch hinreichende Mittel zu einem Kampfe mit Napoleon besaß; Oesterreich hätte sich gewiß, wenn auch später, dieser Vereinigung angeschlossen, und manche jetzt noch fühlbaren Uebelstände, die der Wiener Kongreß als Keim zu künftigen Kriegen erzeugte, wären alsdann wohl zu vermeiden gewesen.

Während der König nun fortdauernd jeden bestimmten politisch-militärischen Entschluß vermied, war es beinahe unbegreiflich, mit welcher Anstrengung dieser Fürst das Exerzieren und Manöverieren der Truppen zu seinem täglichen Geschäfte machte; oft wurde der Vortrag bloß deshalb abgekürzt. Ich vermag es nicht, den Sturm meiner Empfindungen zu schildern, wenn ich den König nach stundenlangen unentschiedenen politisch-militärischen Diskussionen zum Manöver begleiten mußte: es war, als wenn sich der Leichenstein meines Vaterlandes mir auf die Brust wälzte.

Der König hatte sich in dieser Zeit, da er zu keinem Systeme, zu keiner Person ein hinreichendes Vertrauen fassen konnte, eigentlich schon selbst aufgegeben, wie dies der folgende Vorgang nur zu deutlich zeigt. Der König

faßte um diese Zeit auf einmal den Gedanken, die Garde mit einem neuen sogenannten Normalbataillon zu vermehren. Die erste Anregung dazu war ihm, wie fast immer, aus Rußland gekommen, wo der Kaiser Alexander eine ähnliche Formation ausgeführt hatte, die, aus Abgegebenen von allen Regimentern gebildet, zum Zwecke hatte, diese übereinstimmend auszubilden, nach einiger Zeit zu ihren Regimentern zurückzusenden und durch neue ersetzen zu lassen, wodurch nach und nach eine größere Exerzierübereinstimmung in dem Heere erzeugt werden sollte. Bloß vom militärischen Standpunkt betrachtet, war eine solche Einrichtung schon an und für sich nichts mehr als eine Exerzierspielerei, aber in den damaligen politischen Verhältnissen mußte sie für Preußen unbestritten höchst nachteilig erscheinen. Eine neue Formation unter den Augen des französischen Gesandten, der jeden Tag im Namen seines Kaisers Reduktionen verlangte, war doch gewiß nicht vorteilhaft, und dann machte diese Einrichtung, so sparsam man sie auch einrichtete, dennoch immer neue Kosten, die in unserer damaligen geldknappen Lage doppelt fühlbar waren. Der Staatskanzler hatte aus den obigen Gesichtspunkten dem König bereits Vorstellungen, jedoch ohne Erfolg gemacht und forderte mich nun noch dringend auf, in dieser Hinsicht einen neuen Versuch zu wagen. Ich benutzte dazu einen Augenblick, in dem ich mit dem König allein war, und bot alles auf, ihn von diesem Entschluß zurückzubringen, mein Gefühl riß mich fort, und mir traten die Thränen in die Augen. Der König war auch sichtbar bewegt und persönlich höchst gütig, aber seine in Worten verschleierte Antwort hatte doch nur eigentlich den Sinn: daß man ihm dies lassen möge, da doch eigentlich alles zu Ende sei.

In diesen unangenehmen Beschäftigungen waren wir bis zum Monat Oktober gekommen. Neue Anmärsche der französischen Truppen, neue, ganz glaubwürdige Nachrichten über die bösen Absichten, welche Napoleon gegen Preußen hege, vor allem aber das gänzliche Stocken der mit ihm angefangenen Unterhandlungen hatten auch den König wieder unruhig gemacht, er sagte mir eines Tages im Vortrage: alle Welt wolle zwar Krieg, aber nichtsdestoweniger habe doch noch kein Mensch daran gedacht, wie im Falle eines feindlichen unerwarteten Angriffs die königliche Familie und die Garden u. s. w. von Berlin wegzubringen sein würden, und folgerte daraus die Unmöglichkeit irgend einer selbständigen Handlung. Ich erwiderte auf diese Aeußerung, obgleich sie sichtbar nur allein an mich gerichtet war, gar nichts, schrieb aber des Nachts hierüber einen Aufsatz, den ich am andern Morgen dem König auf den Schreibtisch legte. Der König behielt ihn mehrere Tage bei sich, und als er ihn mir zurückgab, hatte er mit Bleistift mehrere zustimmende Bemerkungen beigeschrieben, die ich sogleich mit Tinte überzog. Natürlich mußte ich nach dem Sinn jener Bemerkungen eine allgemeine Zustimmung des Königs zu dem vorgeschlagenen Unternehmen voraussetzen, auch machten die wohlwollenden Aeußerungen, mit denen er mir das Papier zurückgab, es nur zu wahrscheinlich, daß ich im eintretenden Falle einen Hauptanteil an der Ausführung der vorgeschlagenen Anordnungen haben würde. Es lag also dadurch eine gewisse Art der Verantwortlichkeit auf mir; wurde der rechte Zeitraum zur Ausführung verabsäumt, so konnte man wohl, um sich rein zu waschen, den Vorwurf auf mich wälzen, daß ich etwas Unausführbares vorgeschlagen und dadurch die Sicherheit der königlichen Familie gefährdet hätte. Als daher mehrere

schnell hintereinander folgende Truppenbewegungen es anzudeuten schienen, daß man uns jeden Uebergang über die Oder versperren wolle, hielt ich es für meine Pflicht, in einem bezüglichen Schreiben den König auf seine Lage aufmerksam zu machen; dies Schreiben wurde aber nicht so gnädig wie der erste Aufsatz aufgenommen.

Bald nachher oder eigentlich gleichzeitig that Napoleon einen für unsere damaligen Verhältnisse bedeutenden Schritt; offenbar war es sein schlau angelegter Plan, die mit Preußen angefangenen Unterhandlungen hinzuhalten, ohne sie zum Abschluß zu bringen, durch die Veröffentlichung derselben uns von allen Mächten zu isolieren, dabei zugleich aber auf Grund eben dieser Unterhandlungen nach und nach unsere gänzliche Entwaffnung zu fordern, um uns, so wie dieser Zweck erreicht war, seine willkürlichen Forderungen als ein Gesetz in der höflichen Form eines Traktates vorzulegen. So forderte nun Ende Oktober St. Marsan nicht allein die Entlassung sämtlicher zu öffentlichen Arbeiten verwendeten Krümper, sondern auch, daß der in Pommern befehligende General Blücher gänzlich des Dienstes entlassen würde. Blücher hatte nicht allein die ihm aufgegebenen Rüstungen jedesmal mit großer Kraft durchgeführt, sondern sich auch unverhohlen als einen Feind der französischen Unterdrückung ausgesprochen. Wenn Cato einst seine stehende Formel für die Zerstörung von Karthago hatte, so war dem alten Blücher ebenso der Ausdruck: „wir müssen losschlagen" zu einer löblichen Gewohnheit geworden. Dies war allerdings genug, ihn erst bei den Maulwürfen und späterhin auch bei Napoleon in einen üblen Ruf zu bringen. Dem König, dem die Sache von der Seite einer fremden Einmischung im Anfange wohl unangenehm war, ergab sich bald in sein auch jetzt nicht

mehr füglich zu vermeidendes Schicksal, denn Blücher war ihm im Grunde des Herzens durch sein ewiges Kriegsmahnen auch unbequem.

Der General Bülow, der früher unter Blücher befehligte und zu seinem Ersatz wohl geeignet war, war wenige Wochen vorher nach Königsberg versetzt worden, weil beide wackere Kriegsnaturen in ewigem Zank und Streit lebten. So fiel denn der erledigte Befehl in Pommern nach der Anciennität dem General Tauenzien zu, der bis dahin die Truppen in Berlin kommandiert hatte.

Tauenzien hatte entschiedene Anhänglichkeit an den Staat und auch Ehrgefühl genug, um sich, wo es sein mußte, zu schlagen, aber sein langes Leben an dem Hofe des alten Prinzen Heinrich in Rheinsberg, wo er erst Page war, dann bis zum Major sein Adjutant blieb, hatte ihm wohl die äußeren Formen eines Weltmannes, jedoch nicht die Kenntnisse eines Heerführers gegeben, außerdem aber noch hatte der Hang zu vielfachen Lebensgenüssen ihm die Willens- und Urteilskraft geraubt.

Dieser Mann kam nun unerwartet nach Kolberg: dort in dem Lager zu einer verzweifelten Verteidigung eingeschlossen zu werden, fiel ihm zentnerschwer auf die Brust, denn die gewöhnlichen Liniensoldaten sind höchstens nur mit einer gewöhnlichen Feldschlacht vertraut, der kleine Krieg und die Festungsverteidigung sind ihnen eigentlich ein Greuel. So gesellte sich Tauenzien zu den ihm Gleichgesinnten, und indem er die ganz unbegründete Sage, daß Kolberg zum Zufluchtsort für die königliche Familie bestimmt sei, für wahr annahm, schrieb er darüber einen Bericht, der dazu bestimmt war, dem verschanzten Lager bei Kolberg den Stab zu brechen, und ihm dagegen die Freiheit geben sollte, beim etwaigen Ausbruch der Feind-

seligkeiten im Freien so lange herumzuziehen, bis ihn wahrscheinlich eine französische Armee irgend wo eingefangen hätte. Dem König war jeder derartige Tadel der getroffenen Kriegsvorbereitungen eigentlich ganz angenehm, weil er daraus folgerte, daß wir gar nichts unternehmen könnten, weil es ebenso an Mitteln, als an richtiger Einsicht fehle.

Es war nahe daran, daß der Befehl zur Schleifung des Lagers, ja womöglich der Festung gegeben wurde, was jedoch glücklicherweise zufolge einer der Einsprachen Gneisenaus verhindert wurde.

Schon Ende des Sommers, als der König fortdauernd über die Mangelhaftigkeit der russischen Vorschläge klagte, hatte der Staatskanzler den Vorschlag gemacht: eine vertraute Person nach Petersburg zu senden, um mit dem Kaiser dort mündlich über den Entwurf eines Operationsplanes zu unterhandeln und so die jetzt noch sehr abweichenden Ansichten einander möglichst zu nähern. Die Wahl des Königs zu dieser Sendung war sehr richtig auf den General Scharnhorst gefallen, der sich in der That am allermeisten dazu eignete. Nur die Ausführung dieser Sendung war in den damaligen Verhältnissen mit großen Schwierigkeiten verknüpft, die größte Geheimhaltung mußte dabei beobachtet werden. Scharnhorst war glücklicherweise auch hierzu vollständig geeignet: von Natur schweigsam und im höchsten Grade vorsichtig, war es ihm zur Gewohnheit geworden, seine Handlungen und Entschlüsse bis zu dem Augenblick der Ausführung zu verschleiern, er gefiel sich in dem Entwurf und der Anwendung der hiezu nötigen kleinen Kunstmittel; seine näheren Bekannten verglichen ihn daher auch in dieser Hinsicht mit einigem Recht mit dem

berühmten Oranier, dem Begründer der niederländischen Freiheit.

So reiste Scharnhorst zur Ausführung seines Vorhabens erst in Schlesien, anscheinend geteilt zwischen Dienstgeschäften und Privatvergnügen, herum, ging dann in Privatgeschäften auf seine kleine Besitzung nach Ostpreußen, sah dort nach der Wirtschaft oder besuchte einzelne Bekannte, und nachdem er so Wochen lang die Neugierigen getäuscht, zuletzt beinahe aus der öffentlichen Meinung verschwunden war, reiste er von seinem Gut, angeblich um nach Schlesien zurückzugehen, schnell nach der russischen Grenze, nur von einem treuen Feldjäger begleitet, wo die Behörden bereits von der Ankunft eines ehemaligen englischen Offiziers, des Oberstleutnants Menin, benachrichtigt, zu seiner schleunigen Beförderung nach Zarskoje-Selo angewiesen waren.

Scharnhorst wurde in jenem Schloß auf kaiserliche Kosten bei einem Hofgärtner einquartiert, trug einer angeblich früher erhaltenen Wunde wegen die ganze Zeit über den Arm in der Binde und wollte, wie er den Schloßbewohnern sagte, dem Kaiser Vorschläge zu einigen verbesserten Schiffseinrichtungen machen. Alexander sah ihn in dieser Zeit sehr häufig und entwickelte ihm mit großer Offenheit seine politischen und militärischen Pläne, so daß der General erst anfangs November aus Rußland als Privatmann nach Preußen zurückkehrte, unerwartet bei dem General York in Marienwerder erschien und sich diesem entdeckte. York mußte ostensibel einen Offizier seines Generalstabs mit einem Auftrag nach Berlin senden, Scharnhorst setzte sich als sein Bedienter auf den Bock und kam so glücklich durch alle französischen Postierungen nach Wusterhausen.

Alexander hatte mit großer Offenheit sein Glaubens-

bekenntnis in politischer und strategischer Hinsicht, sowohl über die allgemeine Lage Europas wie die besondere Rußlands an Scharnhorst mitgeteilt, weder seine Hoffnungen noch seine Besorgnisse verschwiegen. Den Zustand seiner bewaffneten Macht, ihre Stellungen, seine Waffenvorräte, sowie die noch angeordneten Rüstungen, alles dies hatte der General bis in das kleinste Detail mitgeteilt erhalten. Und aus diesem allen folgerte Alexander (ich glaube Europa kann ihm das Festhalten an diesem Entschluß danken), daß er nicht Napoleon angreifen, sondern den Angriff von diesem erwarten müsse, daß er aber unter keiner Bedingung eher die Waffen niederlegen würde, als bis seine an Frankreich gemachten Forderungen ausgeglichen wären, namentlich in Beziehung auf Preußen: die Regulierung der Verhältnisse von Warschau und Danzig, die Räumung der drei von den Franzosen besetzten Oderfestungen, die Einstellung aller an Preußen außerhalb des Friedenstraktats von Tilsit gemachten Forderungen und daß der Kaiser dem König diese Zwecke durch einen Traktat zu garantieren bereit sei und sie als die seinigen ansehe. Alexander fügte hinzu, da er nicht angreifen wolle, so setze er, obgleich er den Ausbruch des Kriegs für gewiß halte, doch die von Napoleon getriebenen Unterhandlungen scheinbar fort, um unter der Zeit seine Streitkräfte fortdauernd zu vermehren, auf keinen Fall aber würde er einen ihm schon angetragenen Kongreß annehmen, da Napoleon dabei nur den Zweck, das Auseinandergehen der russischen Armee auf irgend eine Art zu fordern, beabsichtige. Der Kaiser machte dabei den König noch auf die Nützlichkeit einer Verbindung mit England aufmerksam und ersuchte ihn auch, ähnliche Versuche bei Oesterreich zu unternehmen, um dadurch der Verbindung die größtmöglichste Ausdehnung zu geben.

Um Preußen bei seiner vorgeschobenen Lage eine vollständige Garantie über seine Gesinnungen zu geben, gab der Kaiser dem General Scharnhorst eine offene Ordre an den General Wittgenstein mit, der in Samogitien mit drei Divisionen zwei Märsche von Tilsit stand, nach welcher der in Preußen kommandierende General (York) die Vollmacht erhielt, zu jeder Zeit, wenn es die Lage Preußens erfordere, den Grafen Wittgenstein zu seinem Beistande herbeizuziehen, so daß dieser ohne eine weitere Anfrage in Petersburg auf jene preußische Aufforderung einzurücken angewiesen sei. Diese letzte Vollmacht war in der damaligen Lage Preußens von großer Wichtigkeit, denn nicht allein daß sie den von Rußland zu hoffenden Beistand wenigstens vierzehn Tage früher möglich machte, als wenn deshalb erst nach Petersburg geschrieben werden mußte, so legte sie den Beginn des Kriegs eigentlich in die Hände des Königs, da, sobald Wittgenstein herbeigerufen war, man auch den Krieg Rußlands mit Napoleon als gewiß ansehen konnte. Der König fühlte die Wichtigkeit dieses Schrittes und die Sicherheit, welche er dadurch erhielt, auch vollkommen, er bestimmte, daß der General York die Vollmacht behalten und bei schnellem Ausbruch von Feindseligkeiten der Franzosen demgemäß handeln sollte, aber anstatt nun die letzte Hand an den mit Rußland abzuschließenden Allianztraktat zu legen, vertagte er dies und befahl dagegen, daß Scharnhorst, ohne erst Berlin zu berühren, sogleich in ähnlicher Art nach Wien gehen solle.

In dieser Zeit verstärkten sich die französischen Truppen bei Hamburg und am Main fortdauernd, Anfragen, die unser Gesandter in Paris, der General Krusemarck, deshalb machen mußte, blieben entweder ohne Antwort, oder man gab ihm zu verstehen, daß er sich nicht darum zu

bekümmern brauche. Die Summe der abzuzahlenden Kontribution, nach deren Tilgung uns Glogau zurückgegeben werden sollte, war längst schon von unserer Seite pünktlich abgetragen, und doch wurden sowohl unsere als auch die von seiten Rußlands gemachten Vorstellungen nicht berücksichtigt, sondern die Zurückgabe der Festung von französischer Seite auf einmal bis zum allgemeinen Frieden, bis zur Abtragung der gesamten Kontribution, also eigentlich bis ins Unendliche vertagt. Die Besatzung der Festung sowie ihre Werke wurden fortdauernd verstärkt, und Preußen mußte durch Landlieferungen die Magazine dieser Festungen weit über den gewöhnlichen Bedarf anfüllen, es war sichtbar die Absicht Napoleons, hier Reservemagazine für die im Frühjahr heranrückenden Armeen anzulegen.

Scharnhorst hatte sich der ihm nach Wien aufgetragenen Sendung mit nicht minderer Vorsicht unterzogen, seine Reise sowie sein Dortsein blieben unentdeckt, hatten aber leider kein Resultat. Bei seiner Rückkehr nach Schlesien erhielt ich von ihm darüber einen chiffrierten Bericht, um ihn dem König vorzulegen. Scharnhorst war durch einen Grafen Hardenberg, der sich in Oesterreich angekauft hatte, dabei aber auch insgeheim die Angelegenheiten Englands besorgte, bei Metternich eingeführt.

Man sieht aus dem Bericht des Generals, daß Metternich für einige Augenblicke einem thätigen Eingreifen nicht abgeneigt war, daß aber die entgegengesetzten Gesinnungen des Finanzministers Grafen Wallis, der das Schwanken des Papierkurses mehr als die Uebermacht Napoleons fürchtete, und die friedlichen Gesinnungen der kaiserlichen Generaladjutanten den richtigeren politischen Blick Metternichs bald erstickten, so daß sich am Schlusse der

Verhandlung nur eine demütige Resignation, einige Hoffnung auf die Höflichkeit des korsischen Schwiegersohns und Mißtrauen auf die Pläne Rußlands in den Gesinnungen des Wiener Kabinetts aussprach.

Es ist eine der sonderbarsten Erscheinungen, wenn man gegenwärtig Oesterreich bei jeder Gelegenheit ein außerordentliches Mißtrauen gegen Rußlands Uebermacht aussprechen hört. Keine Macht in Europa hat dazu mehr die Hand geboten; Oesterreich, kann man sagen, hat Rußland in die europäischen Verhältnisse hereingezerrt. Ohne auf die älteren Verbindungen beider Mächte einzugehen, ist es genug, sich ins Gedächtnis zu rufen, daß die ersten russischen Hilfstruppen nach dem Rhein von Oesterreich herbeigerufen wurden, und daß die österreichischen Einmischungen, um den sächsischen Prinzen die polnische Krone zuzuwenden, eigentlich die Uebermacht Rußlands in Polen begründet haben.

Bei diesem wechselseitigen Mißtrauen der noch bestehenden Kabinette gegen einander, die auf eine genaue Kenntnis ihrer verschiedenen Gebrechen gegründet war und auf keinem Punkt durch innere geistige Thatkraft gekräftigt wurde, kann man sich wohl nicht wundern, daß überall der günstige Augenblick zu einem männlichen Entschluß versäumt wurde, daß die materiellen Interessen des Augenblicks über höhere Ansichten die Oberhand gewannen, kurz, daß man sich willenlos von den Begebenheiten treiben ließ. Kann es unter solchen Verhältnissen wohl befremden, wenn Napoleon bis dahin dauernder Sieger blieb? Die Erklärung Oesterreichs äußerte, wie man sich es wohl denken kann, auf die Gesinnungen des Königs einen sehr großen Einfluß. Denn obgleich der König damals, noch als Folge seiner Jugendeindrücke, eine innere Abneigung gegen Oester-

reich hegte, von dem Militär dieser Macht mit offener Verachtung sprach, so gab doch das Benehmen des Wiener Kabinetts seiner Lieblingsansicht, daß er keinen entscheidenden Entschluß nehmen dürfe, sondern um die Zeitbegebenheiten herum lavieren müsse, neue Nahrung.

Der König blieb zwar im Grund dem von ihm genehmigten Systeme, der Rüstung zum Widerstande, im ganzen treu und beförderte als den erkannten Zweck seiner Erhaltung, sobald die Anwandlungen der Besorgnis sich wieder etwas zerstreut hatten, die dazu nötigen Einrichtungen. Seitdem ihm aber jetzt der Gedanke vorschwebte, daß Oesterreich in neutralen Verhältnissen mit Napoleon durchzukommen hoffe, gewann diese seinem ganzen Charakter zusagende Ansicht so viel Gewalt über ihn, daß er den Unterschied, der in der Lage Oesterreichs und Preußens stattfand, ganz unberücksichtigt ließ und mit erneuter Kraft nach diesem Ziele hinstrebte, ohne deswegen die Verhältnisse mit Rußland abzubrechen: dadurch aber kam der Gang des Staates in ein kaum glaubliches Schwanken. Der König fing nun an mit mehr Zurückhaltung, ja sogar mit einzelnem Lobe von Napoleon zu sprechen, und näherte sich jetzt auch öffentlich den bis dahin etwas entfernt gehaltenen Maulwürfen, ohne deswegen seine politische Sinnesänderung offen auszusprechen.

Ich will nun noch einige kleine Ereignisse aus einem früheren Zeitraum nachtragen, die mitzuteilen ich bisher unterlassen habe, um den Gang der Erzählung der beiden Sendungen Scharnhorsts nicht zu unterbrechen.

Der Inhalt einer aus Petersburg von dem Oberstleutnant v. Schöler eingegangenen Depesche ließ erkennen, daß der Kaiser Alexander damals noch auf eine Antwort auf seine Vorschläge rechnete und, da der König die Voll-

macht für den General Wittgenstein angenommen hatte, konnte der Kaiser wohl mit einigem Grunde auf unsere Zustimmung hoffen.

Weiter erwähne ich einen inneren Vorgang, der damals viel Aufsehen erregte und über den ich zur Vervollständigung das folgende mitteilen kann. Ende Dezember wurde es auf einmal in Berlin und so auch bei dem französischen Gesandten bekannt, daß in einigen Teilen Pommerns Anwerbungen zu einem Freikorps stattfinden sollten. Die Maulwürfe schwuren hoch und teuer, daß dies alles von Scharnhorst und seinen Anhängern angezettelt sei, um den König in den Krieg zu verwickeln; daß man daher auch, allenfalls noch vor der Untersuchung, die von ihnen bezeichneten Personen zum Wohl des Staates aufhängen könne; während dagegen alle Menschen, die auf den Krieg hofften, die inneren Verhältnisse des Kabinetts aber nicht kannten, dies als den Anfang unserer Schilderhebung jubelnd begrüßten. Die sogleich angestellte Untersuchung ergab als Resultat: daß ein unangestellter Rittmeister v. Werder allerdings den Versuch gemacht hatte, alte Soldaten, die sich unangestellt in ihrer Heimat aufhielten, auf den Fall eines ausbrechenden Krieges für ein alsdann von ihm zu errichtendes Freikorps vorläufig anzuwerben. Es war ein durchaus isoliertes Unternehmen, eine militärische Börsenspekulation à la hausse; Werder hatte, durch einzelne Gerüchte, die von Zeit zu Zeit im Publikum herumgingen, verleitet, geglaubt, den Gang unserer Politik durchschauen zu können, und darauf seinen Plan gebaut, für den er mit einigen Monaten Festungsarrest büßen mußte.

Das Bündnis mit Frankreich.

Um diese Zeit ungefähr, wo die französische Gesandtschaft noch immer ohne weitere Instruktionen wegen der seit Monaten angefangenen Unterhandlungen war, machte sie auf einmal den Antrag: „daß wir, um uns die Gunst des Kaisers Napoleon zu erwerben, gänzlich unsere Festungen desarmieren sollten.“ Es geschah dieses zu einer Zeit, wo durch das Zusammentreffen mehrerer Umstände diese Forderung doppelt bedenklich erschien. Napoleon hatte eben mit dem russischen Gesandten, dem Fürsten Kurakin, jene bekannte Unterredung gehabt, die der französische Kaiser, trotz des beleidigenden Tones, der in ihr herrschte, als einen friedlichen Versuch, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, angesehen haben wollte. Zugleich trat der Kaiser eine Reise nach Holland an und es war das ziemlich glaubwürdige Gerücht verbreitet, daß er nach Hamburg kommen würde, und ein Teil seiner Garden hatte den Befehl zum Ausmarsch aus Paris bekommen. Wenn man dies alles zusammennimmt und noch hinzufügt, daß kurz vorher französische Offiziere im Auftrag Davousts das Lager bei Kolberg besehen mußten, so war der Gedanke, daß dem jetzt geforderten Desarmieren unserer Festungen schnell die französische Besetzung derselben folgen würde, wohl ziemlich natürlich. Der Staatskanzler forderte über dieses Verhältnis meine Meinung, die ich schriftlich abgab. Meine Stellung war gegenwärtig in dieser Hinsicht sehr peinlich, ich mußte mir bei der Kenntnis des Königs sagen, daß auf einen festen Entschluß nicht zu rechnen sei, aber nichtsdestoweniger mußte ich doch auch nach Pflicht und Gewissen, wenn ich gefragt wurde, da, wo ich Gefahren

zu sehen glaubte, diese offen aussprechen; vielleicht haben indes diese Ansichten uns doch etwas von übereilter Hingebung zurückgehalten.

Während die Unterhandlungen und das Hin- und Hersenden außerordentlicher Gesandten zwischen Frankreich und Rußland scheinbar fortdauerten, da jeder Teil sichtbar Zeit zur Ausdehnung seiner Rüstungen auf diesem Wege gewinnen wollte, Marsan in Berlin dagegen angeblich fortdauernd auf definitive Instruktionen harrte, war jedes Gerücht, welches sich in den diplomatischen Kreisen über den Gang der französisch-russischen Unterhandlungen verbreitete, jede Nachricht, die den Anmarsch neuer französischer Truppen ankündete, eine Welle, die die maßlose Berliner Politik von einer Sandbank auf die andere warf. Die Maulwürfe predigten sich heiser, daß nur in der blinden Unterwerfung unter Napoleons Willen das Heil Preußens blühe, und suchten diesen Grundsatz bei dem sich nun schon ganz zu ihnen hinneigenden Könige durch Rede und Schrift bestens durchzuführen. So bekamen wir in diesem Sinn auch einen neuen diplomatischen Schriftsteller, den damaligen Legationsrat Ancillon, über den ich noch einige Worte vorausschicken muß.

Ancillon war der Sohn eines achtenswerten Predigers bei der französischen Kolonie in Berlin, der Sohn war dem Berufe des Vaters gefolgt, jedoch mochte sein in mehreren Richtungen weltlicher Sinn sich in dieser Laufbahn gleich von Anfang wenig gefallen. Indem er nichtssagende Phrasen mit einem gewissen Pathos vortrug und dadurch einen Teil seiner Zuhörer zur Bewunderung fortriß, suchte er sich auch andere Laufbahnen und bekam so den Vortrag in der Geschichte (denn damals mußte der

Hauptunterricht eines Prinzen noch französisch sein) bei der Erziehung der Prinzen Louis und August Ferdinand. Bei diesem Drängen in die Welt war er auch mit dem Minister Stein bekannt geworden und hatte diesen durch einige liberale Phrasen für sich eingenommen, so daß Stein ihn an Stelle von Delbrück zum Erzieher des Kronprinzen empfahl. Das Leben am Hofe war das lang ersehnte Element Ancillons. Eitel über jeden Begriff, konnte er hier mit einigen durch ausgebreitete Lektüre erhaschten Phrasen glänzen, da er unbestritten hierin höher als die vortrefflichsten Kammerherren stand. Aus Temperamentsneigung sowohl als Politik machte er den Hofdamen seine Cour, und diese schwuren bald, daß er ein vollendeter Staatsmann und Weltweiser sei. Dem König nahte er sich, so oft es nur anging, und studierte die Ansichten desselben, um sie nicht ohne Geschick im Gespräch als die Seinigen darzustellen.

Ancillon faßte nun die einzeln ausgesprochenen veränderten Gesinnungen des Königs in einer Denkschrift zusammen, durch welche er das notwendige Anschließen von Preußen an Frankreich staatsrechtlich zu motivieren suchte. Nur eine Stelle aus jener Denkschrift, die mir getreu im Gedächtnis geblieben ist, glaube ich hier anführen zu sollen, da sie mehr als alles andere die Logik und Weltkenntnis des Verfassers schildert. Ancillon sagte nämlich wörtlich:

„Ew. Majestät sind nicht allein sich, Ihrer Familie, Ihrem Lande, Nein! Sie sind es ganz Europa schuldig, sich ungesäumt mit Napoleon zu verbinden. Denn Napoleon hat jetzt nur noch ein Ziel des Ehrgeizes, nämlich, nachdem er alle Länder sich geneigt sieht, auch Preußen zu seinen Verbündeten zu zählen. Hat er diesen Zweck er-

reicht, dann ist seine Ehrbegierde befriedigt, und von den kriegerischen Zwecken abgewendet, wird der französische Kaiser und mit ihm ganz Europa sich zu einem dauernden Frieden vereinigen können."

So beurteilte der Mann, der gegenwärtig Minister der preußischen auswärtigen Angelegenheiten ist, im Jahr 1812 den Charakter Napoleons und die Lage Europas!

Auch die von Scharnhorst vorgeschlagene Volksbewaffnung wird von Ancillon verdammt, weil — sie zu einer Revolution führen könne; da diese Ansicht in dem Kreise der Maulwürfe ziemlich allgemein war und bei manchen Leuten auch jetzt noch im Ansehen steht, so scheint es mir nicht unpassend, über dieselbe ein paar Worte zu sagen. Die deutschen Bauern unter Albini und Wrede, die Tiroler im Jahre 1809, die Russen im Jahre 1812, zu einem Volkskriege aufgerufen, sind gehorsam zu ihren alten drückenden Verhältnissen zurückgekehrt, und nur in einzelnen Gegenden haben die Bauern in Rußland es gewagt, als Kriegslohn eine gerechte Behandlung demütigst zu fordern. Spanien, durch einen Volkskrieg aufgeregt, wie ihn kaum die neuere Geschichte kennt, hat es nicht schneller, als man erwarten konnte, sich der Tyrannei Ferdinands hingegeben? Und nur dann erst, als diese immer stärker und wahrhaft unerträglich ward, versuchte das mit Füßen getretene Volk sich die im Kriege erkämpfte Stellung wieder zu verschaffen.

Wir sehen also sowohl aus diesen als aus vielen anderen in der Geschichte verzeichneten Beispielen, daß, wenn die Regierung nur gerecht regiert, sie eine Volksbewaffnung nicht scheuen darf, sondern in ihr nicht allein ein bedeutend kräftiges Widerstandsmittel, sondern auch einen moralischen Hebel zur Stärkung des Nationalcharakters, zur Entwick-

lung der Vaterlandsliebe findet. Also um der nur erträumten Gefahr einer Revolution zu entgehen, wollte Herr Ancillon lieber sein Vaterland und sein Königshaus der Sklaverei Napoleons unterwerfen! Weder aus den klassischen Schriftstellern, noch aus dem Geiste des Christentums konnte er diese in krassen Egoismus aufgelöste Vaterlandsliebe erlernt haben.

Es war aber nicht bloß Herr Ancillon, der den König durch seine Feder in die Arme Napoleons zu zerren suchte, auch ein preußischer Kriegsmann übernahm dieses heroische Geschäft. Es war dies der damals in Schlesien befehligende Generalleutnant Grawert, welcher um dieselbe Zeit einen Aufsatz beim König einreichen ließ, der ganz zu dem Ancillonschen Ansinnen paßte.

Grawert hatte in der Schlacht von Jena unter dem Fürsten Hohenlohe eine Division geführt und sich hier ganz gut benommen. Allein nun hatte das über Preußen hereinstürmende Unglück seine Kraft gebrochen, er, der den Krieg nur als ein mathematisches Rechenexempel ansah, dem die geistige Kraft des Menschen unbekannt geblieben war, sah nirgends für den preußischen Staat eine Rettung, der Geist der neueren Kriegserscheinungen war ihm fremd geblieben, und er neigte seinen Willen ohne den Gedanken des Widerstandes vor der moralischen und physischen Ueberlegenheit Napoleons.

Dieses Ergeben an Frankreich war durch anderweitige Verhältnisse noch bedeutend verstärkt worden. Grawert hatte gleich nach dem Tilsiter Frieden die Bestimmung bekommen, mit dem in Breslau damals noch anwesenden französischen Marschall Davoust über die Verhältnisse von Schlesien und die endliche Räumung desselben zu unterhandeln, dadurch war Grawert in eine lange tägliche Be-

rührung mit jenem Marschall gekommen, der seinen Mann ganz durchblickte. Grawert wurde nicht allein durch kleine Gefälligkeiten gewonnen, sondern Davoust ließ sich von ihm den siebenjährigen Krieg erzählen und benutzte dabei sehr geschickt die wirklich große Terrainkenntnis und Notizensammlung, welche der General von Schlesien und Böhmen hatte. Dieses alles aber hatte bei Grawert die Ansicht geweckt, daß er auf Davoust einen bedeutenden Einfluß habe, und er war davon so überzeugt, daß er dies sogar an Freunde nach Berlin schrieb. Die Aeußerung in seiner Denkschrift, „daß er um keinen Preis mit den Franzosen vereint zu kämpfen wünsche", war daher auch nur eine Phrase; denn als der König ihm späterhin den Oberbefehl über das zur französischen Armee bestimmte Kontingent antrug, nahm er ihn ohne das geringste Zögern an, und ich habe es aus dem Munde des Generals, „daß er durch seinen Einfluß bei Davoust selbst auf Napoleon zu wirken hoffe". Das war doch wirklich ein starker Glaube, an dem indes auch der Feldmarschall Kalckreuth kränkelte. Daß die damaligen preußischen Provinzen zum Behuf einer Landesverteidigung keine Pyrenäen haben, wie dies die in Rede stehende Denkschrift bemerkt, ist gewiß, aber dafür hatten sie in ihren Wäldern, Seen und Brüchen Terrainvorteile, die dem kleinen Kriege und der durch ihn bezweckten Landesverteidigung bei richtigem Gebrauch ebenso gute Hilfsmittel als eine Alpenkette darbieten.

Doch der größte Irrtum in Grawerts Denkschrift scheint mir der zu sein, den er aber übrigens mit allen Maulwürfen teilte, daß, wenn der König nur erst einen Allianztraktat mit Napoleon abgeschlossen habe, die Existenz des preußischen Staates und der königlichen Familie nun auch vollkommen gesichert sei.

So etwas wagten diese Menschen zu einer Zeit zu behaupten, in der die königlichen und fürstlichen Geschlechter von Spanien, Neapel, Sardinien und Hessen-Kassel rc. mit guten Allianzen mit Napoleon in der Tasche, aus ihren Staaten zum Teil oder ganz vertrieben, in Europa herumwandelten.

In den bis jetzt zwischen Preußen und Rußland vorgekommenen Erklärungen hatte die letztere Macht ihre politischen Absichten bei einem zu hoffenden glücklichen Ausgang des Kriegs eigentlich nur im allgemeinen angedeutet und war, indem sie Preußen seinen gegenwärtigen Besitz garantierte und ihm neuen Erwerb in Deutschland zuwies, um den offenbar schwierigsten Punkt: die Gestaltung von Polen, herumgegangen. Rußland mußte in dem bevorstehenden Kriege die polnischen Kräfte möglichst zu lähmen suchen und nach einem Siege der russischen Nation doch auch einigen Erwerb zusichern, Preußen dagegen bedurfte in vielfacher Hinsicht einer besseren östlichen Grenze, als die war, die ihm der Friede von Tilsit gegeben hatte. Bei dieser Schwierigkeit hatte Rußland sich offenbar so gestellt, daß Preußen den ersten Antrag machen solle. Hätten wir uns in eine geregelte Unterhandlung mit Rußland eingelassen, so wäre natürlich auch dieser Gegenstand zur Sprache gekommen, und ich hege die Ueberzeugung, daß Preußen seine billigen Forderungen in dieser Hinsicht würde zugestanden erhalten haben. Da aber in dieser Hinsicht von Preußen keine bestimmten Schritte gethan waren, so hatte sich im Anfang des Jahres 1812 allerdings das Verhältnis durchaus verändert, Alexander mußte notwendig über unser gegen ihn beobachtetes unentschlossenes Wesen mißtrauisch werden, Napoleon hatte ihn ja selbst von den in Paris gemachten preußischen Anträgen in Kenntnis ge-

setzt, und so darf es nicht befremden, daß Oberstleutnant Schöler auf einmal aus Petersburg schrieb, Alexander habe ihm gesagt, daß er bei ausbrechendem Kriege die gänzliche Wiederherstellung Polens unter russischer Hoheit für unvermeidlich halte und daß er zu gleicher Zeit an Oesterreich den Antrag gemacht habe, ihnen den Besitz der Moldau und Walachei zu garantieren, wenn sie sich in einem Kriege gegen Frankreich mit ihm vereinigen würden.

Daß die obige Ansicht in dem isolierten Interesse Rußlands lag, bietet keinen Zweifel, es ist auch möglich, daß es Alexander, durch augenblickliche Not und etwas Schwärmerei getrieben, mit der vollständigen Herstellung Polens schon damals Ernst war, doch muß ich gestehen, daß, wenn ich den oben erwähnten Antrag an Oesterreich mit hinzunehme, sich mir noch eine andere Ansicht bei jenen Aeußerungen darbietet. Alexander, so schien es mir, beabsichtigte durch jene Aeußerung den Doppelversuch, einmal Preußen auf das Gefährliche eines solchen Schrittes aufmerksam zu machen und es dadurch zu einer Allianz mit Rußland zurückzuführen, zweitens aber durch den zugleich an Oesterreich gemachten Vorschlag den Beweis zu geben, daß er den Eroberungsabsichten auf die europäische Türkei entsage. Auf jeden Fall konnte er bei der Veröffentlichung dieser seiner Ansichten nichts verlieren. Auf den Staatskanzler machte jene Depesche aber einen ganz entgegengesetzten Eindruck, oder er benutzte die Gelegenheit wenigstens, um auf einmal ganz veränderte politische Ansichten auszusprechen, indem er nun laut erklärte, daß man bei diesen Eroberungsansichten Alexanders sich unter allen Bedingungen an Frankreich anschließen müsse. Dieser Ansicht konnte ich indes nach meiner Ueberzeugung nicht beipflichten, denn für Preußen war es immer nachteilig, ob Alexander

oder Napoleon Polen wiederherstellte, was, wie wir wußten, dieser auch beabsichtigte, und es war daher nicht der Akt der Wiederherstellung die entscheidende Frage, sondern es kam darauf an, zu untersuchen, bei welchem von diesen beiden Verhältnissen Preußen am meisten zu besorgen habe, und da war das letztere auf jeden Fall nachteiliger als das erstere. Bei diesen verschiedenen Ansichten kam es zwischen dem Staatskanzler und mir im Vortrage beim König zu einer langen, hitzigen Debatte, deren Ergebnis war, daß mich der Kanzler aufforderte, meine Ansichten zu Papier zu bringen.

Mein Aufsatz enthielt zugleich das Resumé der von dem Staatskanzler zu verschiedenen Zeiten geäußerten Ansichten und ist in dieser Hinsicht allerdings nicht ohne ein gewisses Interesse.

Der von ihm erwähnte Gedanke: selbst Ostpreußen für reichlichen Ersatz in Deutschland aufgeben zu können, war nicht eine bei ihm feststehende, sondern nur vorübergehende Idee. Hardenberg erkannte zu gut, daß, ohne die moralischen Beziehungen, die hiebei obwalten, zu erwähnen, der Verlust der Ostseeküste auch die Vernichtung des preußischen Staates wäre, uns jedenfalls zu einer Macht zweiten Ranges herabsetzen würde, da die kultiviertesten Binnenprovinzen nicht die politisch-militärische Bedeutsamkeit, die dem Herren der Memel- und Weichselmündungen notwendig zufällt, jemals ersetzen könnten. Entweder geht Preußen auf dem Wege seiner eigentlichen Bestimmung fort und bildet eine Schirmmacht zwischen dem Osten und Westen, zusammengesetzt aus deutschem und slavischem Blute, das sich dadurch zu einem neuen Volke ausbildet, oder es vernachlässigt seine Bestimmung, wird zu der Unthätigkeit der kleinen deutschen Staaten herabgezogen, und das slavische Prinzip rückt mit seinen Grenzmarken bis zur Oder.

Es stieg damals bei mir der Gedanke auf, daß der Staatskanzler lange schon das Anschließen an Frankreich beabsichtigt habe; es ist wahr, seit seinem Aufenthalt in Riga hatte er eine nicht verschmerzte Abneigung gegen Alexander, aber er haßte auch Napoleon. Bei diesem Verhältnis glaube ich annehmen zu können, daß, da Hardenberg nach seinem Charakter sich mehr durch die Umstände treiben ließ, als sie zu beherrschen versuchte, er sich gegenwärtig nur in das Unvermeidliche ergab und die daraus hervorgehende Inkonsequenz, so gut es anging, zu bemänteln suchte.

Es war zwar schon, wie ich glaube, im Januar oder gar Dezember ein von dem Staatskanzler mit Marsan entworfenes Allianzprojekt nach Paris geschickt worden, aber bis diese Stunde, also nach Monaten, auch nicht eine Silbe Antwort darauf zurückgekommen, daher waren auch alle den kommandierenden Generalen in den Provinzen früher gegebenen Instruktionen nicht zurückgenommen; der General York hatte z. B. noch die von Kaiser Alexander ausgestellte Vollmacht zum Herbeirufen des Generals Wittgenstein. Dies führte jeden Augenblick die unglaublichsten Mißverhältnisse herbei, der König wollte, ohne es jedoch bestimmt auszusprechen, daß wir unsere Handlungen so einrichteten, als wenn wir die Verbündeten Frankreichs wären, und die Generale handelten dagegen ihren Instruktionen getreu, als wenn sie die Verbündeten Alexanders wären. Daß eine derartige sonderbare Stellung alles entmutigte, bedarf keiner weiteren Beteuerung, aber es konnten auch jeden Augenblick dadurch Irrungen erzeugt werden, die offenbar das Unglück des Staates herbeiführen mußten. Es war z. B. das Gerücht verbreitet, daß die Garnison von Danzig deshalb so verstärkt sei, um gleichzeitig mit den Polen aus

Thorn einen Versuch auf Graudenz zu wagen. Es konnte also in dem Augenblick, in dem in Berlin die Franzosen als unsere Verbündeten einrückten, der General York durch eine Bewegung des Generals Rapp veranlaßt werden, den General Wittgenstein herbeizurufen und sich mit ihm zu vereinen.

Ich muß hiebei noch eines Umstandes erwähnen, der, wie es mir scheint, für die Beurteilung der späteren Schritte des Generals York nicht ohne Bedeutung ist. Nicht allein die Generalvollmacht, die derselbe vom König hatte, ermächtigte ihn, in allen unvorhergesehenen Fällen nach seiner Einsicht alle zum Wohl des Staates ihm notwendig scheinenden Schritte zu thun, sondern ich habe ihm dieselbe Anweisung auf seine Anfragen noch mehreremale auf Befehl des Königs in meinem Namen schreiben müssen, denn seit dem Anfang des Jahres 1812 schien es der König zu vermeiden, politisch-militärische Instruktionen direkt zu geben, und gab mir daher gewöhnlich den Befehl, über dergleichen Gegenstände in meinem Namen an die Generale zu schreiben und sie auf diesem Wege mit den Gesinnungen des Königs bekannt zu machen.

Bei dem gänzlichen Wechsel unserer Politik war ich schon längst mit dem Gedanken vertraut, daß es mir nicht möglich sein würde, länger in meiner damaligen Stellung zu bleiben; selbst wenn ich meine bisherigen Grundsätze hätte aufgeben wollen, wozu ich aber gottlob keine Lust hatte, wäre mein Bleiben nur mir und dem Staate in den damaligen Verhältnissen nachteilig gewesen. Als ich in das Kabinett trat, war des Königs ausgesprochene Gesinnung: Haß gegen Napoleon, er war mit den angeordneten Rüstungsmaßregeln vollständig einverstanden,

ebenso mit den Verabredungen mit Rußland, es war aber, wie ich gezeigt habe, nach und nach den Maulwürfen gelungen, ihn in die ganz entgegengesetzte Bahn zu schieben. Dadurch mußte meine Lage mit der Zeit unhaltbar werden.

Der König hatte mich gleich von Anfang dazu gebraucht, Bescheide und Antworten, die ihn etwa hätten kompromittieren können, besonders in den abgetretenen Provinzen, in meinem Namen zu geben, unangestellte Offiziere hatte ich auf eine bessere Zukunft vertrösten müssen, kurz, für den bevorstehenden Kampf für die Erhaltung des Thrones und Vaterlandes werben und den Gedanken daran lebendig erhalten müssen. Wenn gleich ich dabei auch die größte Vorsicht, besonders, um nicht den König zu kompromittieren, beobachtete, so waren derartige Veranlassungen doch zu häufig, als daß dadurch nicht meine Gesinnungen vollständig hätten bekannt werden müssen, man wußte, daß ich Napoleon und ein Bündnis mit ihm von ganzem Herzen haßte, weil ich es für das Grab des preußischen Staates hielt.

Der König und der Staatskanzler hatten mich fortdauernd zu dem Verkehr mit dem russischen Gesandten gebraucht, der damalige in Berlin anwesende westfälische Gesandte von Linden hatte mich wegen dieser Zusammenkünfte mit Liewen bei unserem auswärtigen Minister denunziert. Ja, in der letzten Zeit, als bereits scheinbar aller Umgang mit der russischen Gesandtschaft abgebrochen war, hatte ich mein entlegenes Quartier zu Unterredungen des Staatskanzlers mit dem Grafen Liewen hergeben müssen. Durch alles dieses, was wahrscheinlich die Maulwürfe zum Teil selbst der französischen Gesandtschaft mitgeteilt hatten, war ich ein jenem System anrüchiger Mensch geworden, und ich hatte erfahren, daß ich auf den Listen

der napoleonischen Polizei als eine verdächtige Person notiert sei. Unter diesen Umständen nun noch in dem Kabinett bleiben zu wollen, wäre thöricht, ja selbst für den König nachteilig gewesen. Aber auch selbst mein Leben nach dem Austritt war unter der Herrschaft Napoleons, unter den vorausgeschickten Verhältnissen, ziemlich schwierig. Sollte ich in die Armee eintreten, für Napoleon kämpfen oder müßig zu Hause bleiben? Sollte ich mich mit meinen ausgesprochenen Gesinnungen ruhig in einen Winkel des Vaterlandes zurückziehen und es gewärtigen, daß unter fortdauernder französischer Aufsicht ich doch endlich in ihre Hände fallen würde, wozu meine früheren Amtsgeschäfte fortdauernd Stoff genug gaben? Sollte ich endlich bei einer damals wahrhaftig nicht unwahrscheinlichen gänzlichen Zertrümmerung des preußischen Staates mich ruhig diesem Schicksal ergeben und bei einem neuen uns von Napoleon gegebenen Fürsten um Dienste oder Pension betteln? Alles dieses empörte mein damals tief verwundetes Inneres, und ich beschloß, mich womöglich so zu stellen, daß ich unabhängig von den Ereignissen, da, wo ich es dem preußischen Staate für nützlich halten würde, eingreifen könnte. Der Staatskanzler war, als ich ihm die obigen Gründe vorlegte, auch gleich meiner Ansicht, er fühlte den politischen Vorteil, den das Ausscheiden eines bisherigen Kabinettsmitgliedes darböte, da man auf dieses eine Menge Dinge schieben könne, und bot mir dafür die Hand, mein künftiges Los möglichst gut zu stellen.

Dem König schien es im Anfange unangenehm, mich von sich zu entfernen, doch ergab er sich endlich auch der Gewalt der Umstände. Statt einer Pension wurde mir ein königliches Geschenk von 20000 Thalern in der Art zugesichert, daß ich 4000 Thaler gleich bar ausgezahlt er-

hielt und 16000 Thaler in einer Anweisung, um mich damit bei den damals zum Verkauf gestellten Domänen anzukaufen. Diese letzten 16000 Thaler habe ich nachher bei meiner Anstellung als Minister ausgezahlt erhalten und dagegen auf die sonst üblichen Einrichtungskosten keinen Anspruch gemacht, sie sind auch größtenteils zu dem erwähnten Zweck aufgegangen.

Als Ersatz für meine Stelle wünschte Scharnhorst den Major v. Tiedemann, da dieser talentvolle Offizier aber bereits die Idee hatte, nach Rußland zu gehen, wo er auch in einem Gefecht vor Riga geblieben ist, so schlug er den ihm gemachten Antrag aus, und der gegenwärtige Generalleutnant v. Thile I, der damals noch nicht in seiner jetzigen einseitigen mystischen Richtung befangen war, wurde zu meinem Nachfolger bestimmt, jedoch so, daß ich bis zum förmlichen Abschluß der Allianz mit Frankreich die Geschäfte fortführen sollte. Es gereicht mir zu einer großen Beruhigung, daß ich damals bei meinem Austritt recht viele freundliche Beweise der Teilnahme, sowohl aus der Armee als aus allen Ständen erhielt, ja selbst ein paar Maulwürfe waren gutmütig genug, mir ihr unzweideutiges Bedauern auszudrücken.

Unser jetzt nach und nach bekannt werdender Anschluß an Frankreich ward natürlich verschieden beurteilt, die Maulwürfe triumphierten und fingen an es zu überlegen: wie sie aus diesem Ereignis den möglichsten Privatvorteil ziehen könnten; der schon ziemlich bejahrte Feldmarschall Kalckreuth bewarb sich sogleich um den Posten eines militärischen Gesandten in dem bevorstehenden Kriege bei der Person Napoleons, wobei er auf seine Gunst bei diesem und bei Berthier wohlgefällig hinwies, der Staatskanzler hatte indes zu viel Takt, um hierauf einzugehen.

Bei dem übrigen Teil der Nation aber war die Nachricht dieser neuen Verbindung eine wahre Trauerbotschaft, der größte Teil der Armee und Menschen aus allen Ständen fühlten gemeinschaftlich, daß dieses eine unnatürliche, nur Verderben bringende Verbindung sei, und daß der letzte Pfeiler der Nationalselbständigkeit, für deren Erwerb so vieles preußische Blut floß, dadurch umgeworfen werde. Die Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus und der Sinn für Gehorsam, der in dem preußischen Volke so vorherrschend ist, fügten sich zwar anscheinend ruhig diesem neuen Opfer, aber ein verhaltener Grimm mehrte sich in der gepreßten Brust, bis das Jahr 1813 ihm zu seiner Entwicklung eine schöne Gelegenheit gab. Indes blieb der König doch nicht ohne Anzeichen, daß sein Entschluß nicht der der Mehrheit seines Volkes sei, nur zwei will ich davon herausheben, da sie dem König unverhohlen höchst bittere Wahrheiten sagten. Das erste war ein Schreiben von dem Prinzen von Hessen-Homburg, der in der Schlacht bei Görschen blieb; er stand als Major in der Armee, forderte nun vom König seinen Abschied, indem er in den stärksten Worten seinen Ingrimm aussprach: daß ein unabhängiger Fürst sich freiwillig Napoleon unterwerfen könne.

Das zweite Schreiben ähnlicher Art rührte von einem hochbetagten Herren v. Keith her, der zur Zeit Friedrichs des Großen lange Zeit preußischer Gesandter in Turin war und nun ganz zurückgezogen von seinen Renten in Berlin lebte. Mit zitternder Hand, aber kräftig-männlichem Geiste schrieb er dem König: daß er sich jetzt seiner Souveränität begeben und zum Schaden seines Volkes ein Diener Napoleons geworden sei; es schien, als wenn aus seinem Schreiben die Stimme des unsterblichen Königs zürnend zu seinem Großneffen sprach. Diese beiden Schreiben

machten für den Augenblick auch einen bedeutenden Eindruck auf den König, doch konnten sie natürlich nicht mehr eine Veränderung in dem so weit vorgeschrittenen Plane hervorbringen.

Während man nun in Berlin sehnsüchtig nach der endlichen Antwort aus Paris blickte, bereitete mir die Laune des Schicksals noch für einige Augenblicke die folgende Mystifikation. Gleich nachdem der Anschluß Preußens an Frankreich bestimmt war, hatte ich mich von allem Anteil an der Politik zurückgezogen, der König sprach gar nicht mehr über derartige Gegenstände mit mir, und nur der Staatskanzler teilte mir den historischen Zusammenhang der Ereignisse mit, ohne meine Meinung darüber zu verlangen; ich blieb auf meine militärischen Dienstgeschäfte beschränkt, ward nicht mehr zur königlichen Tafel geladen, und die Hofleute fingen mit kluger Berechnung an, mich zu meiden. So hatte ich in der ersten Hälfte des März (den Tag kann ich nicht mehr gewiß angeben) meinen gewöhnlichen Vortrag beim König beendet und war auf meinem Bureau beschäftigt, die im Vortrage erhaltenen Bestimmungen schriftlich ausfertigen zu lassen, als mir auf einmal ein Leibjäger einige Zeilen von der Hand des Königs brachte, welche den Befehl enthielten, um 3 Uhr im Palais zu erscheinen und eine früher von mir ausgearbeitete Denkschrift über einen Abzug aus Berlin mitzubringen. Tausend Gedanken über die Veranlassung zu diesem Befehl durchstürmten meinen Kopf, und ich trat mit meinem Aufsatz in der Tasche meine Wanderung nach dem Palais an. Dort fand ich ellenlange Gesichter, und nach manchem Hin- und Herfragen erfuhr ich: daß unangemeldet, was sonst früher niemals der Fall war, die französischen Truppen aus Mecklenburg in die Priegnitz eingerückt wären, daß

man die sichere Nachricht habe, daß sie nun unaufhaltsam auf Berlin marschieren würden, daß der König nach Eingang dieser Nachrichten schnell eine Mittagstafel befohlen habe, zu der alle anwesenden Minister und Generale eingeladen waren, und daß nach aufgehobener Tafel in einem entlegenen Zimmer eine Beratung gehalten werden solle. Nun allerdings konnte ich mir den Zusammenhang deuten, es war klar, daß der König, aufgeschreckt durch das Einrücken der Franzosen, wegen eines Abmarsches aus Berlin einen Kriegsrat halten wollte.

Wenn auch nun von der einen Seite das von mir verteidigte System unerwartet dadurch seiner Ausführung nahe schien, so mußte ich mir von der anderen Seite doch sagen, daß seit dem Oktober des Jahres 1811, wo ich jenen Aufsatz entwarf, die Franzosen uns so umkreist hatten, daß auf einen Wegmarsch der in Berlin und Potsdam befindlichen Truppen eigentlich nicht mehr zu rechnen war, höchstens nur von dem Durchbringen der königlichen Familie die Rede sein konnte, und daß, wenn dieses auch gelang, sie nicht mehr als ein geachteter Verbündeter von Rußland, sondern nur als ein Flüchtling sich nach unseren östlichen Provinzen zurückziehen würde. So stand ich im gewöhnlichen Vortragszimmer im Palais am Fenster und suchte mir durch das Gegeneinanderhalten aller dieser Ansichten ein festes Urteil für die bevorstehende Konferenz zu bilden, als ich aus diesem ernsten Ideengange auf einmal beinahe romanartig herausgerissen wurde. Eine Kourierchaise fuhr schnell vor der Rampe des Palais vor, ein Feldjäger stieg aus derselben, der, als er mich am Fenster erblickte, mir mit freudiger Miene winkte und auf seine Kouriertasche wies. Ich ließ ihn ins Zimmer treten und erfuhr aus seiner langen Rede, die ihm wahrscheinlich unser

Gesandter in Paris eingelernt hatte, daß er den so lange ersehnten, bereits von Napoleon ratifizierten höchst vorteilhaften Allianztraktat mitbrächte.

Meine Vorbereitung zu der beabsichtigten Konferenz war also unnütz, ich ließ den Staatskanzler vom Tische rufen und übergab ihm die eingegangenen Depeschen: ihr Inhalt bestätigte im einzelnen das, was der Feldjäger gesagt hatte, die augenblicklich entstandene Angst wegen des Anmarsches war verscheucht, und ich ging in einer ganz eigentümlichen Stimmung an meine vorher unterbrochenen Geschäfte.

Dieses plötzliche Erscheinen des so lange ersehnten Traktats war, wie ich nachher erfahren habe, auf den Vorschlag von Talleyrand wohl berechnet. Man hatte absichtlich jede Antwort auf das von Berlin eingesandte Allianzprojekt sorgfältig vermieden, bis der Befehl an die gesamte französische Armee zum Vorrücken nach der Weichsel gegeben war, nun hatte der damalige französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ich glaube am 6. März, unseren Gesandten zu sich rufen lassen und ihm einen fertigen Allianztraktat mit der Aufforderung, ihn sogleich zu unterzeichnen, vorgelegt. Dieser Traktat war nicht allein von dem in Berlin entworfenen in beinahe allen Punkten verschieden, sondern auch, was das Gewaltthätigste dabei war, Krusemarck hatte mit der ganzen bisherigen Verhandlung nicht das geringste zu thun gehabt und daher nicht zum Verhandeln und noch weniger zum Unterzeichnen eine königliche Vollmacht.

Als Krusemarck dies alles vorstellte, antwortete ihm der Herzog von Bassano (Maret) ganz kalt: der Kaiser Napoleon mache ihn, den Gesandten, persönlich für alles Unglück verantwortlich, was durch seine Verweigerung der

König und der preußische Staat erleiden würde. Dadurch eingeschreckt, vergaß Krusemarck alle bis dahin üblichen diplomatischen Gebräuche und unterzeichnete geduldig auch ohne Vollmacht den ihm vorgelegten Unterwerfungstraktat. Durch diese eigentümliche Verfahrungsart war Napoleon bei den schon lange gelähmten preußischen Rüstungen der Annahme des Traktats ganz gewiß, da bei Ankunft desselben in Berlin die Franzosen bereits auch wenige Märsche von den Thoren dieser Stadt standen. Wenn durch einen doch leicht möglichen Unfall die Ankunft des Kuriers um 48, ja nur um 24 Stunden sich verspätet hätte, so konnte ein unabsehbares Unglück für den preußischen Staat daraus entstehen, und darüber hätte man sich in Paris auch wohl nicht geärgert. Genug, Napoleon vorteilte bei jedem dieser eintretenden Fälle und zeigte zugleich dem König, daß künftighin nicht von einer Allianz zweier Staaten, sondern von Unterwerfung die Rede sei.

Der erwähnte Traktat war übrigens nicht allein in der Art seiner Entstehung, sondern auch seinem Inhalt nach nichts weiter als ein in Paris angefertigtes Requisitionsmandat, auf das man den preußischen Gesandten gezwungen hatte, sein vidi zu setzen. Außer einem Kontingent von 20000 Mann, welches Preußen zur großen Armee stellen mußte, waren dem Lande eine Menge Lieferungen und die Anlage der Lazarette auferlegt, die drei Oderfestungen blieben nicht allein während der Dauer des Krieges besetzt, sondern auch Spandau, welches Napoleon als die Citadelle von Berlin bezeichnete, mußte für diesen Zeitraum den Franzosen eingeräumt werden. Für dieses alles nun wurde für Potsdam, so lange der König sich dort aufhielt, die Freiheit von französischen Durchmärschen und Einquartierung zugestanden. Der südliche Teil von

Schlesien wurde mit einer bestimmten Anzahl von Truppen neutral erklärt, damit der König dort, wenn er wolle, seinen Aufenthalt nehmen könne.

Natürlich brachten die obigen Bestimmungen wiederum einiges Leben in unsere bis dahin in völlige Lethargie versunkenen politisch-militärischen Verwaltungszweige. Die Truppen, welche das Kontingent bilden sollten, wurden, mit Ausschluß der Garden, aus der ganzen Armee ausgewählt, und Grawert erhielt den Oberbefehl über dieselben. Da man bei diesem aber wegen seiner unbegrenzten Hingebung an Frankreich sehr bald gerechte Besorgnisse schöpfte, — aus welchen Gründen, werde ich später mitteilen — so wurde auf den Antrag von Scharnhorst der General York zum zweiten Kommandanten ernannt.

Napoleon hatte, um teils die Welt mit seinen friedlichen Ansichten zu täuschen, teils aber auch, um dem Kaiser Alexander eine Falle zu legen und ihn einzuschläfern, es vorgeschlagen: daß der König jemanden nach Petersburg senden möge, um dort den Wunsch und die Bereitwilligkeit Napoleons, den Frieden zu erhalten, anzukünden. In Berlin ging man bereitwillig darauf ein, und es gab wirklich Menschen, die trotz allen Märschen und Rüstungen glaubten, daß Napoleon ernstliche Friedensabsichten habe. Genug, der Oberstleutnant v. Knesebeck wurde von seinem Gut Karwe hereingeholt, zum kgl. Generaladjutanten ernannt und mit jener Friedensbotschaft nach Petersburg gesendet; nebenbei mag er auch wohl den Auftrag gehabt haben, den König wegen seines Anschließens an Napoleon, unter Versicherung fortdauernder innerer Freundschaft, bestens zu entschuldigen.

Nach menschlicher Ansicht ist es ein großes Glück, daß Alexander sich nicht einschläfern ließ, die Herrschaft

des Korsen hätte sonst viel länger auf Europa gelastet. Noch im April erklärte der russische Gesandte in Paris, getreu den früheren Aeußerungen des Kaisers, daß die Bedingungen, unter denen er nur allein den Frieden unterhandeln würde, keine anderen wären als: gänzliche Räumung des preußischen Staates und seiner Festungen, Räumung von Schwedisch-Pommern, Verminderung der Besatzung von Danzig bis zu der vertragsmäßigen Stärke und zugesagte Entschädigung für Oldenburg. Diese Forderungen waren nicht nach dem Geschmack Napoleons, er sah sie in seinem Stolz als Beleidigungen an, forderte von seinem gesetzgebenden Körper eine doppelte Konskription, rief, in Nachahmung Karls des Großen, die Nationalgarde als einen Heerbann auf. In Rußland schrieb man eine neue Rekrutierung aus, ordnete die Errichtung einer Landesmiliz an. Die französischen Truppen und deutschen Kontingente zogen unaufhaltsam nach der Weichsel; am 28. März rückten unter dem Marschall Oudinot die französischen Truppen auf Berlin.

Begebenheiten während des Breslauer Aufenthalts 1812.

Wie sehr einzelne Menschen offenkundig Napoleon und seinen Trabanten huldigten, mag der hier folgende kleine Zug bezeugen. Der französische Marschall Oudinot war bereits einige Tage vor der Ankunft seines Korps in Berlin eingetroffen, natürlich wurden für ihn mehrere Festlichkeiten angeordnet, und der Feldmarschall Kalckreuth gab ihm zu Ehren eine Mittagsgesellschaft, zu der er unter anderen auch den Prinzen August einlud. Kalckreuth hatte schon lange einen Groll gegen diesen, da Prinz August ganz entgegengesetzte politische Ansichten hegte, und war ersichtlich bemüht, bei dieser Gelegenheit dem Prinzen öffentlich wehe zu thun. Als nämlich zur Tafel gegangen werden sollte, reichte Kalckreuth dem Marschall Oudinot die Hand und führte ihn zu Tische, ohne sich im mindesten um den Prinzen zu bekümmern, der dadurch in vielfacher Beziehung in eine sehr unangenehme Lage kam und sich deshalb auch mit Recht am andern Tage beim König beschwerte. Kalckreuth, der als ein vollendeter Hof-Ceremonienmeister angesehen werden konnte, hatte, als der König seine Verantwortung forderte, die Keckheit, zu erwidern: daß er als ein alter Soldat ganz unwissend in allen solchen Etikette-verhältnissen sei. Ein Mann, der, besonders in den damaligen Verhältnissen, einen Prinzen seines Königshauses mutwillig einem fremden Marschall unterordnete, hatte doch wahrlich wenig preußisches Blut in seinen Adern.

Hardenberg benutzte diese boßhafte Neckerei Kalckreuths sehr geschickt, er stellte dem König vor, welche Nachteile daraus hervorgehen müßten, wenn Kalckreuth, bei seiner ungemessenen Anhänglichkeit an die Franzosen, in der zu

erwartenden Krisis Gouverneur von Berlin bliebe. Der Feldmarschall wurde daher als Gouverneur nach dem zur Neutralität bestimmten Breslau versetzt, und der General der Kavallerie v. L'Estocq erhielt seine Stelle in Berlin; die Last der Jahre hatte die Kraft dieses Greises zwar schon etwas gebeugt, aber er hatte doch ein preußisches Herz.

Auch auf anderen Punkten zeigte sich die Franzosenhingebung; der General Grawert, der, wie ich es schon gesagt habe, das Kommando des preußischen Hilfskorps bekommen hatte, sah sich von diesem Augenblick als den unterthänigen Diener des Marschalls Davoust, an dessen Befehl er gewiesen war, an: ein Lächeln des Herzogs von Auerstädt bezahlte er mit preußischen Festungen. Auf die Erklärung von Davoust, daß Pillau die Citadelle von Königsberg sei, räumte er, ohne daß der Traktat etwas deswegen bestimmt hätte, den Franzosen die Mitbesetzung dieses wichtigen Seeplatzes ein, die denn auch sogleich das vor diesem Platze angelegte Lager bei Lochstädt schleiften; sie fühlten, daß dieses ein bedeutender Sammelpunkt in ihrem Rücken werden konnte. Auch Graudenz wollte Grawert in derselben Art hingeben, wenn dies nicht an der Festigkeit des damaligen Kommandanten, des Majors Krauseneck gescheitert wäre.

Grawert ging so weit, daß der König ihm eine besondere Instruktion zur Mäßigung seines Benehmens nachsenden mußte.

Während diese Vorgänge die Spuren einer der preußischen Nation bis dahin fremden Verleugnung ihrer Selbstständigkeit zu zeigen schienen, gab es doch auch andere, die es bekundeten, daß der größte Teil des Volkes diese Richtung nicht teilte, sondern im Gegenteil entschlossen war, auf jede Art sich von dem Franzosenjoche zu befreien. Aus dem

Militär forderten mehrere Offiziere den Abschied, um in die in Rußland errichtete deutsche Legion einzutreten, deren ausgesprochener Zweck die Befreiung Deutschlands von dem Joche Napoleons war. Von denjenigen, die diesen Entschluß ausführten, nenne ich nur als die bedeutendsten: den Major Grafen Chasot, der leider viel zu früh für den Staat und seine Freunde im Herbste des Jahres 1812 in Rußland das Opfer des dort herrschenden Nervenfiebers ward; den Major von Tiedemann, dessen in den Jahren 1810 und 1811 an der Kriegsschule in Berlin gehaltene militärische Vorlesungen beweisen, wie geistreich dieser damals noch junge Mann die Kriegswissenschaft aufgefaßt hatte, welche Hoffnung das Vaterland von ihm hegen konnte. Auch er fand den Kriegstod fern von seinem Vaterlande auf dem Schlachtfelde. Ferner den Kapitän v. Clausewitz, der im Jahr 1830 als Artilleriegeneral starb und durch seine nachgelassenen Schriften seinem Vaterlande zeigte, daß es in ihm einen ausgezeichneten denkenden Kopf verloren habe; den Leutnant Stülpnagel, gegenwärtigen General und Präses der Examinationskommission; den Leutnant Goltz, der später als General in einem unglücklichen Zweikampf bei Koblenz blieb, und andere mehr.

Am 1. April, einem in der deutschen Volksansicht ominösen Tage, rückte das 1. französische Armeekorps in Berlin ein, und den Tag darauf verließ ich, mit Urlaub vom König, Berlin, um nach Breslau zu gehen, wo ich für einige Zeit meinen Aufenthalt nehmen wollte, weil dies in vielfacher Hinsicht ein wohlgelegener Punkt war, um den Gang der Begebenheiten abzuwarten. Ueberdies fand ich dort Scharnhorst und Blücher, die schon seit einiger Zeit hier ihren Aufenthalt genommen hatten. Dem Prinzen August, von

dem man besorgte, daß er mit den Franzosen in Kollisionen kommen könne, hatte der König ebenfalls den Befehl gegeben, nach Breslau zu gehen, und so fand ich hier einen Kreis, der mich mit freundschaftlichem Wohlwollen aufnahm, und in dem ich, so viel es der trostlose Zustand des Vaterlands erlaubte, ganz angenehme Tage verlebte. Um uns sammelten sich die Menschen, die unsere Ansichten teilten, doch war aus natürlichen Gründen ihre Zahl nur klein. Die damalige öffentliche Meinung in Breslau war durch die der Stadt und einem Teil von Schlesien zugestandene Neutralität befangen; indem man die daraus hervorgehenden Vorteile des Augenblicks sorgfältig berechnete, verschloß man sein Auge vor den Gefahren der Zukunft, und so erhielt wenigstens für den Augenblick Kalckreuth ziemlich viele, wenn auch nur passive Anhänger. Der Feldmarschall war nicht allein unaufhörlich bemüht, das Glück einer Verbindung mit Frankreich und die Talente des großen Napoleon zu preisen, sondern er bemühte sich auch die Verwicklungen des zu erwartenden Kriegs, soviel es in seiner Macht stand, zu vermehren.

Obgleich ich mich bis dahin mit dem Grafen Kalckreuth trotz unserer abweichenden Gesinnungen immer in einem ganz leidlichen konventionellen Zustande befunden, so wurde ich doch um diese Zeit mit ihm auch in einen Strauß verwickelt, den ich, wenn gleich er nur eine Klatscherei betrifft, doch ausführlicher erzählen will, da dies zur Schilderung der Verhältnisse jener Zeit nicht ganz unnütz ist.

Der Prinz August hatte täglich eine Mittagstafel, an der ich sehr häufig teilnahm; bei dem alten Blücher, der in dem nahe bei Breslau belegenen Scheitnig wohnte, war täglich Spiel und eine den Freuden, die der Wein giebt, oft sehr ergebene Gesellschaft; ohne jemals am Spiel

teilzunehmen, war ich doch auch hier recht häufig, da Blücher mich gern zu sehen schien und ich dagegen an seinem, wenn auch oft derben Witz, an der freien Bewegung seiner genialen Natur wirkliches Behagen fand. Scharnhorst lebte eigentlich am zurückgezogensten, und bei ihm brachte ich größtenteils den Abend in einem kleinen Kreise zu, der noch außer uns beiden aus seiner liebenswürdigen, geistreichen Tochter und ihrem Gatten, dem Grafen Dohna, bestand. Hier in diesem kleinen, mir für die Erinnerung meines ganzen Lebens teuren Kreise wurde wohl über den Entwickelungsgang der Weltereignisse gesprochen, aber wahrhaftig kein verbrecherischer Plan geschmiedet; bei dem Prinzen August, der klug genug war, bei Tafel Menschen von allen Gesinnungen bei sich zu sehen, war von Politik gar nicht die Rede, und die Gesellschaft in Scheitnig bestand der Mehrzahl nach aus so lockeren, dem Spiel und dem Wein ergebenen Gesellen, daß, wenn auch der alte Blücher den Napoleon exemplarisch haßte, doch dieser Gegenstand bei jenen Gelagen höchstens nur flüchtig berührt wurde. Nichtsdestoweniger hatte Kalckreuth verschiedentlich nach Berlin geschrieben, „daß sich in Scheitnig ein Verein sammle, der die sträflichsten Absichten gegen den Thron und die bestehende Ordnung hege;“ so war es wenigstens von mehreren Personen der in Berlin lebenden Prinzeß Ferdinand erzählt, die dies sogleich in gerechter Entrüstung ihrem Sohne, dem Prinzen August, schrieb.

Zu einer jeden Zeit wäre eine derartige Beschuldigung immer wichtig genug gewesen, ihren Ungrund zu ermitteln, aber in der damaligen Zeit war dies doppelt notwendig, da ein solches Gerede, wenn es erst zu den Ohren Napoleons kam, von diesem nur zu leicht benutzt werden konnte, wenn auch ganz unschuldige, doch ihm verhaßte Personen

in eine sehr üble Lage zu bringen. So boshaft uns unter diesem Gesichtspunkt nun auch das absichtlich von Kalckreuth verbreitete Gerücht erscheinen mochte, so hatten wir doch noch außer jenem erwähnten Schreiben, welches nur eine Erzählung des Gehörten enthielt, keinen genügenden Beweis in Händen, und es kam darauf an, den Feldmarschall zu einer bestimmten Erklärung zu bringen. Der Prinz August lud daher den Feldmarschall zu sich ein, und an dieser Zusammenkunft nahmen Scharnhorst, der General Schuler von Senden als damaliger Kommandant von Breslau, der Major L'Estocq, Adjutant des Feldmarschalls, der Kapitän Pedlitz, Adjutant des Prinzen, und meine Wenigkeit teil. Man hatte absichtlich es vermieden, Blücher dazu einzuladen, da bei dem leidenschaftlichen Haß, den er gegen Kalckreuth hegte, sein ungestümer Charakter in dem Gange der Unterredung mit allem Recht zu befürchten war. Ich hatte es über mich genommen, von dem ganzen Vorgang eine schriftliche Darstellung aufzusetzen und diese dem damaligen vortragenden Adjutanten beim König, dem Major Thile, zuzusenden.

Das Ergebnis war, daß Kalckreuth sich nur durch unzusammenhängendes Leugnen zu helfen suchte, das Faktum zwar nicht zugab, aber es auch nicht ganz ableugnen konnte, und in dem Ingrimm, den ihm dieses verursachte, mit boshaften Seitenhieben eine Menge fremder Dinge zusammenmischte.

Kalckreuth war zu klug, als daß er an das Dasein geheimer Gesellschaften und ihre Gefährlichkeit für den Staat im Ernst geglaubt haben sollte, aber seiner unruhigen, tief verwundeten Eitelkeit war die fortdauernde Belebung solcher Gerüchte ein erwünschtes Mittel, um seinen Ingrimm gegen den Staatskanzler und Scharnhorst zu be-

friedigen. Er sah beide als diejenigen an, welche seinem Wunsch, Premierminister zu werden, im Wege standen, und das war bei seinem Charakter Grund genug, um sich aller und jeder Mittel, sie zu verunglimpfen und zu verdrängen, zu bedienen. Ueberdies hoffte er auch noch immer durch die Vermittlung Napoleons für seine in dem Herzogtum Warschau belegenen Güter Begünstigungen zu erhalten, und konnte sich nächstdem nicht von dem Gedanken trennen, daß es ihm noch möglich werden würde, Napoleon in dem bevorstehenden Feldzuge als preußischer Gesandter zu begleiten. Da ihm der König dies auf den Betrieb des Staatskanzlers bereits abgeschlagen hatte, so beschloß er jetzt, noch zu diesem Zweck einen Versuch auf eigene Hand zu machen. Als Napoleon über Dresden zur Armee nach Polen ging, behauptete Kalckreuth, daß es seine Pflicht als Gouverneur von Breslau sei, dem Kaiser auf einem Punkte in der Provinz aufzuwarten, er wählte dazu Glogau, wo sich Napoleon einige Stunden aufhalten wollte. Vielleicht war der Kaiser von der Absicht Kalckreuths unterrichtet, genug, er empfing ihn kälter als früher, lud ihn indes zu dem eben angerichteten Frühstück ein. Im Laufe desselben gab Napoleon Kalckreuth ein großes Glas mit Burgunder, und als dieser mit höfischer Redensart erwiderte, daß die Quantität zu viel werden könnte, sagte der Kaiser, sei es absichtlich oder aus Laune: wer nicht eine Flasche Wein austrinken kann, der kann auch nicht mehr in den Krieg ziehen.

Unter solchen oder ähnlichen Verhältnissen war uns die Zeit in Breslau bis zur wirklichen Eröffnung des großen Kampfes an den Ufern des großen Memelflusses schnell vorübergegangen, für mich war es in der damaligen

Lage wichtig, den Entwicklungsgang des Krieges mit einiger Wahrscheinlichkeit zu übersehen, ob nämlich Alexander seinen früheren Kriegsansichten treu bleiben oder von dem Verhängnis sich fortreißen lassen würde. Ließ er sich gleich bei Eröffnung des Feldzuges in eine Schlacht verwickeln, so war die schnelle und für ihn unglückliche Beendigung des Feldzuges nur zu wahrscheinlich, blieb er dagegen seinen früheren Feldzugsplänen treu und suchte, indem er die großen Gefechte vermied, seinen Gegner in das Innere von Rußland zu locken, so konnte man bei der Eigentümlichkeit dieses Landes und bei der politischen Stellung Napoleons mit einiger Wahrscheinlichkeit auf den für ihn glücklichen Ausgang des Feldzuges rechnen. Indem ich mir vorbehalte, am Schlusse des Feldzuges einige Betrachtungen über den Gang desselben niederzuschreiben, kann es in dieser Hinsicht genug sein, wenn ich mich hier auf die Bemerkung beschränke, daß ich in den ersten Schritten des russischen Heeres und in seinem Zurückweichen nach der Düna eine Bestätigung meiner Hoffnungen für den günstigen Ausgang des Feldzuges fand, und daß Scharnhorst mit seinem gewiegten Urteil diese meine Ansicht teilte. Der Anfang russischerseits schien richtig begonnen, dies war alles, was man damals im Sommer des Jahres 1812 annehmen konnte.

Auf jeden Fall aber, wie auch der Erfolg sein möge, schienen mir die Verhältnisse geeignet, einen von mir schon längst gefaßten Entschluß auszuführen.

Meiner innigsten Ueberzeugung nach schien mir unser König seit der eingegangenen Verbindung mit Frankreich ein Gefangener Napoleons, er war in allen das Wohl und die Selbständigkeit des Staates betreffenden Fragen ein willenloses Werkzeug in einer fremden Gewalt. Unter sol-

chen Umständen hatte nach meiner Ansicht jeder Preuße nicht allein das Recht, sondern eigentlich die Pflicht, dahin zu wirken, daß der vaterländische Regent wiederum von auswärtiger Abhängigkeit befreit werde. Soll der Soldat, wenn sein König in der Schlacht gefangen ward, erst die Befehle desselben, ihn zu befreien, abwarten? Haben nicht große Könige in ähnlichem Verhältnis schon im voraus bestimmt, daß man keinem ihrer Befehle, so lange sie in der Haft wären, gehorchen solle? Dies war das Resultat meiner Gedanken in jener sturmbewegten Zeit; rechnet man nun noch hinzu, daß ich mich von den Franzosen sorgfältig beobachtet wußte, daß mein Haß gegen ihr Unterdrückungssystem mit jedem Tage wuchs, und daß ich eine ziemliche Neigung zum Kriegsleben hatte, so hat man wohl einige Gründe, die einen Mann in meinem damaligen Lebensalter dazu drängten, dem für das Schicksal von Europa entscheidenden Kampf in der Nähe zuzusehen. Mein zu diesem Zweck schon längst entworfener Plan war, den Feldzug bei dem russischen Heere als Freiwilliger mitzumachen, um, politisch unabhängig, jede Gelegenheit, die sich mir zur Befreiung meines Vaterlandes im Laufe des Feldzuges darbieten würde, frei benutzen zu können; würde aber der Feldzug in Rußland unglücklich enden, dann wollte ich nach Spanien gehen, kurz, mich an jede Macht anschließen, die gegen Napoleon, den Mann meines Hasses, kämpfte.

Zur Ausführung meines Vorhabens erhielt ich in der Person des Grafen Dohna, des Schwiegersohnes des Generals Scharnhorst, einen in aller Hinsicht lieben Gefährten. Er hatte als Kapitän des Generalstabes vor geraumer Zeit schon den Abschied gefordert, den er jetzt erhielt, und wenn gleich es seine Absicht war, in die russisch-

deutsche Legion zu treten, was nicht mein Zweck war, so konnten wir doch bis zum Kriegsschauplatz die bedeutende Reise gemeinschaftlich machen, da uns gleiche Gesinnungen für die Wiederherstellung unseres unglücklichen Vaterlandes belebten: wir verließen unsere Frauen und Kinder, ein gar nicht unangenehmes Privatleben, nur allein durch den Gedanken an unser teures Vaterland geleitet.

Um unser Vorhaben ohne unnützes Aufsehen auszuführen, ging Scharnhorst im Monat Juli mit seiner Familie und mir nach dem Bade Cudowa in der Grafschaft Glatz, wo wir in unserem kleinen Kreise sehr angenehme Tage verlebten, uns unsere Besorgnisse und Hoffnungen, durch die Tagesereignisse erzeugt, mitteilten. So ward uns noch die Kenntnis einer für den späteren Gang der Begebenheiten recht guten Veränderung als eine günstige Vorbedeutung vor unserer Abreise zu teil. Der General Grawert, der, wie ich früher schon gesagt, hauptsächlich aus Rücksicht auf sein gutes Einvernehmen mit Davoust den Oberbefehl über das preußische Kontingent bekommen und sich, statt dieses zum Wohl des preußischen Staates zu benutzen, dem französischen Marschall als sein unterthäniger Diener untergeordnet hatte, fühlte bei dem eigentlichen Anfange der Kriegsoperationen, daß sowohl sein Geist als sein Körper nicht mehr dieser Aufgabe gewachsen seien. So fing er an zu verzagen, seine körperlichen Kräfte verließen ihn, und er bat einmal um das andere um seine Zurückberufung. Scharnhorst hatte mit der ihm eigenen Voraussicht bereits den General York zum Stellvertreter Grawerts ausersehen, so daß der König nur den letzteren zurückrufen, den ersteren im Kommando bestätigen durfte. Es war ein großes Glück, daß dieser Wechsel zur rechten Zeit stattfand. York wurde zwar von großen Leidenschaften

bewegt, und mehrere in früherer Zeit auf ihn losgestürmte unangenehme Ereignisse hatten ihm im Verhältnis zu seinen Nebenmenschen eine etwas feindselige Richtung gegeben, aber es war ein durchaus männlicher, kriegerischer Charakter, und mitten in dem Egoismus seiner Neigungen keimte kräftig das Gefühl für die Ehre und Selbständigkeit seines Vaterlandes.

Reise nach dem russischen Kriegsschauplatz.

Mit dem Anfange des August traten Dohna und ich unsere beabsichtigte Reise nach dem Kriegsschauplatz an; sie führte uns bei den damaligen politischen Sperren auf ziemlichen Umwegen durch manchen interessanten, zum Teil wenig bekannten Landstrich, unsere Stimmung war indes nicht dazu geeignet, ruhige Beobachtungen über Landesverhältnisse und das Leben und die Sitten der Einwohner anzustellen.

Da die nächsten österreichischen Grenzbehörden uns nicht unsere Pässe nach Rußland visieren konnten, so mußten wir unsere Reise nach Prag fortsetzen, wo wir indes wiederum weiter nach Wien gewiesen wurden, da ein Uebergang nach Rußland in jener Zeit nur durch das Kabinett bewilligt werden konnte. Im ganzen schien sowohl in Prag als im Lande keine besondere Teilnahme an den Weltereignissen stattzufinden; der unglückliche Ausgang des im Jahr 1809 mit so vielem Eifer unternommenen Feldzuges hatte ein Gefühl des Mißtrauens sowohl gegen die Fähigkeit der eigenen Regierung als auch gegen die nationalen Kräfte überhaupt zurückgelassen, welches man durch das alte Sprichwort: ‚Der Gebrannte scheut das Feuer‘, ziemlich richtig bezeichnen konnte. Wir

besuchten in Prag die Gattin des Ministers Stein; Kaiser Alexander hatte diesen gleich beim Ausbruch der Feindseligkeiten zu sich nach Petersburg gerufen, und seine Gattin benutzte gern unser Anerbieten, um durch uns einige Zeilen an ihren Gatten zu befördern. Auch fanden wir in Prag den ehemaligen preußischen, jetzt russischen Staatsrat Gruner, später preußischen Gesandten in der Schweiz. Er war bis vor wenig Wochen Polizeipräsident von Berlin und Direktor des gesamten Polizeiwesens unter Hardenberg gewesen, und hatte nicht ohne Wissen desselben seine gegenwärtige Stellung angenommen; Gruner zog nun für die russische Regierung Nachrichten aus Frankreich und Deutschland ein, suchte auch wohl im letzteren Lande geheime Verbindungen anzuknüpfen und diese zu einem Aufstande gegen Frankreich zu ermuntern. Da Gruner dies letztere vielleicht nicht mit gehöriger Vorsicht trieb, so ward er endlich von der österreichischen Regierung verhaftet und nach Ungarn geführt, wo er auch bis zum Beitritte Oesterreichs in Verwahrsam blieb. Daß Rußland sich auf allen Wegen Nachrichten zu verschaffen, selbst wo nur irgend möglich gegen Napoleon Feinde aufzuregen suchte, lag ganz in den damaligen Verhältnissen, aber daß ein bewaffneter Aufstand auch ohne die Regierungen in Deutschland zustande kommen könne, worauf eine Menge Menschen damals mit Zuversicht rechneten, daran habe ich aus vielfachen Gründen damals schon gezweifelt.

Der seit Jahrhunderten zersplitterte Zustand von Deutschland mit seinen vorherrschenden Oktav-, Duodez-, ja selbst Sedezstaaten erlaubt nicht das Aufkommen eines praktischen Nationalgefühls; das, was wir in Deutschland gutmütigerweise dafür ausgeben, ist nur ein Gemisch ganz anständiger theoretischer Redensarten. Ehe der Reuß-

Greizer mit dem Reuß-Schleizer, der Hechinger mit dem Sigmaringer sich einigt, sind die Augenblicke des wirklichen Handelns längst vorüber. Durch diesen geteilten Zustand aber hat die vorherrschende Denkart der Deutschen auch einen kathederartigen Zuschnitt bekommen; allerdings sollen die Anführer, ehe sie einen Krieg unternehmen, diesen hochwichtigen Schritt von allen möglichen Seiten scharf durchdenken, aber hiebei genügt es nicht, daß der nüchterne Verstand ein logisches Rechenexempel zusammenklimpere. Nein! Er muß dabei auch durch ein inneres gläubiges Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache geleitet werden, wodurch sich die Kraft des Gemütes mit der des Verstandes vereint und dadurch die Leitung des Unternehmens in die Hände der Vernunft legt. Wenn späterhin junge unbesonnene oder auch einzelne böswillige Leute die nicht zu leugnenden Nachteile der großen Zersplitterung Deutschlands in ihrer Art bald durch Dolch bald durch geheime Verbindung zu bessern suchten, so kann man dies entweder nur verabscheuen oder bedauern: gerade wenn diese tollen Pläne gelungen wären, würden sie das Ende Deutschlands schneller herbeigeführt haben. Das deutsche Volk nebst seinen kleinen Regierungen kann sich nach meiner Ansicht nur dadurch retten, daß es sich der in seinem Herzen, sowie an seinen Grenzen emporgewachsenen preußischen Macht freiwillig unterordnet und so die deutsche Nationalität rettet, sonst geht es unvermeidlich demselben Schicksal wie Polen entgegen; das Erheben der Privatinteressen über die Nationalinteressen (in Deutschland durch die kleinen Fürsten, in Polen durch den Adel) hat beiden Staaten ihre Lebenskraft geraubt.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Prag traten wir unsere Weiterreise nach Wien an; so erfreulich auch in

vieler Hinsicht der Totaleindruck von Böhmen, besonders dem Schnellreisenden erscheint, so ist mir wenigstens dieses Bild immer durch den grellen Kontrast, den die vielen im Lande zerstreuten Schlösser mit den über jeden Begriff in ihrem Innern ärmlichen Bauernwohnungen machen, bedeutend verkümmert worden. In meinen Augen ist es eines der größten Verdienste des Hohenzollernschen Fürstenstammes, daß derselbe sich fortdauernd als der Advokat des Bauernstandes angesehen hat; dies ist vielleicht einer der mächtigsten Hebel zur Entwicklung des preußischen Staates.

Bei unserer am 10. August erfolgten Ankunft in Wien fanden wir allerdings eine etwas größere politische Aufregung, als sie sich in Prag ausgesprochen hatte, doch war sie im Verhältnis zu dem, was wir in dieser Hinsicht in Berlin verlassen hatten, ganz eigentümlich, das heißt ‚halter gut österreichisch‘. Man schimpfte in Wien in kleinen Kreisen, nachdem man sich vorher rechts und links umgesehen hatte, ob nicht etwa ein Polizeiagent an der Thür stehe, exemplarisch auf Napoleon und die Franzosen, sprach sich auch wohl vertraulich ins Ohr, daß die Erzherzöge und Metternich vor Napoleon arge Furcht hätten oder von ihm gewonnen wären, aber dies war auch alles, und ein Beurteilen der Begebenheiten, ein Aeußern einer selbständigen Meinung ist mir wenigstens nicht vorgekommen. Ein Arzt, den Dohna eines Fieberanfalles wegen konsultieren mußte, schien eine bedeutende Ausnahme machen zu wollen, doch bin ich dabei noch nicht sicher, ob er nicht auch zugleich im Dienste der Polizei war, da diese uns in fast lächerlicher Weise gleich bei unserer Ankunft in ihre enge Obhut zu nehmen schien. Jedesmal, wenn ich ausging, begleitete mich in der Entfernung von 10—15 Schritten

eine solche Person, die, wenn ich in ein Haus trat, regelmäßig wartete, so daß wir zuletzt ganz bekannt mit einander wurden und ich ihn des Morgens immer freundlich grüßte. Dieses ewige Aufpassen und Spionieren hat gewiß auch eine sehr nachteilige Einwirkung auf die Ausbildung des österreichischen Nationalcharakters geäußert, es hat die Menschen von aller öffentlicher Teilnahme entfernt und sie zum Egoismus und zu materiellen Genüssen gedrängt. Die Regierung mit ihren Beamten findet bei dieser von ihr künstlich gebildeten Apathie nirgends eine Stütze, da das Volk, selbst wenn ihm auch der gute Wille nicht fehlt, eine ganz fremde Bahn vor sich sieht und aus Mißtrauen gegen die Intelligenz der Regierung auch seiner eigenen Kraft nicht traut und sich bei dem ersten Unfalle mit gebundenen Händen dem Feinde überliefert. Nur das fortdauernde Entwickeln und Reiben der geistigen Kräfte giebt den Staaten die Gewohnheit und die Macht, unerwarteten äußeren Krisen männlich entgegenzutreten. Die Aeußerung jenes englischen Staatsmannes, daß man eine Opposition schaffen müsse, wenn keine da wäre, ist für die Entwicklung der geistigen Nationalkraft eine große Wahrheit.

Wie sehr, wenigstens damals, der Sinn für jeden geistigen Fortschritt aus Oesterreich gewichen war, schien mir auch unter anderem daraus hervorzugehen, daß alle Aeußerungen der vornehmen oder wohlhabenden Leute über den Kaiser Joseph ungünstig waren, während nur hin und wieder unter den älteren Handwerkern eine wohlwollende Erinnerung an diesen menschenfreundlichen Kaiser sich aussprach, die dann ein resignierter Seufzer begleitete. Es ist gewiß, daß Joseph nicht den würdevollen Takt eines Gesetzgebers hatte und sich größtenteils durch eine ungestüme Eile fortreißen ließ, die häufig das Gute, was er

vieler Hinsicht der Totaleindruck von Böhmen, besonders dem Schnellreisenden erscheint, so ist mir wenigstens dieses Bild immer durch den grellen Kontrast, den die vielen im Lande zerstreuten Schlösser mit den über jeden Begriff in ihrem Innern ärmlichen Bauernwohnungen machen, bedeutend verkümmert worden. In meinen Augen ist es eines der größten Verdienste des Hohenzollernschen Fürstenstammes, daß derselbe sich fortdauernd als der Advokat des Bauernstandes angesehen hat; dies ist vielleicht einer der mächtigsten Hebel zur Entwicklung des preußischen Staates.

Bei unserer am 10. August erfolgten Ankunft in Wien fanden wir allerdings eine etwas größere politische Aufregung, als sie sich in Prag ausgesprochen hatte, doch war sie im Verhältnis zu dem, was wir in dieser Hinsicht in Berlin verlassen hatten, ganz eigentümlich, das heißt ‚halter gut österreichisch‘. Man schimpfte in Wien in kleinen Kreisen, nachdem man sich vorher rechts und links umgesehen hatte, ob nicht etwa ein Polizeiagent an der Thür stehe, exemplarisch auf Napoleon und die Franzosen, sprach sich auch wohl vertraulich ins Ohr, daß die Erzherzöge und Metternich vor Napoleon arge Furcht hätten oder von ihm gewonnen wären, aber dies war auch alles, und ein Beurteilen der Begebenheiten, ein Aeußern einer selbständigen Meinung ist mir wenigstens nicht vorgekommen. Ein Arzt, den Dohna eines Fieberanfalles wegen konsultieren mußte, schien eine bedeutende Ausnahme machen zu wollen, doch bin ich dabei noch nicht sicher, ob er nicht auch zugleich im Dienste der Polizei war, da diese uns in fast lächerlicher Weise gleich bei unserer Ankunft in ihre enge Obhut zu nehmen schien. Jedesmal, wenn ich ausging, begleitete mich in der Entfernung von 10—15 Schritten

eine solche Person, die, wenn ich in ein Haus trat, regelmäßig wartete, so daß wir zuletzt ganz bekannt mit einander wurden und ich ihn des Morgens immer freundlich grüßte. Dieses ewige Aufpassen und Spionieren hat gewiß auch eine sehr nachteilige Einwirkung auf die Ausbildung des österreichischen Nationalcharakters geäußert, es hat die Menschen von aller öffentlicher Teilnahme entfernt und sie zum Egoismus und zu materiellen Genüssen gedrängt. Die Regierung mit ihren Beamten findet bei dieser von ihr künstlich gebildeten Apathie nirgends eine Stütze, da das Volk, selbst wenn ihm auch der gute Wille nicht fehlt, eine ganz fremde Bahn vor sich sieht und aus Mißtrauen gegen die Intelligenz der Regierung auch seiner eigenen Kraft nicht traut und sich bei dem ersten Unfalle mit gebundenen Händen dem Feinde überliefert. Nur das fortdauernde Entwickeln und Reiben der geistigen Kräfte giebt den Staaten die Gewohnheit und die Macht, unerwarteten äußeren Krisen männlich entgegenzutreten. Die Aeußerung jenes englischen Staatsmannes, daß man eine Opposition schaffen müsse, wenn keine da wäre, ist für die Entwicklung der geistigen Nationalkraft eine große Wahrheit.

Wie sehr, wenigstens damals, der Sinn für jeden geistigen Fortschritt aus Oesterreich gewichen war, schien mir auch unter anderem daraus hervorzugehen, daß alle Aeußerungen der vornehmen oder wohlhabenden Leute über den Kaiser Joseph ungünstig waren, während nur hin und wieder unter den älteren Handwerkern eine wohlwollende Erinnerung an diesen menschenfreundlichen Kaiser sich aussprach, die dann ein resignierter Seufzer begleitete. Es ist gewiß, daß Joseph nicht den würdevollen Takt eines Gesetzgebers hatte und sich größtenteils durch eine ungestüme Eile fortreißen ließ, die häufig das Gute, was er

beabsichtigte, zerstörte, aber, davon abgesehen, war er einer der edelst gesinnten Fürsten, der die Gebrechen des österreichischen Staates sehr richtig erkannte.

Einer unserer ersten Ausflüge nach unserer Ankunft in Wien war natürlich nach dem Polizeibureau, um uns dort unsere Pässe zur Weiterreise visieren zu lassen, allein hier erhielten wir die unangenehme Nachricht, daß bei dem gegenwärtigen Kriegsverhältnisse mit Rußland daran nicht füglich zu denken sei, und daß dies ganz allein zur Entscheidung des Grafen Metternich gehöre. Ein Besuch, den ich zu diesem Zweck bei dem berüchtigten Herrn v. Gentz abstattete, hatte auch keinen günstigen Erfolg, denn dieser aus Schönrednerei, Eitelkeit und grober Sinnlichkeit zusammengesetzte Berliner-Wiener gab mit politischer Wichtigkeit gar keine Hoffnung.

Bei diesen ungünstigen Verhältnissen war es ein Glück, daß mir Scharnhorst einen Brief an den Grafen Hardenberg mitgegeben hatte, der lange schon die Stelle eines hannöverschen Gesandten in Wien bekleidete. Dieser letzte Charakter war natürlich jetzt erloschen; Hardenberg hatte sich im Oesterreichischen angekauft und lebte dem Anschein nach nur als zurückgezogener Privatmann, während er doch insgeheim die Geschäfte von England und die nicht unterbrochenen Kommunikationen mit dem Wiener Kabinett besorgte. Wie ich mich nun in seinem Hause nach ihm erkundigte, gab es aber einen neuen Aufenthalt, denn der Graf lebte seit ein paar Wochen auf seiner Herrschaft Rosenau bei Krems. Was war indes zu machen? Da Dohna unwohl war und nicht mitreisen konnte, so mietete ich mir schnell einen Wagen, um nach jenem Rosenau hinzueilen.

Ohne Unfall langte ich in dem Schlosse an, wurde

dort gastlich aufgenommen und erhielt sogleich die Zusicherung eines Schreibens an Metternich zur Beförderung der von mir gewünschten Weiterreise. Graf Hardenberg war ein alter hannöverscher Aristokrat von der strengsten Gattung, aber durch seinen hannöversch-englischen Standpunkt ein wütender Gegner vielleicht mehr des französischen Systems als Napoleons selbst; unter diesen Umständen verständigten wir uns in der damaligen Lage sehr gut und schieden am anderen Morgen mit wechselseitigem Behagen von einander.

Das Schreiben von Hardenberg verschaffte mir schnell eine ziemlich lange Audienz bei Metternich und auch die gewünschten Pässe, jedoch mit der in der damaligen Lage nicht zu verargenden Bedingung, daß wir von Lemberg nicht gerade ins Russische gehen könnten, sondern mit einem Umwege durch die Bukowina nach der Moldau u. s. w. gehen müßten. Metternich nahm bei unserer Unterredung die eben durch den ‚Oesterreichischen Beobachter‘ verbreiteten Kriegsnachrichten über die Vorgänge bei Smolensk zur Veranlassung, um mich ebensowohl über meine Kriegs- als politischen Ansichten ein wenig auszufragen. Da ich indes über das letztere mich auszusprechen nicht besonders Lust hatte, indem man in Oesterreich in dieser Hinsicht immer in der Besorgnis sein muß, daß sie hier nach einem alten Sprüchwort ‚Gift aus Honig saugen‘, so manöverierten wir eigentlich mit Redensarten gegeneinander.

Metternich hatte von der Natur ein sehr günstiges Aeußeres und ein darauf begründetes sehr anständiges Benehmen, doch wenn ich ihn in dieser Hinsicht mit dem ebenfalls von der Natur begünstigten Staatskanzler Hardenberg verglich, so schien es mir, daß durch das würdevolle Benehmen des letzteren immer der edle, feinfühlende Mensch

durchblickte, während bei dem ersteren sein zuweilen sehr verbindliches Wesen doch auch durch Spuren kleinlichen Stolzes getrübt war.

Mir scheint der gegenwärtige Ruf Metternichs, an dem in diesem Augenblick zu zweifeln beinahe eine Sünde ist, hauptsächlich aus folgenden Verhältnissen hervorgegangen zu sein. Erstlich stand er offenbar in geistiger Hinsicht höher wie sonst alles, was ihn von österreichischem Adel umgab (Cobenzl ausgenommen), — mit den späteren Ministern der mit Oesterreich Verbündeten war dies derselbe Fall (Bernstorff, Ancillon, Nesselrode) —, dann ward Metternich nach dem zweiten Pariser Frieden bei richtiger Erkenntnis der augenblicklichen österreichischen Verhältnisse der Verteidiger aller absoluten Grundsätze und dadurch der Günstling vieler Souveräne und der sie zunächst Umgebenden. Endlich aber haben die Weiber ihm auch mit redlichem Eifer aus Dankbarkeit eine sogenannte réputation de salon erworben.

Sobald wir unsere Pässe erhalten hatten, eilten wir, das genußreiche Wien zu verlassen, um jenen Gegenden zuzueilen, in denen die Entscheidung der kommenden Verhältnisse von Europa stattfinden sollte. Auf dem Wege zeigten sich auch schon hin und wieder die Spuren, daß wir uns dem Kriegsschauplatze näherten. Kleine Trupps Ersatzmannschaften und einzelne Trainwagen zogen nach Galizien zur Vervollständigung des bereits über die Grenze gerückten, von Schwarzenberg befehligten österreichischen Kontingentes nach, aber alles dies trug auf eine auffallende Art entweder den Stempel mangelhafter Ausrüstung oder mutloser Gesinnung. Oesterreich hat gewiß soviel wie irgend ein europäischer Staat Krieg geführt, aber nichtsdestoweniger herrscht in seinen Kriegseinrichtungen,

wenn man sie nicht in Massen, sondern in ihren Elementen und im Innern betrachtet, eine Schlaffheit, der zuweilen alles Leben abzugehen scheint. Ein unverständiges Kleben an alter Gewohnheit, ein entsetzlich breiter Geschäftsgang und ein immerwährendes Kreuzen der durchaus verschiedenen provinziellen Verhältnisse und ihrer Behörden mögen wohl die Hauptveranlassung zu diesem langsamen Bewegen sein.

Bei unserem Eintritt in Galizien sprach sich im Verhältnis zu dem bisher Gesehenen eine größere Aufregung der öffentlichen Meinung aus, jedoch keineswegs im Sinn der österreichischen Regierung: man wünschte ganz offen Napoleon den Sieg, weil man alsdann von ihm die Wiederherstellung des polnischen Reiches in idealen Grenzen erwartete. Dazu war Napoleon wohl zu staatsklug, aber die Polen haben nun einmal den Dünkel, zu glauben, daß jeder Krieg, jede gewonnene Schlacht, die Steuern und das Blut aller anderen Völker keinen andern Zweck haben müssen, als Polen unentgeltlich herzustellen.

Unser Weg führte uns durch die Stadt Bochnia, und wir benutzten dies, um das hier befindliche bedeutende Salzbergwerk zu besuchen. Mitten in der Stadt befindet sich dem Anschein nach ein ganz gewöhnlicher Brunnen mit einer Winde; an dem Taue, welches um die Welle gewunden ist, befinden sich ungefähr alle zehn Fuß kleine Hölzer eingedreht: man nimmt, wenn man herunterfahren will, das Tau zwischen die Beine, setzt sich notdürftig auf eines der erwähnten Hölzer und wird nun so, oft in zahlreicher Gesellschaft, einer über dem andern schwebend, heruntergelassen, die linke Hand hält sich am Taue fest und mit der rechten pariert man das Anschlagen an die etwas zackigen Wände des im Salzstein ausgehauenen Schachtes. Die unterirdische Ausdehnung der Werke bei

Bochnia ist nicht so groß wie bei dem benachbarten Wieliczka, aber doch immer bedeutend genug, um Staunen zu erregen. Die ganze Stadt ist durch diese Salzgänge untergraben, und es ist eine eigene Empfindung, wenn man, indem man in diesen unterirdischen Gängen herumwandert, nur ein paar hundert Fuß über sich eine städtische Thätigkeit weiß. Auch in Bochnias unterirdischen Werken findet man eine kleine, im Salzstein ausgehauene Kapelle, eben einen solchen Altar und ein aus demselben Gestein ausgemeißeltes Kruzifix. Alles dieses macht, weil es ungewöhnlich ist, für den ersten Anblick auf den Beschauer einen lebhaften Eindruck, der sich indes bei längerem Verweilen bedeutend verliert und wenigstens nach meiner Ansicht in der Wirklichkeit weit hinter dem Bilde zurückblieb, was sich meine Phantasie nach älteren Beschreibungen entworfen hatte. Nachdem wir uns ganz in der früher erwähnten Art aus der Unterwelt wiederum an das Tageslicht hatten winden lassen, eilten wir nach der Gouvernementsstadt Lemberg, doch auch selbst bei dieser schleunigen Durchreise zeigte sich uns Galizien als ein fruchtbares, wohl angebautes Land: indem auf unserem Wege rechts der Blick durch die Kette der Karpathen beschränkt, aber auch malerisch gehoben wurde, senkte sich das ganze Land von den Karpathen ab nach der von unserem Wege links fließenden Weichsel und den ihr zueilenden Flüssen, überall schöne Landschaften, achtenswerte Spuren ländlichen Fleißes und ganz gut gebaute Landstädte. Da ich so ziemlich alle Provinzen des ehemaligen Polens kenne, so möchte ich Galizien für die kultivierteste halten, während Podolien und Wolhynien von der Natur noch mehr begünstigt, aber nicht so entwickelt erscheinen.

Den 18. September trafen wir in Lemberg ein. Das Aeußere dieser Stadt verrät, besonders im Verhältnis zu

den anderen polnischen Städten, Wohlhabenheit und scheint mir in dieser Hinsicht zwischen Warschau und Krakau zu stehen. Die Ausfertigung unserer Pässe, notwendige Ergänzungen an unserem Wagen nebst einigen Ausrüstungen für die nicht besonders kultivierten Gegenden, die wir jetzt durchziehen wollten, hielten uns ein paar Tage in Lemberg auf, und dabei gab sich uns der damalige gedrückte Standpunkt des österreichischen Gouvernements und Militärs gegenüber den Polen in der Provinz recht deutlich zu erkennen.

Da man uns gemäß der aus Wien erhaltenen Bestimmung nicht auf der geraden Straße über Brody nach Rußland ziehen lassen konnte, so wurden wir, um den österreichischen Ausdruck beizubehalten, nach Czernowitz in der Bukowina ‚instradiert‘, wohin wir auch den 23. abgingen. Dieser Umweg machte uns allerdings eine neue Verzögerung und unserem Beutel eine unvorhergesehene Ausgabe, allein, dies abgerechnet, habe ich diesen Streif durch einen Teil der Bukowina nicht bereut, denn er hat mir ein sehr angenehmes Bild in meiner Erinnerung zurückgelassen.

Dieser Landesstrich war zwar wenig bebaut, aber seine Bergreihen und Thäler bildeten höchst malerische Landschaften, die bei jeder Wendung des Weges wechselten. Auch die Stadt Czernowitz machte auf mich, vielleicht des Ungewohnten wegen, einen sehr angenehmen Eindruck. Sie bildete damals weniger eine bereits vollendete Stadt als die malerischen Elemente zu derselben, Gruppen städtischer Ansiedlungen, durch üppigen Baumwuchs und Hügel getrennt. Aehnliches habe ich in verschiedenen neu angelegten Städten in Rußland gefunden, und der Beschreibung nach ist es ebenso in Nordamerika. Wenn die Kultur über diese

Gegenden sich einst ausbreitet, die Bevölkerung zunimmt, so werden gewiß jene einzelnen Stadtteile mit schnurgeraden Straßen zierlich verbunden werden; man wird vielleicht so wie in Mannheim 2c. die Häuser nach einem Schnitt bauen, und der Städter, an sein Gewerbe und seinen Herd gefesselt, wird sich dann zunehmend von Generation zu Generation immer mehr von der Natur entfernen, deren beseligendes Bild er dann erst nach mühsamer Wanderung vor den Thoren suchen muß. Daß unsere Vorfahren bei dem immerwährenden inneren Kriege im Mittelalter sich in ihren Städten über die Gebühr zusammendrängten und mit Mauern umgaben, ist sehr natürlich, indes wir es wohl als eine Aufgabe unserer Baukunst und Polizei ansehen sollten, wie diese alten engen Nester nach und nach gelüftet, in den neu und besser angelegten Städten nicht durch das Aufeinandertürmen der Stockwerke und das Bebauen der Höfe neue Wiegen für lokale Krankheiten geschaffen werden, und wie selbst mitten in dem städtischen Leben der Natur ein freier Tempel gewidmet bleiben könne.

Das nicht sehr bevölkerte Städtchen war am Tage unserer Ankunft durch ein soeben einrückendes siebenbürgisches Landwehrbataillon, zur Bildung eines Grenzkordons bestimmt, feierlich aufgeregt. Für mich war dies ein erfreulicher Soldatenanblick, denn ich erinnere mich, fast nie ein schöneres Bataillon gesehen zu haben; schlanke, wohlgebildete Gestalten, denen ihre deutsche Abstammung im Gesichte zu lesen war, zum Kriege gut ausgerüstet und noch nicht durch die Drillkunst verdorben, erschienen sie und ihre Ausrüstung, die aus Holz geschnitzte Wasserflasche mit eingeschlossen, zu ihrer vorliegenden Bestimmung ganz zweckmäßig.

Nachdem der Kreishauptmann von Czernowitz, eine lange, dürre Gestalt, unter beständigem Kopfschütteln unsere Pässe besehen und wieder besehen hatte, erhielten wir endlich den Erlaubnisschein, durch das nächste Grenzzollamt nach der Moldau zu gehen; die Posten hatten hier ein Ende, und wir mußten uns also nicht ohne Mühe Vorlegpferde für unseren Wagen mieten, denn der Verkehr mit dem Nachbarlande schien wenigstens damals sehr erschwert und also selten.

Bei dem Zollamte Sinoilze, einem einzeln liegenden Gebäude, betraten wir das Gebiet der hohen Pforte und fanden in dem von uns durchzogenen Strich der Moldau ein überaus fruchtbares Land, welches nur einer besseren Verwaltung zu bedürfen scheint, um zu den vortrefflichsten gezählt zu werden. Wiesen, auf denen buchstäblich Pferde und Rindvieh in dem so hoch aufgeschossenen Grase zu schwimmen schienen, ansehnliche Bergreihen, bis zum Gipfel mit dem schönsten Laubwald bekränzt, alles dies umgiebt in immerwährendem Wechsel das Auge des Reisenden und zeigt ihm eine Vegetation, von der die Heimat des Norddeutschen nichts Aehnliches bietet.

Wie traurig aber steht daneben der Mensch! Selten erblickt man einzelne traurige Hütten, die die Stelle eines Dorfes vertreten sollen, desto häufiger aber sieht der Reisende an jenen erwähnten Bergabhängen einzelne Erdhaufen, die denen der Ameisen gleichen, und neben denen Rauch aufsteigt, er kommt näher und sieht nun einen unförmlich in den Berg gegrabenen Eingang zu einer Höhle, in der eine Moldausche Familie mit ihren kleineren Haustieren ihren Wohnplatz hat. Die Kinder wälzen sich nackend auf der Erde, die größeren sind in einzelne Lumpen gehüllt, und die Männer, größtenteils von kräftiger Gestalt,

belebt ein Blick, der jeden Augenblick bei dem Reisenden den Gedanken an Notwehr weckt.

Unser Weg führte uns nach einem kleinen Moldauschen Flecken, der nach meiner Erinnerung Herzogowo hieß, der indes, nach den Karten zu urteilen, vielleicht Kruglikow gewesen ist, was ich jedoch nicht bestimmen kann. Wie dieses Ding auch geheißen haben mag, es war ein in jeder Hinsicht trauriges Nest, und wir mußten infolge eines jüdischen Festtages zwei Tage in einer elenden Judenkneipe vorlieb nehmen. Vor unserer Abreise wollten wir für unterwegs ein paar Flaschen von dem ganz guten einheimischen Wein mitnehmen. Als ich dies unserem Wirt sagte, erfuhr ich indes zum Schreck unserer Kehlen, daß der Feiertag eigentlich erst morgen mittag zu Ende sei, daß er bis dahin nach seinem Gesetz nichts über die Straße verkaufen könne, und daß wir also, wenn wir Wein mitnehmen wollten, noch morgen dableiben müßten. Indem ich, etwas ärgerlich darüber, in der Stube auf und ab ging, nahte sich mir aus dem einen Winkel ein fremder Jude und sagte mir ins Ohr: „Wenn der Herr mir geben will Geld, will ich ihm sagen, wie er kann zwingen den Wirt, daß er ihm soll geben Wein.“ Wir wurden handelseinig, und nun belehrte er mich, daß ich des Abends zwei Flaschen zum Schlaftrunk fordern müsse, dies könne der Wirt, da es als eine Forderung des Gastrechts angesehen würde, nicht abschlagen. Die Sache war ganz richtig, denn obgleich mich der Wirt bei meiner Forderung von oben bis unten ansah, weigerte er sich doch nicht, mir zwei Flaschen neben mein Strohlager zu setzen. Am Morgen bezahlten wir unsere nicht klein ausgefallene Rechnung. Der Wirt strich indes des Feiertags wegen das Geld nicht ein, sondern wir mußten es sehr deutlich auf einen besonderen Tisch zählen, wo es auch liegen blieb.

Der übrige Teil der Moldau, den wir jetzt bis zum Dnjestr noch durchziehen mußten, war ganz dem bereits geschilderten ähnlich, und wir erreichten ohne bedeutenden Unfall den 29. Chotin, diesen in der russisch-polnischen und türkischen Kriegsgeschichte bemerkenswerten Ort. Es war dies die erste russische Garnison, von der wir unseres Zweckes und unserer Pässe wegen ganz freundlich aufgenommen, auch bald mit mehreren Offizieren der Besatzung bekannt wurden, die uns bei dem Visieren unserer Pässe, sowie beim Bestellen der Postpferde sehr behilflich waren und uns über das auf jeder Station unserer Reise in Hinsicht der Pässe zu beobachtende Verfahren so gut unterrichteten, daß wir in der That nur geringe Störungen erfuhren. Chotin erschien mir als Stadt ein unbedeutender Ort, unordentlich unter einander gebaute Hütten gaben ihr kein besonders freundliches Ansehen. Das bedeutendste Gebäude der Stadt war ein altes, festes Schloß, das, wie man mir sagte, noch von den Genuesern erbaut sein sollte; ich erinnere mich damals stärkere Mauern gesehen zu haben, und bin überzeugt, daß selbst unsere heutigen 24-Pfünder eine Menge Kugeln dagegen schleudern müßten, ehe sie dieses Werk des Mittelalters zerstören würden. Der Dnjestr ist hier seiner Wassermasse nach bereits ein bedeutender Fluß; ich habe mir für seine Breite 400 Schritt notiert. Wir gingen über ihn auf einer Brücke, die von den mit geteerter Leinwand überzogenen russischen Pontons geschlagen war und recht dauerhaft zu sein schien.

Den anderen Morgen fuhren wir nach dem nicht über zwei Meilen entfernten Kaminiec, wo wir noch in den Morgenstunden ankamen. Da unser Weg uns der Pässe wegen sogleich zum Kommandanten führte, so fanden wir

dort ein förmliches ‚Lever‘, indem eine große Anzahl von Militär- und Civilbeamten der recht hübschen jungen Frau Generalin den Hof machte; auch wir gaben natürlich, wie es den Fremden gebührt, unser Scherflein, unsere Päsſe wurden schnell visiert, und so konnten wir nach dem Aufenthalt von ein paar Stunden diese einst in der polnischen Zeit berühmte Stadt verlassen.

So sehr wir uns auch Mühe gaben, unserer Reise wegen möglichst genaue Nachrichten über den augenblicklichen Zustand der Kriegsbegebenheiten einzuziehen, so war das Resultat doch nur sehr unvollkommen, und wir kamen bald zu der Ueberzeugung, daß in dieser Hinsicht ein ganz anderes Verhältnis in Rußland als in den übrigen europäischen Staaten stattfinde. Ein ganz regelmäßiger und häufig wiederholender Postenlauf schien damals nicht allgemein verbreitet zu sein, und deshalb gelangten die Mitteilungen selbst der Behörden unter einander, sobald sie außer dem Bereich der Ordonnanzbeförderung lagen, größtenteils ziemlich spät an den Ort ihrer Bestimmung. Die Kriegsnachrichten, die wir unter diesen Umständen mühsam zusammenbrachten, hatten alle das Gepräge einer kaum glaublichen Uebertreibung zum Vorteil der russischen Streitkräfte, enthielten indes nichts Bestimmtes; die russische Hauptarmee sollte in der Schlacht bei Smolensk das französische Heer vernichtet haben, und ein russisches Korps siegreich bei Kobryn gewesen sein. Unter diesen Umständen blieb der Weg über Zytomirs (Schytomirs, Judenstadt) nach Kiew der angemessenste, den wir auch sogleich einschlugen. Da ich mit meinem Paß von dem Grafen Liewen zugleich auch eine Podroschna erhalten hatte, so ging unsere Reise jetzt sehr schnell weiter. In Hinsicht des Fortkommens und der Bezahlung fanden wir einen

sehr vorteilhaften Unterschied im Verhältnis gegen die österreichischen Posten; man reiste in Rußland auf den gewöhnlichen Wegen wenigstens noch einmal so schnell als auf den Chausseen in Oesterreich.

Die Gouvernements von Podolien und Wolhynien, welche wir jetzt durchreisten, gehören der Lage und Bodenmischung nach zu den fruchtbarsten Ländern, die ich gesehen habe, aber freilich haben die früheren, beinahe ununterbrochenen Streifereien der Türken und Tataren, der Mangel eines regelmäßigen Absatzes und die ungeordnete Verwaltung, welche auf jeder polnischen Provinz lastet, diese schönen Naturanlagen nur zu einem kleinen Teil entwickelt. Man glaubt in Podolien sowohl als in Wolhynien in einer unabsehbaren Ebene zu fahren, und plötzlich steht man an einem so steil abgeschnittenen Thal, daß die Räder gehemmt werden müssen, wozu in der Regel sich der Pole sowie der Russe ohne die größte Not gewiß nicht entschließt; die östlichen Nationen sind überhaupt viel dreister im Fahren als die westlichen, und im Vertrauen auf das Aufhalten der Pferde fahren sie Böschungen herab, bei denen man in andern Ländern dies für unmöglich halten würde.

Wir kamen den 4. Oktober in Schytomirs, der schlecht gebauten, größtenteils von Juden bewohnten Gouvernementsstadt von Wolhynien an, und trafen hier unerwartet den General Sacken (gegenwärtigen Feldmarschall) an, der das von ihm befehligte Korps in der Umgegend in Erholungsquartiere gelegt hatte. Als ich ihn besuchte, teilte er mir mit großer Bereitwilligkeit seine Kriegsnachrichten mit, die bis zu der Schlacht von Borodino reichten, welche man russischerseits als einen vollständig erfochtenen Sieg betrachtete und auf ein Ergreifen der Offensive rechnete.

Der ebenfalls am Ort befindliche Zivilgouverneur hatte dieselben Neuigkeiten, wodurch meine früher gemachten Bemerkungen über die langsame Verbreitung der Nachrichten unter den Behörden sich genügend bestätigen. Im Laufe der Unterredung, die ich mit dem Gouverneur hatte, und die sich auch über innere Landesverhältnisse ausdehnte, teilte er mir folgende Notizen über sein eigenes Verhältnis mit: sein jährlicher Gehalt bestand in 6000 Rubel Papier, also ungefähr 1500 Thaler, und dabei war es Herkommen, daß er jeden Sonntag sämtlichen Gouvernementsbeamten eine große Mittagstafel und an den Namenstagen der kaiserlichen Familie dem nächsten Adel des Gouvernements einen Ball gab. Aehnliche Mißverhältnisse des geringen Gehaltes und des dafür geforderten Aufwandes finden in allen Dienstzweigen durch ganz Rußland statt. Kann man sich da wohl wundern, wenn die Erpressungen der Beamten, um sich auf unerlaubte Art ihren Gehalt zu vergrößern, ganz allgemein sind und mit einer Schamlosigkeit getrieben werden, von der man gottlob in Preußen keinen Begriff hat!

Wir wollten uns eben in unserem jüdischen Gasthause schlafen legen, als ein Ordonnanzoffizier zu mir kam und mich aufforderte, so schleunig als möglich zum General Sacken zu kommen; ich that dies, und nun teilte mir derselbe wohlwollend die soeben empfangenen Nachrichten über den Verlust und die Zerstörung von Moskau mit, und daß das von Kutusow befehligte Heer in der Gegend von Kaluga eine Stellung genommen habe, in der er einen neuen Angriff von Napoleon erwarten wolle. Dies war die erste Kenntnis, welche ich von jenem merkwürdigen Weltereignis erhielt, welches damals natürlich zu sehr verschiedenen Ansichten Veranlassung gab. Wenn der General

auch in seinen Worten eine gemessene Haltung behielt, so zeigte doch sein innerer Zustand, daß neben dem Schmerz, die eigentliche Hauptstadt des russischen Reiches zerstört zu wissen, er daran in den ersten Augenblicken einige Besorgnisse über den weiteren Gang des Krieges knüpfte; auf mich machte jene Nachricht einen entgegengesetzten Eindruck, denn da sie meine vaterländischen Empfindungen nicht berührte, so sah ich in ihr ein erwünschtes Ereignis, daß der Kaiser Alexander keinen übereilten Frieden schließen könne, und damit war in der That sehr viel, wo nicht alles gewonnen. Denn wer sich mit den früheren Feldzügen Napoleons vertraut gemacht hatte, mußte wohl schon längst zu dem Resultat gekommen sein, daß er hauptsächlich einem augenblicklichen Ermatten seiner Gegner und einer dadurch erzeugten übereilten Friedenssucht seine größten politischen Erfolge dankte; wer es verstand, gegen ihn den Krieg in die Länge zu ziehen, that dadurch einen bedeutenden Schritt zum Siege, wie dies Spanien deutlich zeigte. Die soeben angekommenen Nachrichten hatten sich schnell in der Stadt verbreitet, so daß ich bei meiner Zurückkunft im Gasthause bereits einzelne russische Beamte und Offiziere davon unterrichtet fand. Der erste Eindruck war ein starres Erstaunen, aus dem sich späterhin jener heftige Nationalhaß entflammte, der Rache dachte und forderte; den Russen erschien die Zerstörung von Moskau ebenso wie einst den Griechen der Tempelraub in Delphi.

Mein Reisegefährte war mit mir gleicher Ansicht über den Eindruck, den dieses Ereignis auf den Gang der Begebenheiten hervorbringen müsse, und so beschlossen wir, obgleich dies für den Ausländer in jener Zeit manche Nachteile haben konnte und uns daher widerraten war, von nun an durch Tag und Nacht zu reisen, um so schnell als

möglich die Ansichten des Kaisers Alexander über die Fortsetzung des Krieges kennen zu lernen. Wir reisten daher am anderen Morgen mit Tagesanbruch ab und erreichten so sehr frühzeitig Kiew.

Dies war die erste russische Stadt, die wir berührten, und daher auch unsere Erwartung ziemlich gespannt. Die russischen Städte, besonders wenn man bei hellem Wetter in ihre Nähe kommt, machen gewöhnlich einen sehr freundlichen Eindruck; eine große Anzahl von Kirchen, deren jede mit einer in Westeuropa ungewöhnlichen Menge von Kuppeln, Türmen und Türmchen versehen ist, die größtenteils immer mit grünem Kupfer gedeckt sind, verbreiten besonders beim Sonnenlicht einen ganz eigentümlichen, angenehmen Schein und erwecken einen Begriff von innerer Wohlhabenheit, der in der Nähe zwar nicht immer bestätigt, aber doch auch nicht ganz zerstört wird, da das Auge des fremden Beobachters sich durch den Reiz der Neuheit der von ihm erblickten Gegenstände ganz gut entschädigt; überdies liegt ein großer Teil von Kiew noch auf bedeutenden Höhen und bildet so schon aus ziemlicher Ferne den Schluß einer ganz reichen Landschaft. In einzelnen Teilen der Stadt fanden wir ein ziemlich kaufmännisches Leben und einen dem äußeren Anschein nach ganz gut versorgten Bazar.

Bei dem Kommandanten, zu dem wir uns behufs Visierung unserer Pässe begaben, fand ich eine durch die damaligen Zeitumstände erzeugte Eigentümlichkeit: er ließ sich, als ich bei ihm eintrat, durch die bei Kobryn gefangenen Hautboisten des sächsischen Regiments Rechtern ganz behaglich aufspielen.

Noch zu guter Tageszeit verließen wir Kiew, gingen über den Dnjepr, dessen Wassermasse mir mit der des Dnjestrs ziemlich gleich erschien, und traten auf einem be-

deutenden Umwege unsere weitere Wanderung nach Petersburg an; denn da Moskau im Besitz der Franzosen war, so hatten uns die Postbehörden den Weg über Orel, Tula, Razan, Wladimir bis Jaroslaw an der Wolga als den einzigen mit Sicherheit zu nehmenden vorgeschlagen, um so von der Ostseite nach Petersburg zu kommen: diese Reisedirektion glich so ziemlich dem Hochzeitsritt des alten Admiral Trünion im Peregrine Pickle, der bekanntlich mit seinem Pferde gegen den Wind lavierte. Wir holten sehr bald auf der nächsten Station eine Karawane polnischer adeliger Familien ein, die die russische Regierung aus Vorsorge von ihren Gütern aus Wolhynien und Podolien in das Innere von Rußland transportieren ließ. Es waren, besonders die Männer, auffallend hübsche Gestalten, die trotz ihrer russischen Bedeckung so aufgeregt und unbesonnen sprachen, daß man den Schritt des Gouvernements wohl begreifen konnte. Der Boden sowohl des am linken Dnjepr-ufer belegenen Teiles des Gouvernements von Kiew als auch die Striche vom Gouvernement Tschernigow, die wir jetzt durcheilten, waren ärmlich und sandig, mit zahlreichen Nadelwäldern, die uns oft an die Gegend um Berlin erinnerten, bedeckt; da indes das russische Postpferd im Schweiß seines Angesichtes in jeder Bodenart gleich angestrengt wird, so kümmerte uns dies wenig, und wir berechneten ganz behaglich, in welcher Zeit wir diese oder jene Station erreicht haben würden. Doch beinahe hätten wir die Rechnung ohne den Wirt gemacht, da uns ein ganz bedenkliches Hindernis unerwartet in den Weg trat. An der Grenze des Gouvernements Orel wurde uns auf einmal ein Schlagbaum über den Weg vorgezogen, und als wir, im Vertrauen auf unseren Kourierpaß, die Oeffnung verlangten, kamen einige redliche Kosaken mit

gezückten Säbeln auf uns los und bewiesen uns so handgreiflich, daß wir nicht anders konnten als uns in unser Schicksal zu ergeben. Ein Major von einem russischen Garnisonregiment, der zufällig nicht auf Universitäten gewesen war, und ein aus Sachsen gebürtiger Arzt, der wenigstens schon lange die Universität verlassen hatte, kamen auf uns zu und belehrten uns in sehr hohem Tone, daß das Gouvernement hier eine Quarantäne angeordnet habe, der sich alle Welt unterwerfen müsse. Das war wirklich schlimm, und da unsere beiden Quarantänekommissare, wahrscheinlich als notwendiges Präservativ, einige Spirituosa genossen hatten, so half auch unser Gesundheitsattest aus Chotin nichts, und wir mußten in einem hölzernen Schuppen einkehren, den man das Quarantänehaus nannte. Schon in jedem anderen Lande wäre ein derartiger Aufenthalt in unserer damaligen Lage höchst peinlich gewesen, aber nun vollends in Rußland erschien die Sache sehr bedenklich. Da hier alles der Willkür und Auslegung der Beamten anheimgestellt ist, so konnten wir leicht Wochen, ja Monate lang in diesem entlegenen Winkel eingesperrt bleiben, ehe es uns gelungen wäre, von einer höheren Behörde die Erlaubnis zur Fortsetzung unserer Reise zu erhalten; daß die Pest bloß ein Vorwand war, schien einleuchtend, und wahrscheinlich hatte man diese Quarantäne bloß aus polizeilicher Besorgnis und aus der allgemein verbreiteten Furcht wegen Spionen und Emissären angeordnet. Bei diesen Verhältnissen mußten wir daher versuchen, uns durch List aus dieser unangenehmen Klemme zu ziehen; ich legte die Nacht hindurch alle meine Papiere, die ich bei mir hatte, in Briefformat zusammen, kouvertierte diese, siegelte sie zu und machte französische Adressen an alle mir bekannten vornehmen Leute in Petersburg, an den Kanzler Romanzow &c. Als nun

am Morgen der Arzt, wiederum gehörig gegen die Pest geschützt, bei uns eintrat, nahm ich die ernsthafteste und vornehmste Miene, die ich nur auftreiben konnte, an und sagte ihm: „Ich habe wohl gemerkt, daß Sie hier der Vernünftigste von der Kommission sind (der Arzt nickte wohlgefällig und sagte, ich hätte recht), und deshalb will ich Sie, da Sie noch obenein mein Landsmann sind, jedoch unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, vor einer großen Ungelegenheit warnen." Unser Sohn des Aeskulap, dadurch neugierig gemacht, gelobte dies auf das feierlichste und erzählte in der größten Geschwindigkeit zehn oder zwölf Staatsgeheimnisse, an denen er bereits teilgenommen habe. Ich öffnete nun sehr gravitätisch meine Mappe, nahm die über Nacht entstandenen Briefe heraus und ließ den Doktor die Adressen lesen, indem ich ihn aufmerksam machte, was für Ungelegenheiten ihrer warteten, wenn wir länger hier aufgehalten würden. Der Doktor machte bei jedem gelesenen Namen eine tiefere Verbeugung, so daß mir zuletzt für sein Gleichgewicht bange wurde, und rief endlich: „Der Major ist ein Schweinehund, das hab' ich ihm schon oft gesagt; er will mich ins Verderben stürzen, aber diesmal will ich ihm den Kopf waschen," und so lief er, so eilig als dies anging, fort. Es dauerte auch nicht lange, so kam er mit dem Major zurück, der sich in Komplimenten auflöste, mich einmal über das andere Batuschka (Väterchen) nannte und sagte, er habe gestern gleich gemerkt, wer wir wären, aber er habe es sich nicht wollen merken lassen, weil er nicht gewußt hätte, ob uns dies der Umstehenden wegen angenehm sein würde. Die Postpferde waren unter der Zeit auch angekommen, der Major beschleunigte durch einige du rak redlich das Anspannen, und wir stiegen mit gnädigem Kopfnicken in den Wagen,

hocherfreut, daß diese plumpe List uns aus dieser verdrießlichen Lage befreit habe.

In den Gouvernements Orel und Tula wird der Boden zwar besser als in Tschernigow, aber die Gebäude, die man im Vorbeifahren erblickte, waren schlecht. In der Stadt Tula ist bekanntlich eine der größten Gewehrfabriken Rußlands und vielleicht auch der Welt, da in gewöhnlichen Zeiten, wenn ich nicht irre, 10 000 Arbeiter, die Leibeigene sind, dort beschäftigt werden. Die Gewehrfabrik war schon vor einiger Zeit der Nähe des Feindes wegen größtenteils geräumt und hatte nur von allen in ihr verfertigten Artikeln einen kleinen Vorrat zurückgelassen. Im Orel- und Tulaschen konnte man schon aus einer größern Thätigkeit auf den Landstraßen die Nähe der bei Kaluga lagernden russischen Armee merken: wir fanden unter anderem einen vollkommen bespannten russischen Reserveartillerietrain von 100 Kanonen in Kantonierungen, der, was allerdings sonderbar erschien, noch gar nicht in Thätigkeit gewesen war.

Die Gouvernementsstädte sowohl als auch die kleineren, die wir auf unserem Wege bis Jaroslaw passierten, hatten dem äußeren nach alle einen Charakter. Die Gasthöfe waren ganz erträglich, nur Betten oder Matratzen gab es nicht, da in Rußland der einheimische Reisende diese immer bei sich führt. Eine Empfehlung eines angesehenen Gasthauses war es, wenn es Niemietzkiy Traktirer (Deutsches Gasthaus) bezeichnet wurde, dies schien im Lande soviel als auswärts Hotel oder Restauration zu sein; Essen, ganz nach russischer Sitte bereitet, die viel gesäuerte Speisen liebt, gab es sehr viel, einem Soldatengaumen ganz behaglich und auch nicht zu teuer, die fremden Weine dagegen waren unerhört teuer und gar nicht zu trinken, denn alle waren im Uebermaß mit dem schlechtesten Brannt-

wein verfälscht; wir machten endlich die Bekanntschaft eines einheimischen Weines Donskoy, am Don gebaut, der jenem elenden Getränke weit vorzuziehen war; er erinnerte einigermaßen an den gegenwärtigen Mosel-Champagner, dem er bei besserer Behandlung gewiß ganz gleichzustellen sein würde. Da wir in jeder Stadt unsere Pässe visieren lassen mußten, so führte mich dieses sehr oft sowohl zur Mittags- und Abendzeit in die Häuser oft sehr unbedeutender Städtevorsteher, und jedesmal war ich erstaunt über die Menge von Schüsseln, besonders von Wildbret, die ich auf den Tischen dieser einfachen Familienkreise fand, und zu denen ich größtenteils sehr gastfrei eingeladen wurde.

Die Dörfer bilden in ihrer Anlage einen vollständigen Gegensatz gegen die vorhin geschilderte der Städte, denn sie sind eng und größtenteils von Holz. Die Häuser bestehen aus zwei Stockwerken; in dem unteren Stock sind die Ställe für das Vieh und in dem oberen wohnt die Familie, und wie es mir schien, sind die Wohnungen nach ländlichem Maßstabe gerade nicht schlecht. Scheuern habe ich wenige oder gar keine bemerkt; das Getreide wird auf dem Felde ausgeklopft und in einem kleinen Gebäude, welches einem großen Hundehause nicht unähnlich sieht, aufbewahrt.

Gewöhnlich stehen die Wohnhäuser auf der einen Seite der Straße und jene Getreideställe dem Hause gerade gegenüber auf der anderen Seite; da das Holz, aus dem diese Gebäude angefertigt sind, nach und nach ganz schwarz wird, Gärten und Baumpflanzungen selten sind, so gewährt der größte Teil dieser Dörfer einen sehr finsteren Anblick. Die Dorfjugend war in der Regel nicht überflüssig mit Kleidern versehen, sah aber ganz gesund und wohlgemut aus. Die erwachsenen Männer bilden im Durchschnitt einen sehr kräftigen, auch gut bekleideten

Menschenschlag. Die russische Armee bildet keinen richtigen Maßstab zur Beurteilung des Bauernstandes. Denn da dem Gutsherrn die Wahl frei bleibt, wen er bei der Rekrutierung abgeben will, so trifft dies nicht den besseren Teil der Nation. In den damals errichteten Milizbataillonen habe ich dagegen sehr kräftige Gestalten gefunden und mit ihren häufig beibehaltenen langen Bärten und der Pike, mit der ein großer Teil aus Mangel an Gewehren bewaffnet war, machten sie wenigstens in meinem Auge einen ehrwürdigen Eindruck. Die Stimmung des Volkes war in Beziehung auf den Krieg ganz vorzüglich. Ein tiefes, heftig aufgeregtes Gefühl der Rache stempelte beinahe jedes Wort und jeden Gesichtszug, man sah, daß die Leute zu einem Kampf auf Leben und Tod bereit waren.

Die Wege, auf denen wir in dem bezeichneten Strich reisten, waren sehr gut, von einer ansehnlichen Breite und größtenteils schnurgerade gelegt; da die Behörden in allem, was ins Auge fällt, etwas gewaltsam verfahren, waren sie gut erhalten, mit Gräben und Prellpfählen eingefaßt und mit sehr hochstämmigen Birken bepflanzt, so daß das ganze sich dem Auge sehr wohlgefällig darstellt.

Das Postwesen ist, wie ich es schon erwähnt habe, in Hinsicht der Geschwindigkeit des Fortkommens ganz vortrefflich. Sämtliche Dorfschaften der Umgegend sind verpflichtet, auf der ihnen angewiesenen Station jederzeit eine bedeutende Anzahl Pferde bereit zu halten, deren Führer fast immer auf der Wache stehen; sobald man dem Posthause naht, pfeift der herankommende Fuhrmann sehr weittönend auf seinem Finger; dies ist das Zeichen, daß Pferde aus dem Stall gezogen werden, und in einem Augenblick ist ab- und auch wieder angespannt. Die Schnelligkeit des Fahrens geht ohne Unterbrechung fort,

und selbst da, wo der Reisende für einzelne Strecken eine mäßigere Gangart wünscht, kann er sie kaum erhalten; es scheint, als wenn der russische Fuhrmann nur den Schritt und das Zujagen kennte. Bergab, bergauf, im Sande und Morast, überall bleibt das Pferd, wo es nur irgend möglich ist, durch Hilfe des fortdauernd geschwungenen Kantschu im Laufen, und der Wagen hat in der That nicht Zeit umzufallen, denn wenn es auch augenblicklich schief geht, so hat der Wagen gleich wieder eine andere Stellung; daß man in einer halben Stunde eine starke Meile zurücklegt, ist etwas ganz Gewöhnliches. Von Kiew bis Jaroslaw kostete das Pferd auf die Werst 3 Kopeken, also auf die Meile 21, und die 6 Pferde, die wir vor unserem Wagen hatten, kosteten ungefähr 10—12 Silbergroschen die Meile. 20—30 Kopeken in Papier waren auf die Station ein recht gutes Trinkgeld und 5—15 derartige gab man gewöhnlich Schmiergeld. Die Postmeister außerhalb den großen Städten waren sehr häufig alte Unteroffiziere; sie hatten nicht wie in Deutschland die Beköstigung der Reisenden übernommen, man bekam nur in ihrer oft sehr ärmlichen Stube eine Portion Thee, der, den Rum mit eingerechnet, ausgezeichnet gut, aber auch sehr teuer war.

In Wladimir machte ich beim Durchfahren auf der Post die Bekanntschaft eines von Moskau geflüchteten Kaufmanns, dessen Erzählung über die dortigen Vorgänge wohl eine Erwähnung verdient. Dieser Mann war ein Grieche von Geburt und als Lehrling nach der alten Zarenstadt gekommen, wo er sich nach und nach, wie er wohlgefällig erzählte, im Detailhandel mit Seidenwaren ein Vermögen von wenigstens 6000 Silberrubel erworben habe; so sei er der Bewohner eines kleinen hölzernen Hauses in einer langen Reihe ähnlicher Läden geworden. Bei dem Ein-

rücken der Franzosen hätten mehrere von ihnen in den Kaufläden zu plündern angefangen, und da habe ihn wie seine Gefährten das Gefühl der Rache ergriffen und sie hätten mit eigener Hand lieber ihre Habseligkeiten angezündet, als sie in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Diese Erzählung wurde übrigens von dem Manne mit allen Kennzeichen der Wahrheit vorgetragen, sein ganzes Wesen trug die unverkennbaren Spuren des tiefen Schmerzes und des glühendsten Hasses; mehrere Menschen, die ebenfalls geflüchtet waren, bestätigten durch Zusätze das von ihm Gesagte. Wenn ich diese Thatsache mit den übrigen damals im Lande umlaufenden Erzählungen zusammennehme, so hat sich meine Ansicht über das Entstehen des welthistorisch wichtigen Brandes von Moskau in der folgenden Art zusammengestellt. Daß der Anzündung der Stadt ein vollständig vorher überlegter Plan zu Grunde gelegen habe, muß man, selbst wenn auch Rastoptschin dem nicht in einer besonderen Schrift widersprochen hätte, bezweifeln. Das Zurückziehen Kutusows durch die Stadt war selbst den Behörden überraschend, da Kutusow noch kurz vorher erklärt hatte, eine neue Schlacht vor den Thoren der Stadt annehmen zu wollen. Alles, was daher von den Behörden ausging, waren mehr plötzlich aus Ueberraschung und Not hervorgegangene einzelne Entschlüsse als ein zusammenhängender Plan. Daß die Polizeioffizianten und mit ihnen die Spritzen weggezogen wurden, war den Folgen nach sehr wichtig, kann aber ebensogut seinen Grund darin gehabt haben, um Beamte und der Krone gehörige Sachen vor dem Feinde zu retten. Die Eröffnung einzelner Gefängnisse war ebenfalls bedeutend. Sollten sie eine Anleitung, wie einige behaupten, bekommen haben, so glaube ich eher, daß sie aus dem aufgeregten

Rachegefühl einzelner unteren Polizeioffizianten als von höheren Beamten ausgegangen ist, die zu einem heroischen Entschluß gewöhnlich zu zahm sind. Einzelne von den befreiten Gefangenen haben, um besser stehlen zu können, wohl hin und wieder Feuer angelegt. Bürger selbst haben, wie wir es vorhin sahen, aus Rache Aehnliches gethan, Unvorsichtigkeit mit dem Feuer von den Franzosen sowohl als von versteckten Einwohnern ist hinzugekommen, die Spritzen und jede polizeiliche Ordnung fehlte, so nahm das Feuer immer mehr überhand, und ein heftiger Sturmwind vollendete als ein von der Vorsehung gesendeter Bote jene merkwürdige Zerstörung, die zugleich als eine Grabesfackel zum Sturze Napoleons leuchtete.

In Wladimir erfuhren wir auch mehrere wichtige Veränderungen in dem bisherigen russischen Heeresbefehl.

Nach dem Tilsiter Frieden und der Beendigung des Feldzuges in Finnland hatte der Kaiser Alexander die Stelle eines Kriegsministers, die bis dahin in Rußland nicht üblich war, errichtet und dazu den General Barclay de Tolly ernannt. Obgleich Barclay dem Patente nach einer der jüngeren Generale der Armee war, so eignete er sich doch recht gut zu diesem neugeschaffenen Posten. Manche nützliche Einrichtung in der Kriegsverwaltung ward durch ihn ins Leben gerufen: die geordnete, gute Ausrüstung des russischen Heeres zum Kriege war sein Werk. Der Kaiser, der den Oberbefehl des Heeres bei Eröffnung der Feindseligkeiten zu führen beabsichtigte, hatte Barclay den Befehl des Hauptheeres übergeben, ihn in gewisser Art zu seinem Unterbefehlshaber ernannt. Als der Feldzug, der auf den Rückzug nach dem Lager bei Drissa berechnet war, eröffnet wurde, mißfiel dem russi-

schen Nationalstolz dieses Aufopfern bedeutender Landesstrecken; man glaubte, daß der Kaiser sich zu viel von dem General Phul leiten lasse, und bot alles auf, um Alexander zu überreden, daß er die Armee verlasse und seine Thätigkeit dagegen auf die Beschleunigung der im Reich angeordneten neuen Leistungen verwende. Der Kaiser that dies und dies war wohl ein Glück, da er in der That nicht genug kriegerische Eigenschaften besaß, um gegen die bis dahin noch nicht gebrochene Kraft Napoleons mit Erfolg befehligen zu können; dadurch aber fiel nun der wirkliche Oberbefehl dem General Barclay zu, und so ward er, wie dies in Feldzügen, die noch durch keine glänzenden Resultate geschmückt sind, gewöhnlich geht, die allgemeine Zielscheibe einer in der Armee zunehmenden Unzufriedenheit. Die Nationalrussen waren unzufrieden, daß nicht einer aus ihrem Kreise, sondern der Sohn eines aus dem Auslande herstammenden Rigaschen Bürgers den Oberbefehl führte; man war neidisch auf seine schnelle Erhebung, und die von ihm als Kriegsminister eingeführten Ordnungsmaßregeln hatten ihm auch wohl in der russischen Sitte nicht besonders viel Freunde erworben. So ward, gestützt auf den immer mehr zurückweichenden Gang des Heeres, das Geschrei nach einem neuen Befehlshaber immer stärker. Der Kaiser war im Anfange wenig geneigt, dieser zu ihm heranstürmenden Meinung nachzugeben, wenn nicht der folgende Umstand mit dazu gewirkt hätte, der öffentlichen Forderung eine neue Stütze zu geben.

Der Feldmarschall Kutusow lebte, nachdem er sehr zur rechten Zeit im Mai den Frieden zu Bukarest geschlossen hatte, ohne Anstellung in Petersburg, und Alexander schien auch nicht geneigt, ihm eine zu geben. Nun aber hatte der Kaiser, um die Errichtung der jetzt mit

großem Eifer befohlenen Miliz möglichst zu begünstigen, dem Adel jedes Gouvernements das Recht gegeben, den Befehlshaber der Miliz des Gouvernements selbst zu wählen. So hatte der Adel des Petersburger Gouvernements wahrscheinlich mit weiterer Absicht Kutusow zum Befehlshaber seiner Miliz gewählt und deshalb eine besondere Deputation an ihn abgesendet, der er schlau antwortete: „Ich habe zwar soeben den Oberbefehl über ein selbständiges Heer niedergelegt, mit dem ich in mehreren Schlachten den Feind bekämpft und einen glorreichen Frieden schloß, aber in einem solchen Augenblick der Gefahr, wie der gegenwärtige, nehme ich auch ohne Bedenken eine untergeordnete Stelle an, um nur dem Vaterlande dienen zu können." Diese Antwort erregte allgemeine Begeisterung, und da der Feldmarschall doch auch nicht füglich unter einem anderen General stehen konnte, so gab ihm der Kaiser den Oberbefehl über alle Heere, während der ebenfalls eine Anstellung begehrende General Bennigsen zum Chef seines Stabes ernannt wurde. Kutusow übernahm noch vor der Schlacht bei Borodino den Oberbefehl, ließ aber Barclay die Führung der Truppen und schien sich nur auf eine Oberaufsicht in Hinsicht der Operationen beschränken zu wollen. Am Tage der Schlacht führte Barclay die Armee ins Feuer, und Kutusow hielt mit seinem Gefolge eine halbe Meile vom Schlachtfelde entfernt, wohin ihm von Barclay die Meldungen über die einzelnen Schlachtmomente geschickt wurden. Kutusow ging jedesmal dem kommenden Adjutanten eine Strecke entgegen und sprach ihn ganz allein, so daß sein ganzes Gefolge, worunter nach russischer Sitte viele angesehene Generale und Adjutanten des Kaisers waren, den Gang der Schlacht nur aus den beliebigen Erzählungen des Feldmarschalls kennen

lernte. Am Abende ließ Kutusow einen Feldjäger von der noch weiter zurückstehenden Bagage holen, diktierte auf dem Felde einen auch nachher gedruckten Bericht an den Kaiser, worin er sich als Sieger erklärte, und fertigte den Jäger auf der Stelle ab, ohne daß von der Armee eine andere Nachricht mitkommen konnte, wodurch allerdings sein Bericht wenigstens 24 Stunden hindurch die einzige Nachricht des Vorganges in Petersburg blieb. Es ist bezeichnend, daß der Kaiser, um sich vor Täuschungen zu hüten, den General von Phul, welcher den Feldzug als Volontär mitmachte, mit dem geheimen Auftrage im Hauptquartier hatte, ihm über alle Vorgänge auf einem besonderen, ihm dazu angewiesenen Wege direkten Bericht abzustatten.

Barclay hatte im Laufe der Schlacht eine große persönliche Tapferkeit entwickelt, und ich glaube, daß die folgende von ihm herrührende Antwort, die ich von einem glaubwürdigen Augenzeugen habe, wohl der Aufbewahrung wert ist. Barclay hielt im Gefecht auf einem Punkte, der dem feindlichen Geschützfeuer sehr ausgesetzt war, mehrere seines Gefolges waren bereits verwundet oder getötet, so daß einer der Umstehenden es für Pflicht hielt, ihn auf die gefährliche Stellung aufmerksam zu machen, und diesem antwortete Barclay: „Ich habe dies allerdings auch schon bemerkt, jedoch noch keinen Punkt entdecken können, auf dem ich den Gang der Schlacht so vollständig als hier übersehen könnte.“ Auch auf dem nach der Schlacht angetretenen Rückzuge änderte Kutusow nicht das geringste in der bisherigen Heeresführung, aber als er in dem Lager bei Kaluga angekommen war, machte er auf einmal eine ganz veränderte Heereseinteilung, in der Barclay keinen Befehl erhielt, so daß dieser im Unmut die Armee verließ und während unseres Aufenthaltes in Wladimir durch jene Stadt reiste.

Wir eilten nun, unsere Reise nach Jaroslaw fortzusetzen, wo wir den 18. Oktober ankamen. Seit dem 10. hatten wir die ersten Spuren herbstlichen Wetters, doch war die Temperatur noch immer so milde, daß wir des Nachts unsere Mäntel nicht anlegten; diese ungewöhnliche Wärme, über die die ältesten Einwohner staunten, war ein mächtiger Verbündeter des ungerecht angefallenen Rußlands, denn sie verleitete Napoleon zu einem längeren Verweilen in jenen Gegenden.

Die Stadt Jaroslaw bietet einen von den vorher durchreisten Gouvernementsstädten verschiedenen Anblick, sie ist geschlossener wie diese gebaut, und ihre größtenteils massiven Giebelfronten erinnern an die deutschen Ostseestädte. Die Wolga, welche bei Jaroslaw vorbeifließt, ist, obgleich noch sehr von ihrer Ausmündung entfernt, schon ein bedeutender Fluß und nährt in ihren Fluten den bei den russischen Feinschmeckern so hoch gepriesenen Sterlet, der mir sowohl seiner Fettigkeit als seinem Geschmack nach eine Vereinigung des Aales und des Lachses zu sein schien; in den Gasthäusern hatte man diesen Fisch, mit Zwiebeln und ähnlichen Sachen gefüllt, in Weizenbrot gebacken, und so war er allerdings für den Reisenden eine angenehme, bequem mitzunehmende Speise.

Unsere Reise war von Chotin aus bis hieher immer in nordöstlicher Richtung gegangen, aber von Jaroslaw aus ging sie entschieden nordwestlich, und das Land bekam bis Petersburg einen durchaus veränderten Charakter. Weniger bevölkert als die südlichen Gouvernements, reiste man beinahe ununterbrochen in sehr einförmigen Nadelwäldern; der Boden schien sumpfig, und deshalb bestand der größte Teil des Weges aus sogenannten Knüppeldämmen, nämlich unbehauenen Baumstämmen, die man

quer über den Weg gelegt hat, und die zwar den Reisenden vor dem Versinken schützen, ihn dagegen aber auch so zusammenschütteln, daß er in Verzweiflung oft lieber im Sumpfe waten möchte. Dabei fing auch jetzt die Witterung an entschieden herbstlich zu werden, und Regen, mit Schneeflocken gemischt, machte das Nachtreisen unangenehm. Wir eilten daher auch, so sehr es die Knüppeldämme und unser Wagen nur erlaubten, über Tichwyn und Ladoga nach Petersburg, wo wir den 25. Oktober eintrafen.

Wir waren (ich glaube es war zwischen Tichwyn und Ladoga) in ein großes Dorf gekommen, worin sich die Poststation befand, und das sich auffallend von allen bisher in Rußland gesehenen Dörfern auszeichnete: gerade, mit Bäumen besetzte Straßen, recht freundliche, wohlerhaltene Bauernhäuser, mit kleinen, wenn auch unvollkommenen Gartenanlagen umgeben, überall viel äußere Reinlichkeit, kurz, ein außerordentlicher Kontrast gegen alles bisher Gesehene. Das Gut gehörte dem in der neueren russischen Geschichte nicht unbekannten General Araktschejew, einem Mann mit eisernem Willen, dessen ich späterhin noch erwähnen werde; hier hatte seine Beharrlichkeit in der That, selbst bei näherer Besichtigung viel geleistet. Jedes Bauernhaus hatte z. B. zwei Stuben, die eine die gewöhnliche Wohnstube, die andere eine Art von Prunkgemach, in dem eine ganz auffallende Reinlichkeit und Ordnung herrschte. Als ich das gegen meinen Begleiter lobte, sagte er ganz wohlgefällig: „Es hat im Anfange viel Mühe gekostet, aber nun steht alles fest; wer nicht die Stube gefegt hat, bekommt so viel Hiebe, und wer am Werkeltage den Sonntagsrock anzieht, so viel." — Man sieht hieraus wenigstens, daß es vielerlei Wege giebt, auf denen die Kultur im menschlichen Geschlecht verbreitet wird. Ein alter

preußischer General z. B. schenkte jedem polnischen Rekruten einen Spiegel und behauptete, daß diese Novizen, wenn sie sich erst vollständig ausgeputzt im Spiegel selbst bewundert hätten, ordentlicher würden und weniger söffen.

Aufenthalt in Petersburg und Auftrag des Kaisers Alexander.

Es war eine Gunst des Schicksals, daß wir bei unserer Ankunft in Petersburg sogleich vor dem großen Gasthofe vorfuhren, in dem der Minister Stein seine Wohnung genommen hatte, denn dadurch ward ich nicht allein in vollständige Kenntnis der damaligen Verhältnisse gesetzt, erhielt von ihm manchen für Preußen nützlichen Wink, sondern ich fand zugleich auch in demselben Gasthause einen Kreis von lieben Landsleuten, die größtenteils schon an dem bisherigen Feldzuge teilgenommen hatten und sich nun hier versammelten, um in der in ihrer Errichtung begriffenen deutschen Legion einzutreten; es waren dies u. a. die schon früher genannten bisherigen preußischen Offiziere Major v. Clausewitz, Hauptmann v. Stülpnagel, Graf Chasot.

In dem Kreise, der sich in dem Gasthause des Herrn Demuth an der Newa zusammenfand, muß ich auch noch den achtenswerten Ernst Moritz Arndt nennen, der sich damals in dem Gefolge des Ministers Stein aufhielt, und der, wo er nur konnte, für die Befreiung Deutschlands kräftig zu wirken suchte. Er gehörte damals noch nicht zu den eingeborenen Preußen, war aber aus innerer Ueberzeugung einer der treusten Anhänger Preußens. Mit praktischem Blick hatte er die guten Grundlagen dieses Staates

erkannt und ehrte das Bessere, was sich hier geräuschlos entwickelte. Arndt sah das Bestehen Deutschlands damals schon von dem Entwicklungsgange und der Selbständigkeit Preußens abhängig, und doch hat hinterher eine niedrige Kabale diesem achtenswerten Patrioten die gröbsten Verleumdungen andichten wollen.

Der Minister Stein war, wie ich es früher schon erwähnt habe, noch vor dem Ausbruch des Krieges von dem Kaiser Alexander zu sich berufen, der ihn damals besonders in den Deutschland betreffenden Angelegenheiten zu Rate zog; es war gewiß ein günstiges Ereignis, daß Stein mit seinem festen, entschlossenen Charakter in jenen entscheidenden Augenblicken das Vertrauen des Kaisers genoß.

Unter meinen anderweitigen Bekannten, die ich jetzt nun aufzusuchen anfing, war einer der ersten der damalige Oberstleutnant v. Schöler, (gegenwärtiger General der Infanterie und Gesandter am Bundestage), der seit dem Tilsiter Frieden sich als ein heimlicher preußischer Gesandter hier aufgehalten hatte, und mit dem ich auf Befehl des Königs während meiner Anstellung im Kabinett in einem fortlaufenden Briefwechsel stand. Der König hatte ihn für alle Fälle, auch nachdem er dem französischen Bündnisse beigetreten war, nicht zurückgerufen; er lebte anscheinend als Privatmann in Petersburg und blieb in beständiger Verbindung mit dem Kaiser, der ihm persönlich sehr wohlwollte. Nachdem wir wechselseitig uns unsere Ansichten und Nachrichten ausgetauscht hatten, fiel unser gemeinschaftlicher Beschluß sehr bald dahin aus, den durch die außerordentlichen Ereignisse erzeugten günstigen Augenblick auch ohne speziellen Auftrag zur Wiederherstellung der freundschaftlichen Verbindung zwischen Rußland und Preußen zu benutzen.

Von Schöler ging ich zu dem Grafen Liewen, mit dem ich, während er in Berlin Gesandter war, viel verhandelt hatte; dieser übernahm es, mich beim Kaiser anzumelden, und führte mich unterdessen bei dem damaligen Reichskanzler, dem Grafen Romanzow, dem alten Herzog von Oldenburg und dem Lord Cathcart, dem englischen Gesandten, ein, so daß ich, begünstigt durch die damaligen Zeitverhältnisse, bald in einen Kreis politischer Verhandlungen eingeweiht wurde. Der Herzog von Oldenburg und Cathcart waren besonders mit der Formation der deutschen Legion beschäftigt und benutzten meine Kenntnis der gegenwärtigen preußischen Armeeverfassung, da diese hier hauptsächlich zu Grunde gelegt wurde.

Daß Petersburg zu den schön gebauten Städten Europas gehört, leidet keinen Zweifel, die Stadt hat aber trotzdem im ganzen keinen angenehmen Eindruck bei mir zurückgelassen. Es mag sein, daß die damalige Jahreszeit und die entlaubten, etwas zwergartigen Baumpflanzungen auch einigen Anteil an dieser Empfindung hatten, aber hauptsächlich schien es mir, als wenn die Häuser und die sie bewohnenden Menschen in einer geringeren Uebereinstimmung als in anderen Ländern standen.

Man sah eigentlich nur Vornehme oder Leibeigene, die Bürgerklasse, welche sich zwischen diesen bewegte, schloß sich entweder in ihren äußeren Sitten den letzt erwähnten an oder war nicht zahlreich genug, um sich durch einen allgemeinen Eindruck bemerklich zu machen; es fehlte eigentlich das Mittelglied, welches in den anderen europäischen Hauptstädten nach seiner bedeutenden Mehrheit die Hauptsache ausmacht und der ganzen Bevölkerung das Ansehen einer zusammengehörenden Einheit giebt. Dazu kommen noch mehrere nationale Einrichtungen, welche den Unter-

schied der Stände noch schroffer als anderwärts bezeichnen. Nur gewissen Rangklassen ist es erlaubt, mit vier Pferden zu fahren, und man konnte sich selbst aus ökonomischen Gründen nicht füglich von dieser Sitte lossagen, da bei einem vornehmen Mann die mit zwei Pferden vorgefahrenen Wagen wahrscheinlich vom Portier als eine für eine Herrschaft unpassende Gesellschaft ohne weiteres abgewiesen würden. Ein mit vier Pferden bespannter Mietswagen kostete damals für den Tag 14 Rubel Papier, ungefähr drei ein halb Thaler; dafür kam er des Morgens um 8 Uhr angefahren und hielt, wenn er nicht gebraucht wurde, bis nach 10 Uhr abends auf offener Straße vor der Thüre; die Pferde wurden auf der Straße gefüttert, und bei der strengsten Kälte lagen die beiden Fuhrleute, Knaben von 12 bis 14 Jahren, bei den Pferden oder kauerten sich in dem Hausflur, so gut es ging, in einen Winkel. Des Abends beim Abfahren aus dem Schauspiel begünstigte die Polizei ganz sichtlich die stolzen Vierspänner vor den armen Zweigespannen; das ist, wenn es auch dem Fremden auffällt, einmal Landessitte und wird es wahrscheinlich noch lange Zeit bleiben; das eigentliche Denkvermögen der ärmeren Klassen ist hier noch wenig entwickelt.

Meine Anwesenheit in Petersburg zerstörte mir auch ein angenehmes Bild, welches sich meine Phantasie gebildet hatte. Der von Katharina ins Leben gerufene Gedanke, ein bedeutendes Felsenstück mit großer Anstrengung aus Finnland nach Petersburg als Piedestal der Statue Peters des Großen bringen zu lassen, indem er kühn, wie es sein Leben war, an dem Felsen hinaufreitet, hatte mir so wohl gefallen, daß ich das Ganze als ein vollendetes Kunstwerk in meiner Vorstellung, trug diese aber bei dem wirklichen Anschauen keineswegs befriedigt fand. So be-

deutend auch die Dimensionen dieses Denkmals sind, so ist der Platz, auf dem dasselbe steht, doch offenbar zu groß für dasselbe, und Fels und Reiter verschwinden in diesem großen Häuserkreise. Um es möglich zu machen, daß Pferd und Reiter in einer bergan gehenden Stellung sich erhalten, ist der Künstler genötigt gewesen, den Schweif des Pferdes so unnatürlich zu verlängern, daß derselbe tief unter den Hinterhufen einen fünften Fuß oder Stützpunkt bildet, dies aber giebt, die auffallende Unnatürlichkeit abgerechnet, dem Denkmale etwas so Schwerfälliges, daß man den ursprünglich schönen Gedanken, welcher hier zu Grunde liegt, unwillig über die nicht gelungene Ausführung vergißt. Ueberhaupt hat mich keine der damals in Petersburg aufgestellten neueren Statuen angesprochen; es schien, als wenn den Kunstwerken noch die letzte Bearbeitung fehlte.

Nicht ein Kunstwerk, aber wohl ein in geschichtlicher Hinsicht merkwürdiges Denkmal hat von allem, was ich damals in Petersburg gesehen habe, den bedeutendsten Eindruck auf mich gemacht; es war dies das kleine, ganz von Holz erbaute Haus, welches Peter der Große bei der Gründung seiner Hauptstadt für sich erbaute, und aus dem er nicht allein den Weiterbau seiner neuen städtischen Schöpfung, sondern auch den Kulturentwicklungsgang seines weiten Reiches mit eisenfester Hand leitete. Katharina, diese in zwei verschiedenen Richtungen ungewöhnliche Frau, hat mit schöner Vorsorge über jene kleine Wohnung ihres Vorgängers zum Schutz derselben ein großes steinernes Haus erbauen lassen, welches den einfachen Zarensitz wie ein weiter Mantel umgiebt; wenn man durch die Thüre des steinernen Hauses eintritt, erblickt man erst jene hölzerne Wohnung in ihrer ursprünglichen Gestalt und kann auf einem mehrere Schritte breiten Gange dieselbe umwandern.

Diese Cyklopenhöhle, denn so könnte man das Haus von Peter wohl nennen, hat nur auf jeder Seite ein kleines Zimmer und daran noch ein kleineres Kabinett, zwischen beiden eine gewöhnliche Küche. Die eine Seite war für den Zar, die andere für seine Umgebung bestimmt, und auf der von dem Fürsten bewohnten Seite war das Hausgeräte noch in seiner ersten Gestalt; ein ziemlich großes silbernes Waschbecken und ein silberner Rahmen um ein Heiligenbild deuten allein den Stand des Bewohners an, denn alles übrige ist ungewöhnlich einfach. Wenn man dieses alles gesehen hat, begreift man, daß ein in derartiger Einfachheit lebender Fürst die Sitten und Bedürfnisse seines Volkes kennen muß.

Da die Art der Ermordung des unglücklichen Kaisers Paul zu jener Zeit noch wenig bekannt war, so gab ich mir Mühe, einige nähere Nachrichten deshalb einzuziehen, und bei dieser Gelegenheit erhielt ich das auffallende Resultat, daß das Andenken dieses beklagenswerten Fürsten in den mittleren Ständen lange nicht so sehr verhaßt war, als man es im Auslande wohl glauben möchte. Daß er in den letzten Tagen seines Lebens häufig bedeutende geistige Störungen hatte, leidet keinen Zweifel, doch hörte ich aus dem Munde achtenswerter Männer des Mittelstandes und namentlich deutscher Gelehrter die wiederholte Ansicht: daß er von einem Teil seiner Umgebungen, die das Rechtsgefühl des Kaisers und sein Streben nach streng gerechter Verwaltung in ihrem Innern scheuten, oft absichtlich irre geleitet und seine natürlichen Fehler auf die Spitze getrieben wären, um ihn durch derartige Uebertreibungen verhaßt oder lächerlich zu machen. So z. B. habe man ihm einst vorgeredet, daß die bis dahin allgemein üblichen run-

den Hüte ein sicheres Zeichen Jakobinischer Gesinnungen wären, und auf diesem Wege hätte man den Befehl erschlichen, daß nach Verlauf von 24 Stunden in ganz Petersburg kein runder Hut mehr erblickt werden solle; da nun aber die Hutmagazine der Stadt unmöglich diesen großen Bedarf von dreieckigen Hüten in so kurzer Zeit befriedigen konnten, so mußten oft auf die lächerlichste Art die runden Hüte, so gut es ging, mit dreieckigen Krempen versehen werden. Zufällig erblickte man zur Zeit meiner Anwesenheit noch eine andere von Paul herrührende Sonderbarkeit in der Region der Hüte. Der Kaiser hatte, um die Verdienste einer langen, vorwurfsfreien Dienstzeit zu ehren, für eine gewisse Anzahl ohne Tadel gedienter Jahre dem Beamten die Ehrenvorzüge einer höheren Charge, als er wirklich bekleidete, beigelegt, und auf diesem Wege hatten sehr häufig Sekretäre in den Ministerialbureaus, wenn sie 50 Jahre dienten, da alle Rangstufen in Rußland durch einen militärischen Grad bezeichnet werden, den Charakter als General und so auch das Prädikat Exzellenz erhalten. Dies waren größtenteils Menschen ohne alle Bildung, ganz gewöhnliche Schreiber, mit einem kümmerlichen Gehalt, ihre Kleidung, mit der sie über die Straße gingen, war auffallend ärmlich, um sich doch aber durch etwas in ihrer Würde bemerklich zu machen, trugen sie einen großen Hut mit weißer Feder und sahen in diesem Aufzuge häufig jenen Negerkönigen ähnlich, die mit einer abgetragenen europäischen Uniform prunkten und barfuß gingen.

Die Ermordungsgeschichte Pauls ist späterhin in einer von Zschokke in Aarau redigierten Zeitschrift ziemlich richtig beschrieben. Dieser Aufsatz gehörte zu den von dem General Bennigsen bearbeiteten Memoiren, die nach dem in Hannover erfolgten Tode des Generals von der russischen

Gesandtschaft reklamiert und dadurch der beabsichtigten Bekanntmachung entzogen wurden. Da Bennigsen ein Hauptteilnehmer an dem Kaisermorde war, so erscheint in jener Erzählung sein Anteil etwas in den Hintergrund gedrängt und dadurch weniger thätig. Zeitgenossen schrieben ihm dagegen einen besonderen Anteil zu, er soll hauptsächlich bei dem Mittagsgelage, welches der That vorherging, die übrigen Teilnehmer durch reichlich gegebenen Wein zu dieser Handlung angefeuert haben, mit seiner Schärpe soll der unglückliche Kaiser erwürgt sein, und als dies nicht schnell genug den Tod herbeiführte, soll ein marmorner Briefdrücker, der auf dem nahen Schreibtische lag, die schaudervolle Handlung beendet haben. Bennigsen ließ nächstdem das Zimmer mit Wachen besetzen, verwehrte dadurch der Gattin Pauls den Eingang und eilte zum Großfürsten Alexander, um ihm den Tod seines Vaters anzuzeigen. Daß Alexander und Konstantin von der beabsichtigten Unternehmung gegen den Kaiser, ihren Vater, unterrichtet waren, scheint gewiß, doch soll man den Großfürsten nur die Abdankung Pauls als das Ziel jener Unternehmung vorgespiegelt und diese als unvermeidlich vorgestellt haben, wenn nicht bei der zunehmenden Geistesverwirrung des Kaisers die Sicherheit des Staates sowie das Leben der Großfürsten selbst gefährdet werden sollte. Graf Pahlen, damals Gouverneur von Petersburg und Günstling von Paul, war mit den Verschworenen nach dem Schlosse gegangen und mit einem aus der Kaserne geholten Pikett an der Treppe geblieben, um nach genommener Abrede seinen Verbündeten den Rücken zu decken; andere behaupten dagegen, daß Pahlen sich hier nur auf alle Fälle sicher gestellt habe, und daß er, wenn der Kaiser zufällig nicht unterlegen wäre, mit jenem Pikett seine Genossen ohne

weiteres verhaftet haben würde. Pahlen hat überhaupt in dieser ganzen Angelegenheit nach der Versicherung glaubwürdiger Männer eine höchst widrige Rolle gespielt. Der Kaiser, der ihm in jenen Augenblicken sein ganzes Vertrauen schenkte, bekam wenige Tage vorher eine anonyme Anzeige von einer gegen ihn angezettelten Verschwörung, der selbst der Gouverneur nicht fremd sei; Paul zeigte dies Pahlen an, der ihm dreist entgegnete: das sei allerdings wahr, und er habe sich in dem Gefühl seiner Treue diesen Menschen genähert, um so den Umfang der Verschwörung vollständig kennen zu lernen und sie dann mit einem Schlage zu vernichten. Ebenso scheint es gewiß, daß Pahlen den auch in den letzten Tagen gefaßten Entschluß des Kaisers, den in Ungnade verwiesenen General Araktschejew als einen entschlossenen und treuen Mann wiederum zu sich zu berufen, auf eine hinterlistige Art vereitelte.

Wenn man auch annimmt, daß die geistigen Kräfte des Kaisers Paul nicht mehr zur Erfüllung seiner Regentenpflichten zureichten, daß seine täglich zunehmende Heftigkeit sogar dem Reiche sehr gefährlich werden konnte, und daß hier eine Abhilfe unvermeidlich schien, so hat doch die ganze Art der Ausführung dieses Unternehmens einen so barbarischen Charakter, sie trägt so sehr das Gepräge eines gewöhnlichen Mordanfalles und der Befriedigung der Privatrache, daß sie fortdauernd ein Flecken in der an solchen Szenen leider sehr reichen russischen Geschichte bleiben wird.

Doch es ist wohl Zeit, von diesen der Vergangenheit Rußlands gewidmeten Erinnerungen zur Schilderung der damaligen Tagesbegebenheiten wieder zurückzukehren, die dem russischen Nationalgefühl eine ununterbrochene Kette

von Siegesnachrichten gab und bei allen Ständen ebenso eine Empfindung eines gerechten Stolzes aufregte, als den leidenschaftlichen Haß gegen alles Französische steigerte. Es war um diese Zeit lebensgefährlich, auf den Straßen von Petersburg französisch zu sprechen; mehrere angesehene Russen, die dies gethan hatten, konnten sich nur durch schnelle Flucht vor dem sie verfolgenden Pöbel retten.

Ein feierlicher Gottesdienst war zum Dank für alle jene täglich eingehenden Siegesnachrichten angesagt, dem der Kaiser mit seiner Familie in der Hauptkirche beiwohnte; ich ging mit Schöler auch dorthin, wir wurden vom Kaiser freundlich bemerkt, und nach beendigtem Gottesdienst kam der Graf Liewen zu mir und frug mich, ob ich wohl geneigt sein würde, mit einem persönlichen Auftrage an den König, meinen Herren, sogleich abzugehen. Ich nahm ohne Bedenken an, worauf Liewen hinzufügte, daß mich der Kaiser noch diesen Abend insgeheim zu sprechen wünschte, und mir zu diesem Zweck eine im Souterrain des Winterpalais belegene Thüre bestimmte, an der ich mich um 9 Uhr einfinden sollte.

An diesem Nachmittage gab es auch noch einen Volkstumult in Petersburg, den ich als einen sprechenden Beitrag zu der damaligen Stimmung hier erwähnen zu müssen glaube. Das Publikum hatte nach beendetem Gottesdienst die Erlaubnis bekommen, die in der Kirche ausgestellten eroberten französischen Adler und den Marschallsstab von Davoust zu sehen. Dies zog natürlich eine außerordentliche Menschenmenge herbei, und in diesem Gedränge war auf einmal jener Marschallsstab verschwunden; wie dies zugegangen war, ist mir freilich noch ein Rätsel, denn als ich diese Gegenstände sah, waren sie so hoch aufgestellt, daß ein Mensch sie nicht füglich erreichen konnte.

Genug, der im Gepäck erbeutete Marschallsstab war weg, und auf einmal hieß es, daß er bei einem Mitgliede der in Petersburg befindlichen französischen Schauspielergesellschaft gefunden sei. Diese Pariser Künstler waren schon längst ein entschiedener Gegenstand des Volkshasses, und nur der Kaiser hatte sie aus einer wohl unzeitigen Liebhaberei gehalten, jetzt aber, nachdem jener wahre oder vielleicht auch nur erdichtete Flecken auf einem Mitgliede in der öffentlichen Meinung Wurzel gefaßt hatte, mußte selbst der kaiserliche Wille dem immer stärker werdenden Volksunwillen nachgeben. Noch im Laufe desselben Tages wurden alle Mitglieder der Gesellschaft ihrer eigenen Sicherheit wegen eingeschifft, nach Kronstadt gebracht und von da über Finnland nach Schweden befördert.

Natürlich versäumte ich es nicht, mich zu der bestimmten Zeit an der bezeichneten Thüre einzufinden, nach leisem Anpochen wurde sie mir sogleich geöffnet, und als ich einem alten Kammerdiener meine Bestellung gesagt hatte, führte er mich schweigend durch einen dunklen Flur, ließ mich eine Treppe hinaufsteigen, und ich befand mich in einem mäßig erhellten Korridor. Dann wurde mir die Thür eines Zimmers geöffnet, und ich fand hier den Kaiser stehend, indem er an einem mit Landkarten belegten Tische Briefe öffnete. Nach einer so langen Reihe von verflossenen Jahren kann ich natürlich nicht mehr wörtlich den Inhalt der wichtigen Unterredung, die ich mit dem Kaiser nun hatte, angeben, und ich will mich nur bemühen, diejenigen Fakta, die meinem Gedächtnis vollständig treu geblieben sind, hier zusammenhängend anzuführen. Der Kaiser eröffnete die Unterredung gleich bei meinem Eintreten sehr gütig und ermunternd, er sagte mir, daß es ihn freue, mich als einen Freund Scharnhorsts kennen zu lernen,

und daß er in dieser Hinsicht ein volles Zutrauen in mich setze. So kam der Gang des Gesprächs von den einleitenden persönlichen Verhältnissen zu den Kriegsereignissen, und Alexander begann mit der ihm eigentümlichen gewandten Rede eine zusammenhängende sehr klare Schilderung des soeben mit dem Rückzuge der Franzosen beendeten Feldzuges. Der Kaiser gefiel sich sichtbar in dieser ihm wohlgelungenen Erzählung und sprach ganz einsichtig über das Hin und Wider jeder Operation.

Da der Kaiser fortdauernd und sehr scharf tadelte, über mangelndes Talent seiner Generale, welches die Unternehmungen hemme, klagte, so stieg der Gedanke bei mir auf, daß dies wohl eine Einleitung sein könne, um den Satz daraus abzuleiten, daß Rußland nichts Weiteres unternehmen könne, und ich fing nun dagegen an, so oft es sich schicklicherweise und ohne direkten Widerspruch thun ließ, die Thaten der russischen Generale zu loben; der Kaiser ging sogleich auf diese Diskussion ein und sagte mir endlich: „Nun nennen Sie mir einen meiner Generale, den Sie am meisten zu großen Unternehmungen geeignet halten!" Dies war allerdings eine schwierige Antwort, um doch indessen nicht geschlagen zu erscheinen, pries ich aus allen Kräften den General (jetzigen Feldmarschall) Wittgenstein, den ich noch aus dem Feldzuge 1807 persönlich als einen mutigen und nicht intriganten Mann kannte; seine soeben an der Düna erkämpften Siege gaben meiner Notverteidigung noch einen besseren Anstrich und endeten dieses interessante kriegerische Gespräch, in dem ich, sonderbar genug, als der Verteidiger der russischen Generalität auftreten mußte.

Nachdem der Kaiser ausführlich die kriegerischen Verhältnisse besprochen hatte, ging er mit gleicher Freimütig-

keit zu den politischen über. Er sagte mir unter anderem wörtlich: „Ich weiß, daß man in Europa besorgt gewesen ist, daß ich nicht Ausdauer genug haben und einen unzeitigen Frieden machen würde; ich glaube jetzt durch das Preisgeben meiner Hauptstadt meine Ausdauer genügend bewiesen und zugleich durch die Anerkennung der Cortes in Cadix und des Königs von Neapel deutlich gezeigt zu haben, zu welchem Ziele, wenn man mich nämlich unterstützt, ich den Krieg zu führen wünsche: die Befreiung Europas von dem Joche Napoleons, eine den heutigen Bedürfnissen der Zeit angemessene Gestaltung desselben. Dies sind meine Zwecke."

Wenn auch Alexander in späteren Jahren seine Meinung über manchen dieser Punkte änderte, so hob er doch in jenem Augenblick die Anerkennung der Cortes sehr wohlgefällig heraus, und seine ganze Rede zeigte, daß er von der Annahme vieler durch die Zeit notwendig gewordener Entwicklungen vollständig durchdrungen sei. Dieser Meinungswechsel erklärt sich indes vollständig, wenn man annimmt, daß der Kaiser, seiner Natur nach liberal gesinnt, bei dem Ergreifen einer Idee sie mit großem Enthusiasmus auffaßte, daß diese letzte Eigenschaft ihn dann oft über eine nötige Grenze oder eine vorsichtige Handlungsweise hinwegriß, daß er sich dabei Blößen gab, die der böse Wille benutzte, und daß dies alles ihn dann mehr als einmal zu einem Wechsel seiner Ansichten führte.

Nachdem Alexander nicht ohne Geschick durch die vorhergehende Behandlung der politischen und militärischen Verhältnisse eine Menge Gegenstände beseitigt hatte, indem ihm vielleicht von meiner Seite lokale Ansichten hätten entgegentreten können, ging er zu den preußischen Verhältnissen über. Er war oder stellte sich wenigstens im An-

fange sehr empfindlich gegen das Benehmen des Königs, jedoch dabei mit so zartem Ausdruck, daß ich dies rühmend anerkennen muß. Nach manchem Hin- und Herreden, in dem ich, sonderbar genug, hier meinem Standpunkte gemäß wenigstens die Entschuldigung eines Systems übernehmen mußte, welches ich früher aus allen Kräften in Berlin bekämpft hatte, schien der Kaiser eine freundlichere Ansicht über das Vorhergegangene zu gewinnen, und es war mir vielleicht gelungen, durch meine Entschuldigung über unser Benehmen manche Annäherungsschwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Der Kaiser machte es mir zur Pflicht, den König zu beschwören, diese ihm von der Vorsehung dargebotene Gelegenheit zum Wiedergewinn seiner Selbständigkeit zu ergreifen, er machte ihn darauf aufmerksam, daß, wenn der König diese Gelegenheit von der Hand weisen sollte, der Kaiser in die Lage kommen müßte, ihn endlich bei einem Frieden aufzuopfern, und daß er daher nicht allein an sich, sondern auch an das Schicksal seiner Familie denken möge.

Es war unverkennbar, daß Alexander in jenen Augenblicken mit redlicher Teilnahme an dem Schicksal des Königs sehr bewegt sprach, und daß der Gedanke, der Wiederhersteller seines alten Verbündeten zu sein, ihm vorzüglicher als der eines bloßen Eroberers erschien. Indes sprach der Kaiser dabei doch auch schon, wenn gleich noch nicht definitiv, seine Absicht auf den Erwerb des Herzogtums Warschau aus. Er meinte, daß Preußen nur von diesem Landstriche diejenigen Teile bedürfe, die zu einer freien Kommunikation zwischen Schlesien und Westpreußen notwendig wären, und wies als Ersatz dafür ganz unverhohlen auf den Besitz von Sachsen, gegen dessen König er einen großen Widerwillen zu haben schien.

Nach vielfältigem Hin- und Herreden in dem eben bezeichneten Umfange autorisierte mich der Kaiser, in seinem Namen dem König, meinem Herren, den Antrag zu einem Offensiv- und Defensivbündnisse zu machen. Er garantierte darin dem König seinen früheren vollständigen Länderbestand oder, wo dies nicht angehen sollte, einen genügenden Ersatz dafür, er verbürgte sich, bis dahin keinen Frieden oder überhaupt keinen einseitigen Frieden zu machen, machte dem König Vorschläge über die jetzt einzuleitenden Schritte und künftigen Operationen und wünschte, daß der König Oesterreich zur Mitwirkung auffordern möge. Um dies zu beglaubigen, gab mir der Kaiser bei einer zweiten Audienz ein offenes eigenhändiges Schreiben an den König mit, welches aber bei der Gefahr, daß ich gefangen werden konnte, weder unterschrieben noch adressiert und folgenden Inhalts war:

> „Ich rechne darauf, daß die Erinnerung der Freundschaft auch meine Hand ohne Unterschrift erkennen wird, und bitte, diese Zeilen als ein Kreditiv für den Abgeber anzusehen."

Nächstdem bekam ich noch aus der Staatskanzlei die Abschriften von mehreren durch die Kosaken aufgefangenen französischen Depeschen. Es ging aus ihnen die Auflösung des französischen Heeres hervor, und in einem von Marschall Berthier nach Wilna an den Minister des Auswärtigen, Bassano, gerichteten Schreiben war auch der Auftrag enthalten, Preußen auf die Gestellung neuer Kontingente zu präparieren.

Der Kanzler Romanzow, den ich während dieser Unterredungen mit dem Kaiser auch besuchte, bestätigte

jene Vorschläge nicht allein, sondern erörterte auch noch einzelne Teile derselben ausführlicher, als es Alexander gethan hatte; ihm schien für seine Person an einem neuen Ländererwerbe Rußlands wenig gelegen.

Auch der englische Gesandte nahm, da er augenscheinlich von russischer Seite von den mir gemachten Anträgen unterrichtet war, lebhaften Anteil. Er schilderte mir sehr ausführlich die Gefahren einer gänzlichen Auflösung, denen der preußische Staat bei dem Festhalten seines gegenwärtigen Systems unvermeidlich entgegenginge, da England bei einem allgemeinen Frieden keine Mittel habe, diesem entgegenzuwirken, wogegen er im Namen seiner Regierung und auf Grund der früher schon durch den Obersten Dörnberg gemachten Anträge für den Fall, daß Preußen sich dem Bündnisse zwischen England, Schweden und Rußland anschlösse, nicht allein alle mögliche Unterstützung an Waffen und Geld, sondern auch die Garantie für unseren früheren Besitz und neueren Erwerb uns vollständig zusagen könne. Wenn damals jemand eine genügende preußische Vollmacht gehabt hätte, so halte ich mich überzeugt, daß dies für uns der günstigste Augenblick zum Unterhandeln gewesen wäre; einzelne in jenen Gesprächen hingeworfene Aeußerungen gaben mir die Wahrscheinlichkeit, daß selbst Hannover der nationalenglischen Ansicht nicht als ein zu hoher Preis erschienen wäre.

Rückreise bis zur österreichischen Grenze.

Der Kaiser hatte befohlen, daß mich zur Beschleunigung meiner Reise ein Feldjäger begleiten solle, und so verließ ich (in Begleitung des englischen Legationssekretärs Walpole, der nach Wien reiste) mit großen Hoffnungen

für mein Vaterland und die Zukunft am 13. November Petersburg, durch den Wunsch des schleunigen Fortkommens belebt und nicht ahnend, daß mir in dieser Hinsicht noch manche Prüfung bevorstände.

Die ganze Landschaft war jetzt mit Schnee bedeckt, mein Wagen auf Schlittenkufen gesetzt, und so durchflog ich eigentlich, indem mein ehrlicher Feldjäger treu sein Amt gegen die Fuhrleute ausübte, die weiten Ebenen Rußlands; des Nachts kam ich ohne Aufenthalt durch Nowgorod, dessen durch Mondschein beleuchtete Mauern noch an die einst bis hieher verbreitete mächtige Verbindung der Hanse erinnerten, kam dann nach Torczok, um einen Augenblick den dortigen reich versehenen Bazar zu besichtigen, der ausschließlich einen Reichtum von russischen Lederwaren enthielt, von denen mehrere sich durch große Zierlichkeit der Bearbeitung auszeichneten, und kam endlich den 17. mit Tagesanbruch in Moskau an. Um dieses große Bild der Zerstörung, welches hier vor mir lag, ohne einen bedeutenden Aufenthalt meiner Reise näher betrachten zu können, ließ ich mir sogleich auf der Post einen kleinen Schlitten anspannen, der mich über zwei Stunden unter jenen Trümmern herumfuhr, die das weite Stadtfeld bedeckten, da jene Feuersbrust sich über alle Teile der Stadt ausgedehnt hatte. Es waren zwar hin und wieder einzelne Gebäude, selbst Teile von Straßen wenigstens dem Aeußern nach nicht bedeutend beschädigt, dagegen aber gab es auch weite Räume, in denen man kaum die Spuren der Gebäude, die sie einst bedeckten, auffinden konnte, und wo nur einzeln stehen gebliebene Schornsteine das Dasein früherer Wohnungen ankündeten. Das Ganze bildete einen tief ergreifenden Anblick, der durch einen dunklen Novembermorgen ein diesem Zerstörungsbilde angemessenes Kolorit

erhielt, mit dem die einzelnen Ansiedlungen in Nothütten und die zuströmenden Karawanen mit Lebensmitteln, die unter Schnee und Eis einen offenen, sehr belebten Markt hielten, einen ganz eigentümlichen Kontrast bildeten.

Von Moskau führte der Weg nach Kiew über einen Teil der Kriegsstraße, auf der das französische Heer zurückgewichen war, das russische es verfolgt hatte, und so gab es hier durch Verwundete und Gefangenentransporte, zerstörte Brücken und dergleichen jeden Augenblick neue Andeutungen, daß eine große Kriegshandlung ihrem Schlußakte zueilte. Das eigentümlichste aber war der Anblick der baumlosen, von Holz erbauten Dörfer, denn vor jedem Hause fand man eine Erinnerung an das französische Heer, die als ein Wahrzeichen vor demselben stand: hier die Ueberreste eines französischen Patronenwagens, dort eine halb zertrümmerte modische Pariser Chaise, die vielleicht einen vornehmen Mann nach Moskau gebracht hatte, und in der jetzt halbnackte russische Kinder sich behaglich schaukelten. Genug, alle einzelnen Stücke einer luxuriösen Feldeinrichtung, Kleidungsstücke und Sattelzeuge standen als prunkende Beute vor der Hausthür oder hingen am Fenster; die rohen Einrichtungen unverdorbener Natursöhne dienten den verweichlichten Erfindungen des Pariser Lebens zu einer eigentümlichen Folie.

So kamen wir ohne weiteren Aufenthalt nach Kiew, wo meinem Berliner Wagen die Stöße der russischen Wege denn doch zu arg wurden und er sich in einem solchen Zustande befand, daß ich mir in Kiew einen neuen kaufen mußte. Dieser war allerdings dauerhafter eingerichtet, dabei aber, wie natürlich, auch außerordentlich schwer, indes, mein wackerer Begleiter sprach den armen Bauerpferden so zu, daß diese mit erhöhter Kraftanstrengung

ihre letzten Kräfte zum eiligen Fortbringen dieser Last hergeben mußten.

Dieser Feldjäger, Namens Friedeberg, von deutschen Eltern in Petersburg geboren, war ein höchst achtenswerter Mann, von einer in Rußland seltenen Ehrliebe und Uneigennützigkeit. Da er mir auf Befehl des Kaisers zugeordnet war, um für mein schnelles und sicheres Fortkommen zu sorgen, so behandelte er mich mit einer ehrerbietigen Aufmerksamkeit, von der man im Auslande kaum einen Begriff haben möchte, und nur einmal drang seine Anhänglichkeit an des Landes Sitte und Gebrauch mit einem gegen mich gerichteten Tadel durch seine ehrerbietigen Formen; mir scheint der ganze Vorgang zu bezeichnend für die Landesverhältnisse, als daß ich ihn hier nicht mitteilen sollte. Wir jagten, denn fahren kann ich es nicht nennen, auf hart gefrorenem Boden auf einer meilenlang schnurgeraden Straße, da stürzte das Sattelpferd, mit ihm der ungefähr 16 Jahre alte muntere Reiter, und der Wagen, von den anderen Pferden fortgerissen, ging über beide hinüber. Ich mußte glauben, daß Pferd und Fuhrmann zermalmt wären, sprang, ohne den Wagen aufzumachen, heraus, und half nun mit den andern das unter dem Wagen liegende Pferd aus den Sielen schneiden, und erst dieses, dann den unter demselben liegenden Jungen hervorziehen. Wie durch ein Wunder war der sehr wohlgebildete Mensch im Verhältnis des Falles nicht bedeutend beschädigt, und indem ich Gott im stillen dankte, daß dies Menschenleben erhalten war, griff ich unwillkürlich in meinen Beutel, bekam ohne weiteres Besehen einen Dukaten in die Hand und gab ihn meinem etwas erschreckt dastehenden Fuhrmann, der wahrscheinlich noch auf eine Tracht Schläge gerechnet hatte und jetzt durch diese Ver-

änderung wie neugeboren erschien. Das war aber meinem ehrlichen Friedeberg nicht recht, denn nachdem wir uns wieder in den Wagen setzten, machte er mir ganz ernstliche Vorwürfe, wie ich einem Menschen dieses Standes so viel Geld hätte geben können; so etwas könne nur nachteilige Folgen hervorbringen und tauge in Rußland gar nichts. Auf seinem Standpunkt mochte mein Begleiter nicht unrecht haben, und indem diese notwendige Verschiedenheit unserer Ansichten mir einleuchtete, versprach ich ihm ganz gutmütig, daß ich künftiger weniger geben würde, worauf er auch sogleich wieder in sein ehrerbietiges Verhältnis zurückkehrte.

Ohne weiteren Aufenthalt kam ich mit dem Lord Walpole am 2. Dezember in Radzilowo, der letzten russischen Grenzstadt, an, wo eine österreichische Quarantäne jede Weiterreise nach Brody, der ersten österreichischen Stadt, sperrte. Wir schrieben beide sogleich an das Generalkommando nach Lemberg, um uns auf Grund unserer Pässe die Erlaubnis zur Weiterreise nach unserer wechselseitigen Bestimmung zu erbitten. Die Antwort fiel indes für mich sehr unerwünscht aus, denn indem Lord Walpole die erbetene Erlaubnis erhielt, ward sie mir ohne weitere Anführung von Gründen gänzlich abgeschlagen. Dies war in der That eine höchst unangenehme Nachricht, denn indem sie die für den Augenblick so wichtige Hoffnung, Preußen zu einer Mitwirkung gegen Napoleon zu bewegen, auf eine unberechenbare Zeit hinausschob, vielleicht dadurch ganz vereitelte, setzte sie mich auch für meine Person in ein höchst peinliches Verhältnis, da ich doch nicht gleich nach Petersburg zurückkehren konnte und so in einem der wichtigsten, ganz zum Handeln geeigneten Zeitpunkte in einem entlegenen Winkel des russischen Reichs mich an

eine elende Judenstadt gefesselt sah. Wem oder welchen Gründen ich dieses gegen meine Person stattfindende Verbot zu danken hatte, habe ich nie recht erfahren können, vermutlich hat man bei der in Wien herrschenden lächerlichen Besorgnis vor geheimen Verbindungen meiner Person eine aus dem früher geschilderten Tugendbunde abgeleitete zu große Wichtigkeit beigelegt.

Wie dem aber auch sei, ich mußte für den Augenblick mein ungünstiges Geschick tragen und nur daran denken, ihm eine bessere Richtung zu geben. Hiezu bot mir der Lord Walpole, dem es auch daran gelegen war, mich baldmöglichst an dem Orte meiner Bestimmung zu wissen, in jeder Art die Hand, denn nicht allein, daß er es übernahm, sowohl in Lemberg als in Wien für mich zu sprechen, so gab ich ihm auch ein Schreiben an den Staatskanzler Hardenberg mit, in dem ich verdeckt den eigentlichen Zweck meiner Reise andeutete. Dies Schreiben hatte Walpole auch pünktlich nach Berlin besorgt, und dadurch erhielt ich erst, wie wir weiterhin sehen werden, die verlangte Erlaubnis zur Reise.

Um indes womöglich noch früher meinen Zweck zu erreichen, begann ich einen Briefwechsel mit dem kommandierenden General von Lemberg, dem Fürsten Reuß, und dem Civilgouverneur, dem Grafen Saurau, der zuletzt von meiner Seite etwas geharnischt ward, mich aber doch nicht erlöste; aus lauter Vorsicht bekam ich durch den österreichischen Quarantäneoffizier nur immer sehr höfliche mündliche, Bedauern ausdrückende Antworten.

Walpole hatte mich ersucht, ihm nach Wien Nachrichten von den Kriegsereignissen zu geben, und ich benutzte dies, um an den Fürsten Metternich eine Denkschrift über die damaligen Verhältnisse einzusenden. Zwei An-

sichten, die mich damals außerordentlich beschäftigten, suchte ich in jenen Schreiben an Walpole und Metternich möglichst auseinanderzusetzen. Zuerst schien es mir militärisch hauptsächlich darauf anzukommen, daß man die Wiedersammlung der zersprengten französischen Armee verhindere, und hiezu bot sich in der That die Oder mit ihren daran befindlichen Festungen am vorzüglichsten dar; erklärten sich Preußen und Oesterreich für diese Operation, so war von französischer Seite an eine Sammlung nicht zu denken. Ebenso schien es, daß ein in jenem Augenblick nach Deutschland vorrückendes österreichisches Korps eine allgemeine Volksbewegung hervorbringen könne, und derartige Zwecke waren wohl eines Versuches, eines Aufsatzes wert. Auch heute glaube ich noch, daß Oesterreich es in seiner Hand hatte, auf dem angeführten Wege jede Rückkehr der französischen Heerestrümmer zu verhindern, ohne Schlacht den Rhein zu gewinnen und so über das Schicksal eines großen Teiles von Deutschland zu gebieten. Mag diese damals von mir aufgestellte Ansicht auch richtig sein, so freue ich mich doch heute herzlich, daß sie keine Wirkung hervorbrachte. Denn wenn diese Katastrophe ohne die Anstrengungen der Feldzüge 1813—1814 hauptsächlich durch Oesterreich entschieden worden wäre, ach, um wieviel kleinlicher wären dann die Resultate des Wiener Kongresses geworden!

Daß übrigens die mir verweigerte Erlaubnis zu meiner Rückreise ganz den arglistigen Charakter trägt, der den bei weitem größten Teil der Handlungen des Wiener Kabinetts fortdauernd stempelt, brauche ich wohl kaum zu bemerken. Zu einer Zeit, in der dasselbe die innigste Teilnahme für Preußen heuchelt, nimmt es zwar die ihm von England und Rußland zugesendeten Missionen an, verhindert aber in demselben Augenblick, daß eine ähnliche

für Berlin bestimmte Sendung an den Ort ihrer Bestimmung kommen kann — das ist halt österreichisch.

Wahrscheinlich würde unter den angeführten Umständen mir auch an dem schönsten Orte der Welt meine unfreiwillige Rast höchst lästig geworden sein, allein hier in dem elenden Radzilowo mußte dies alles noch bedeutend dazu beitragen, um die unangenehmen Empfindungen, welche ich hier durchlebte, zu erhöhen. Man denke sich eine aus schlechten Lehmhütten gebildete polnische Stadt, in der nur schmutzige Juden und ebenso zerlumpte Christen dem ganzen Orte einen Anstrich von Unsauberkeit geben, der selbst dem nicht verwöhnten Soldaten unleidlich wird. Außer dieser jüdisch-christlichen Bettlerzunft, welche die Bewohnerschaft von Radzilowo bildete, gab es nur noch mehrere russische Zollbeamte und einige Schlachzizen (Mitglieder des kleinpolnischen Adels), welche sich an sie angeschlossen hatten und einen für sich bestehenden Kreis bildeten. Da ich in Begleitung eines kaiserlichen Feldjägers angekommen war, so wurde ich sehr ehrerbietig zur fortdauernden Teilnahme an ihren unaufhörlichen Gelagen eingeladen, die es mir indes bald zweifelhaft machten, ob, wenn es durchaus sein müßte, nicht ein Zusammenleben mit den zerlumpten Juden vorzuziehen sei. Es würde mir kaum gelingen, diese Verkettung von Schwelgen, Spielen und Zolldefraudationen zu beschreiben, in denen diese Zöllnerrotte ohne Unterbrechung lebte; für Geld war hier alles käuflich: man muß so etwas gesehen haben, um sich eine richtige Vorstellung machen zu können, da sonst dem Unbekannten jede noch so treue Schilderung notwendig als Uebertreibung erscheinen muß. Der russische Staat ist freilich ein starker Körper, aber diese Verderbtheit seiner Beamten, besonders derer, die bei den Zöllen angestellt

sind, ist ein Krebs, der es dem Beobachter nur zu zweifelhaft macht, ob jenes Uebel nicht zuletzt den ganzen Staat brandig machen wird.

Rückblick auf den Feldzug von 1812.

Da es noch eine geraume Zeit dauerte, ehe ich aus dem Radzilower Fegefeuer befreit wurde, so ist dies vielleicht ein passender Ruhepunkt, um noch einige Bemerkungen über den soeben beendeten Feldzug des Jahres 1812 zusammenzustellen; der Erfolg dieser Kriegshandlung greift so tief in den Entwicklungsgang der Weltgeschichte, daß man die Anordnungen sowie die Ausführung derselben nicht vielseitig genug beleuchten kann.

Welches waren denn die Gründe zu jenem wichtigen Kampfe? Dies ist die erste hier zu erörternde Frage, und da kann man bei näherer Prüfung wohl von beiden Seiten öffentlich ausgesprochene und geheime Gründe annehmen.

Napoleon erklärte öffentlich das Abspringen Rußlands von dem in Tilsit angenommenen Kontinentalsystem gegen England als einen der Hauptgründe, ohne daß dies für ihn der entscheidende Grund sein mochte, denn es hatte sich ja gleich nach dem Frieden von Tilsit, und gewiß mit Kenntnis Napoleons, da seine Konsuln ganz ordentliche Gebühren dabei einnahmen, ein Kontinentalweg für Kolonialwaren von Archangel über Petersburg, Königsberg, Berlin bis Leipzig ausgebildet. Mir scheint daher der oben angegebene Grund eigentlich nur eine Nebensache, wohl aber mag es der Fall gewesen sein, daß Napoleon aus dieser Handelsannäherung an England auch eine neue politische Hinneigung Rußlands besorgte, der er vor ihrer weiteren Begründung zuvorkommen wollte.

Nächstdem kann man bei einiger Menschenkenntnis auch wohl annehmen, daß ein so kräftiger, fortdauernd durch das Glück verwöhnter Geist, wie Napoleon war, sich von Alexanders vermeintlichem Ungehorsam oder Untreue beleidigt glaubte, und daß es ihn verdroß, daß die in Tilsit und Erfurt dem nordischen Herrscher gespendeten Schmeicheleien nicht eine dauernde Wirkung hervorgebracht hatten. Menschen, die eine geraume Zeit hindurch immer ihren Willen durchsetzten, sich über alle übrigen erhaben glauben, werden durch derartige ungewöhnte Hindernisse oft am empfindlichsten beleidigt und zur Rachsucht gereizt.

Alexander dagegen war bekanntlich durch die Verjagung des Herzogs von Oldenburg aus jenem enthusiastischen Bewunderungsrausch der Größe Napoleons, der sich in Tilsit seiner bemächtigt hatte, erwacht, und diese Handlung sowie mehrere andere in Italien hatten bei dem nordischen Herrscher die Ueberzeugung wieder geweckt, daß Napoleon sich durch keinen Traktat gefesselt glaubte, daß er überhaupt die beliebige und wechselnde Verteilung Europas als ein ihm gehöriges Recht betrachtete; überdies hatte Alexander auch jetzt wohl die Einsicht gewonnen, daß die Durchführung des Kontinentalsystems mit dem Interesse Rußlands sich nicht vereinen lasse, und daß die längere Fortdauer desselben im Innern des Landes eine Stimmung erzeugen müsse, die selbst seinem Throne gefährlich werden könne.

Beide gegeneinander kämpfende Fürsten waren also, außer den bekannt gemachten Gründen, persönlich gegeneinander erbittert; Napoleon sprach dies mit dem Uebermut des verwöhnten Siegers aus, Alexander dagegen, teils durch die Milde seines Charakters, teils nicht ohne Grund über den Ausgang besorgt, zeigte sich friedfertiger, immer

zum Unterhandeln bereit, und wälzte dadurch auf eine geschickte Art den ganzen Friedensbruch auf seinen ungestümen Gegner.

Gehen wir nun zu der Betrachtung der Vorbereitungen zu diesem Feldzuge über und fassen zuerst die politischen Anordnungen ins Auge, so erscheinen die von Napoleon getroffenen trotz ihrer auf den ersten Augenblick blendenden Ausdehnung doch in keinem besonders günstigen Lichte. Mit Oesterreich und Preußen hatte er zwar zu dem vorliegenden Kriege Verträge geschlossen und durch die von diesen Mächten erhaltenen Kontingente sich Geiseln für das Benehmen derselben verschafft. Gehen wir nun aber die zu diesem Zweck geschlossenen Bündnisse selbst durch, so zeigt es sich doch, daß dies weniger Bündnisse als durch Napoleon gegebene Gesetze waren: keine, wie es sonst bei solchen Verbindungen üblich, getroffenen gemeinschaftlichen Verabredungen für die Wechselfälle von Glück und Unglück begründeten ein gemeinschaftliches Interesse der kontrahierenden Teile; man findet nur einzelne, noch dazu auf Schrauben gestellte Hoffnungen auf Ländererwerb. Napoleon konnte es bei seiner Eroberungsgier niemals über sich gewinnen, mit seinen Verbündeten redlich zu teilen, er warf höchstens, wo es nicht zu vermeiden war, einzelne Brosamen hin, und so waren und blieben seine sogenannten Verbündeten auch nur die Trabanten seines Glückes, immer bereit, sich aus dem aufgelegten Joche wegzuschleichen.

Wenn dieses Benehmen gegen Oesterreich und Preußen in den Augen einer gesunden Politik mit Recht als zweckwidrig erscheint, so ist sein Verfahren gegen die Türkei und Schweden wahrlich noch viel tadelnswerter. Wenn er einmal den Krieg gegen Rußland beschlossen hatte und durch hochmütigen Dünkel nicht bereits ganz verblendet war,

dann mußte er auch alle Kräfte aufbieten, um die genannten beiden Mächte für jeden Preis als thätige Verbündete in diesem Kampfe mit fortzureißen, da dies das einzige Mittel war, einen mit Rußland begonnenen Kampf schnell zu beenden. Statt dessen finden wir nur ein vornehmes Auffordern in Konstantinopel und Stockholm, an dem Krieg teilzunehmen. Wenn auch an dem letzten Orte der damalige Kronprinz, jetzige König, schon aus früherer Zeit eine entschiedene Abneigung gegen Napoleon hatte, so ist es doch kaum zu bezweifeln, daß, wenn Frankreich an Schweden die Eroberung von Finnland garantiert und dazu die dem Lande nötigen Subsidien gegeben, zu gleicher Zeit aber noch einige Millionen in Konstantinopel geopfert hätte, der Janitschar sowie der Schwedensohn die nützlichen Verbündeten des gallischen Heeres geworden wären.

Das Benehmen Alexanders scheint daher in politischer Hinsicht viel richtiger; sehr geschickt benutzte er die ihm günstig werdende Stimmung in Stockholm und trat ohne Bedenken mit den Cortes in Cadix in eine nähere Verbindung. Selbst als Oesterreich und Preußen seine Feinde wurden, behielt er mit richtigem Takt für eine bessere Zeit eine Art von freundschaftlicher Rücksicht gegen beide. Durch geschickt gegebene Hoffnungen wußte er nicht allein in seinen polnischen Provinzen trotz der französischen Invasion, ja selbst in dem Großherzogtum Warschau sich Anhänger zu erhalten und dadurch einen Teil der dortigen Kräfte zu lähmen. Den Frieden zu Bukarest möchte ich nicht ganz auf die Rechnung von Alexander setzen, es war vielmehr ein Glücksfall, mit dem die Vorsehung seiner Sache beistand, denn man sagte ziemlich allgemein, daß Kutusow ohne Instruktion, ja selbst mit Mißbilligung des Kaisers (so unglaublich dies auch scheint) den Frieden beeilt und

unerwartet zu stande gebracht habe. Aber ebenso ... greiflich erscheint es, daß jener am 28. Mai geschl... Friede nicht eine Abänderung der Kriegspläne Nap... erzeugte: auch diese Thatsache ist ein neuer Bewei... ihn sein Verhängnis unaufhaltsam fortriß.

Einige haben es zwar auch als einen politischen ... angesehen, daß Napoleon nicht gleich bei Eröffnu... Feindseligkeiten die Wiederherstellung des Königreich... proklamierte und sich dadurch eine verbündete Armee ... ich kann nach meiner Kenntnis der dortigen Ver... diese Ansicht nicht teilen und glaube im Gegente... dieses eines Teils Napoleons Verhältnisse nicht ... und daß er von der andern Seite viel zu sehr M... kenner und Staatsmann war, als daß er sich ein ... ihm offenbar nachteiliges Labyrinth mutwillig hätte ... sollen. Daß die Wiederherstellung von Polen ... in Galizien empfindlich bedroht hätte, springt in ... und ist auch von französischer Seite bereits in ... angeführt worden. Es war schon schlimm, daß ... neuen Verbündeten nur einzelne Hoffnungen in ... vorhielt, keine reelle Teilnahme an zu hoffendem ... zusicherte, aber viel schlimmer wäre es doch noch ... wenn Oesterreich gleich und ohne Ersatz Galizien hä... geben sollen; ein genügender Ersatz aber war, wen... Napoleon eigene Eroberungen herausgeben oder ... bundsfürsten vernichten wollte, in der That schwer ... mitteln. Dann aber paßte es auch gar nicht in den ... Napoleons, solche große Staaten, wie es das Kön... Polen nach seiner Volksmenge geworden wäre, in s... neukonstruierten Europa zu bilden. Zwei bis vier ... lionen Einwohner, dies schien der Umkreis seiner Sch... ungen, denn er wollte nur Vasallen, nicht selbständi...

Fürsten neben sich dulden. Endlich aber muß man einem solchen Manne wie Napoleon wohl Scharfblick genug zutrauen, um die totale Untauglichkeit der polnischen Elemente, um als selbständiger Staat zu bestehen, längst durchblickt zu haben. Dieser, jeder gesetzlichen Ordnung durchaus abgeneigte polnische Adel, der trotz allen patriotischen Aufwallungen nur immer sich und sein Privatinteresse im Auge hat, wird sich niemals anders als durch Gewalt in die heutige europäische Ordnung hereinfügen. Sich selbst überlassen, wäre es sein erstes, in Parteien zu zerfallen, um durch Intriguen die soeben erhaltene nationale Regierung zu stürzen. Ein Volk, welches so wie das polnische in seinen Landessitten durchaus hinter den europäischen Einrichtungen zurückgeblieben ist, kann mit dauerndem Erfolg nicht wiederum beliebig in die Staatenreihe hereingeschoben werden.

Prüfen wir nun, im Verhältnis der vorliegenden strategischen Aufgabe, die Stärke der von beiden Teilen aufgestellten Heere, so erscheint uns der Umfang der Rüstungen von Napoleon (circa 439 000 Mann) auf den ersten Anblick höchst bedeutend, die Zeitgenossen erklärten ihn vor Ausgang des Kampfes riesenhaft, und doch, wenn wir näher den Gang des Feldzuges verfolgen, so wird es sich bald zeigen, daß diese großen französischen Streitkräfte doch nicht zur Lösung der ihnen zugefallenen strategischen Aufgabe hinreichten, da nämlich außer dem freilich ungewöhnlichen Gefechts- und Marodeverlust es auch bald an genügender Mannschaft zur vollständigen militärischen Besetzung der großen erworbenen Landstrecken fehlte. Kleine Landstriche von 10—20 Meilen im Durchmesser kann man wohl, besonders wenn die Einwohner resigniert und unkriegerisch sind, mit einzelnen Besatzungen im Zaum halten,

da die Furcht vor dem siegenden Heere hier noch immer mitwirkt; aber bei so großen Landstrichen, wie sie hier das △ von Libau, Bresc und Moskau bildeten, bedarf es durchaus mehrerer Armeekorps, um die Kommunikationen, den Rücken und die Flanken zu sichern. Diese Wahrheit hat Napoleon gewiß ebensogut wie wir gekannt, und wenn er sie doch vernachlässigte, so muß man annehmen, daß er bei dem ersten Entwurf seines Planes nicht auf ein so weites Eindringen in Rußland rechnete, auf den weichen Charakter Alexanders bauend, den Frieden früher zu erkämpfen hoffte und, als ihm dieses fehlschlug, in die Lage eines Spielers geriet, der mit immer steigender Gemütsaufregung fortdauernd quitte ou double ruft, ohne dabei jedesmal seinen Kassenvorrat zu überschlagen.

Wenn die Rüstungen Napoleons schon einem bedingten Vorwurf über ihre Unzulänglichkeit unterliegen, so trifft dies gewiß noch in einem weit höheren Grade die russischen, die offenbar viel geringer waren, als es die Kräfte des russischen Reiches bei einem derartigen Lebenskampf, wie es der bevorstehende war, erforderten und zuließen. Hatte sich Alexander durch die immer noch fortdauernden Unterhandlungen einschläfern lassen, waren ihm vielleicht absichtlich falsche Nachrichten über die geringere Stärke Napoleons in die Hände gespielt worden, scheute er das Ausschreiben neuer Auflagen? Alles dieses mag auf Vernachlässigung der Rüstungen eingewirkt haben und könnte dies bis zu einem gewissen Punkte entschuldigen; daß aber die Errichtung der Miliz (die man doch schon im Jahre 1807 aufgerufen hatte) nicht vorbereitet und angeordnet war, dies läßt sich in der That nicht entschuldigen. Die ratgebenden Strategen und Taktiker müssen sich wirklich dem Glauben hingegeben haben, daß man mit 180 000 Linien-

soldaten und einigen gelehrten Manövern Napoleon aufhalten würde; die Entwicklung der Volkskräfte in einem Kriege, die doch allein eine genügende Verteidigung heutzutage möglich macht, ist gewöhnlich den Liniensoldaten sowie den Hofleuten ein Greuel. Nur erst als man nach Eröffnung der Feindseligkeiten die Ueberlegenheit der feindlichen Massen nicht wegräsonnieren konnte, entschloß sich Alexander zur Bildung der Miliz, doch fürs erste von geringer Stärke.

Was nun den von seiten Rußlands zu Grunde gelegten Operationsplan anbetrifft, so habe ich diesen zum Teil schon bei der Erzählung der in den Jahren 1810/11 stattgefundenen Verhandlungen mit Preußen näher erörtert; er war bei dem Verhältnis der russischen Armee zu der damaligen französischen unter Napoleon gewiß der einzig richtige; nur indem man Schlachten vermied und den Feind so weit als möglich ins Land lockte, konnte Rußland mit großer Wahrscheinlichkeit auf einen glücklichen Ausgang rechnen; es ist kein geringes Verdienst des Kaisers Alexander, daß er diesen Plan, trotz einer Menge von Anfechtungen, in seinen Hauptumrissen festhielt.

Indessen, was die Ausführung betrifft, so ist dieselbe in mancher Beziehung tadelnswert. Wenig empfehlenswert erscheint das Auseinanderzerren der russischen Korps längs der Grenze; man muß seine Kantonnements möglichst konzentriert dislozieren, dies ist mit nach allen Seiten vorgeschobenen Avantgarden das sicherste Mittel, sich vor Ueberraschung zu sichern und seinem Gegner in allen Richtungen wohl geordnet zu begegnen.

Noch weniger musterhaft ist die Teilung der russischen Macht in zwei Heere unter Barclay und Bagration; die weite Entfernung des letzteren von dem Hauptheere hätte

bei einer größeren Energie des Königs von Westfalen sehr nachteilig werden, dem ganzen Feldzuge gleich bei seiner Eröffnung eine sehr ungünstige Wendung geben und Napoleon sehr schnell zum Ziel führen können. Napoleon hatte die Schwäche, welche aus der Teilung des russischen Heeres hervorging, sehr gut aufgefaßt, er war nahe daran, durch eine richtige strategische Kombination den ganzen Feldzug in seine Hand zu bekommen, und man muß sagen, daß die Eröffnung des Feldzugs sowie seine Schritte bis Wilna seines früheren Rufes nicht unwürdig waren.

Bekanntlich hat die russische Hauptmacht bei Drissa an der Düna ein verschanztes Lager bezogen, und man könnte die Frage aufwerfen, ob ein solches nicht besser am Dnjepr in südlicher Richtung als an der Düna gewählt gewesen wäre; da indes einmal die direkte Deckung von Petersburg dem Entwurf des russischen Operationsplanes vorschwebte, so wird die Wahl eines Punktes an der Düna dadurch begreiflich.

Viel wichtiger aber sind in kriegswissenschaftlicher Hinsicht die Fragen, ob man gleich nach Eröffnung des Feldzuges mit der Hauptarmee ein verschanztes Lager beziehen sollte? Ein verschanztes Lager soll man doch hauptsächlich nur beziehen, wenn man den Feldzug in die Länge ziehen will und dies sich im offenen Felde nicht getraut. Es ist also viel passender, nur ein Korps in ein verschanztes Lager zu werfen, damit, wenn sich der Feind mit diesem beschäftigt, die im Freien befindliche Hauptarmee nun zum Entsatz gegen den Feind rücken kann; ist dieses Verhältnis nicht möglich, so muß das Lager der Hauptarmee gar nicht einzuschließen sein, wie bei Torres Vedras, oder wenigstens im Verein mit einer Festung den Feind zu einer

außerordentlichen Ausdehnung zwingen, wie das bei Bunzelwitz. Auch spricht die Erfahrung mehr dafür, erst gegen Ende eines Feldzuges ein verschanztes Lager zu beziehen als im Anfange; denn wenn durch den vorhergegangenen Feldzug die Kräfte des siegenden Heeres schon gebrochen sind, dann erhalten die Schanzen, besonders bei eintretender schlechter Jahreszeit, einen weit höheren Wert. Keine von diesen kriegsgeschichtlichen Erfahrungen sprach also eigentlich für die Anlegung des verschanzten Lagers. Noch ungünstiger aber muß das Urteil über die Ausführung des Lagers selbst ausfallen. Indem das rechte Dünaufer durchaus vernachlässigt und nicht die geringste Verschanzung auf demselben angelegt war, wurde die russische Armee beinahe mutwillig einer gänzlichen Einschließung ausgesetzt. Ebenso unbegreiflich ist die geringe Sorge, welche für das Unterbringen und die Sicherung der Lebensmittel von russischer Seite getroffen war; es ist kein kleines Verdienst Barclays, daß er der gegen dieses schlechte Lager in der Armee entstandenen Stimme Gehör gab und es noch zu rechter Zeit verließ, wahrscheinlich wäre sonst das Lager von Drissa ein Seitenstück zu dem von Pirna geworden.

Wenn Napoleon vielleicht auch in Wilna, nachdem sich ihm der russische Feldzugsplan entwickelt hatte, zum ernsten Nachdenken über die weiteren Operationen gekommen sein mochte, so war der Punkt Drissa wiederum noch so nahe an der Wilija, daß einem solchen Manne wie Napoleon ein neuer Versuch, bis zur Düna vorzugehen, als etwas ganz Unbedeutendes erscheinen mußte. Dann aber hatte die Richtung von Drissa auch noch das Gute, daß sie die französische Armee in eine für das Requisitionssystem nicht geeignete Gegend brachte und so in Verbindung

mit den angestrengten Verfolgungsmärschen den Keim zur Auflösung des französischen Heeres legte.

Wenden wir uns mit dieser Bemerkung wiederum zu dem zweiten Abschnitt der französischen Operationen, nämlich ihrem Vorrücken seit dem Memelübergange bis zur Düna, so stoßen wir hier auf zwei Anordnungen Napoleons, die aus dem Gesichtspunkt der Militärkritik nicht strenge genug gerügt werden können.

Seit dem Anfange der Revolutionskriege war das sogenannte Requisitionssystem oder das Selbstverpflegen an Ort und Stelle, welches unsere Vorfahren von Zeit zu Zeit auch recht gut auszuüben verstanden, wiederum in die Mode gekommen und hatte das Magazinverpflegungssystem größtenteils verdrängt. Hauptsächlich durch die Finanznot bei den Franzosen erzeugt, hatte die Fruchtbarkeit und Bevölkerung der Länder, in denen sie es zuerst ausübten, Belgien und Italien, dies außerordentlich begünstigt, ihre weiteren Fortschritte in Deutschland, Oesterreich und Preußen hatten sie ebenfalls und immer unter vorteilhaften militärischen Verhältnissen in Länder geführt, die der Anwendung des Requisitionssystems keine bedeutenden Schwierigkeiten in den Weg legten.

Es war daher wenigstens zu entschuldigen, wenn Napoleon im allgemeinen den Verpflegungsentwurf seines Feldzuges auf das Nehmen, wo der Soldat es fand, gründete, eine kleine Erfahrung in dem Feldzuge 1807 von Warschau bis Pultusk hatte ihm ja gezeigt, daß zur Not auch in einem, freilich bereits durch Preußen geordneten Teile von Polen der Soldat mit jenem System bestehen konnte, zum Ueberfluß hatte er ja auch noch das Nachschieben von bedeutendem Magazinvorrat auf den inneren Wasserkommunikationen Preußens angeordnet.

Allein sobald er über die Memel gegangen war, so mußte ihm der Marsch bis Wilna, wenn er ihn mit den Augen des Feldherren aufmerksam und ohne Selbsttäuschung begleitete, zeigen, daß das Requisitionssystem bei einem schnellen Vordringen mit großen Heeresmassen in Litauen und weiter nach Osten nicht ausführbar sei. Die dünne Bevölkerung, die Entfernung der Dörfer von einander, die unbeschreibliche Armseligkeit des Bauernstandes, die geringe Zahl von erträglichen und bereits zum menschlichen Genuß zubereiteten Lebensmitteln, die man in ihren ärmlichen Hütten findet, dies alles mußte es ihm kategorisch sagen, daß hier mit dem bloßen Requisitionssystem nicht auszukommen sei. Daß dieses einen großen Teil seines bisherigen Planes verrückte, daß es einem solchen Charakter wie dem Napoleons höchst empfindlich scheinen mochte, dies alles kann man zugeben, ohne daß daraus ein Grund hervorginge, sich von einem der ersten Feldherrengesetze, der Vorsorge für die genügende Verpflegung des Heeres, zu dispensieren. Der Erfolg war hier nicht wie bei anderen Kriegsentschlüssen etwa noch zweifelhaft, nein! er ließ sich schon in Wilna mit Gewißheit vorhersehen: ein Heer, welches in diesem Lande, in Schlachtordnung zusammengehalten, noch bei angestrengten Märschen für seine Verpflegung sorgen sollte, wurde unausbleiblich seiner inneren Auflösung zugeführt, und nur menschenverachtender Leichtsinn oder gänzliche Unkenntnis der physischen und disziplinarischen Erfordernisse konnte sich einem derartigen Unternehmen hingeben.

Der zweite große Fehler Napoleons, der ihm seit seinem Abrücken von Wilna zur Last fällt, ist die unzureichende Einteilung der Streitkräfte für seinen rechten Flügel. Wenn seine Kundschafter ihn auch über die eigent-

liche Stärke der Truppen, welche unter Tormassow zu jener Zeit in Wolhynien standen, irre geführt hätten, so mußte er doch wissen, daß seit dem Frieden zu Bukarest die ganze Moldauarmee Tormassow verstärken würde, und gegen diese Kräfte war das anfänglich allein bestimmte Korps von Regnier (denn Schwarzenberg war ja schon auf dem Marsch zur Hauptarmee) offenbar außer allem Verhältnis. Aber nicht bloß die numerische Stärke, sondern eine Menge strategischer, politischer und topographischer Rücksichten forderten es, daß Napoleon für seinen rechten Flügel, als ein ganz abgesondertes Kriegstheater, eine angemessene Armee unter einem dazu geeigneten Oberbefehl bildete: gelang es diesem, die russischen Streitkräfte über den Dnjepr zu drängen, so waren die dadurch errungenen Vorteile ebenso groß, als wenn er mit seinem Hauptheer eine Schlacht gewann; denn er entzog den Russen dadurch Wolhynien und Podolien, ihre fruchtbarsten Provinzen, eröffnete sich eine direkte Kommunikation mit der Türkei und zwang Rußland, seine Streitkräfte zu schwächen, indem es zur Verteidigung des linken Dnjepruferes besondere Heeresmassen aufstellen mußte. Gerade eine solche verstärkte Offensiv-Operation seines rechten Flügels hätte Napoleon Zeit und Mittel gegeben, sich ein anderes Verpflegungssystem zu ordnen.

Daß Napoleon der Marsch des russischen Heeres aus dem Lager bei Drissa bis zur Vereinigung mit Bagration in Smolensk eigentlich entging, möchte sich wohl erklären lassen. Die französische Kavallerie wurde nicht zu dem kleinen Kriege gebraucht, war auch nicht sehr dazu geeignet, und von den Einwohnern war auch nicht auf zuverlässige Nachrichten über die Bewegung der vaterländischen Heere zu rechnen; wenn sich dieses daher auch wie

billig entschuldigen läßt, so muß man dagegen große Zweifel hegen, ob Napoleon, durch die Leidenschaftlichkeit seines Charakters zu einseitigem Schlachtenkriege gedrängt, auch alle strategischen Verhältnisse seiner Lage ruhig überschaut habe. Wenn es ihm gelang, die Russen aus ihrem Lager nach den Ostseeküsten zu manöverieren, so war eine von ihm so sehr gewünschte schnelle Beendigung des Feldzuges viel eher wahrscheinlich, als wenn er sie auf der Straße von Moskau in das Innere von Rußland trieb, und diese Ansicht forderte, daß Napoleon schon von Wilna ab weniger auf die Queue der Russen drängte, als ihren linken Flügel fortdauernd zu umfassen suchte.

In einer der vielen über diesen Feldzug erschienenen französischen Schriften, ich glaube, es war im Ségur, erinnere ich mich eine Aeußerung Napoleons gelesen zu haben, die er nach seiner Ankunft in Witebsk vor seinen Umgebungen laut aussprach: es wäre Thorheit, von hier weiter vorzurücken, hier müsse man Halt machen und seine Kräfte sammeln. Eine derartige Aeußerung Napoleons hat große Wahrscheinlichkeit,* einmal konnte ihr nächster Zweck nur der sein, die Unzufriedenheit, welche sich in der französischen Armee über den Gang des Krieges zu zeigen anfing, für den Augenblick durch die Aussicht auf einen Stillstand zu beschwichtigen, und dann gereichte es offenbar zur Ehre seiner Urteilskraft, wenn er, aufgeschreckt durch den ungewöhnlichen Heeresabgang, mit Schauder an die ihm noch vorliegende Aufgabe gedacht und eine anderweitige Lösung derselben einer ernsten Prüfung unterworfen hätte: er stand hier an seinem Rubikon, den er indes nicht mit dem Glücke Cäsars überschritt. Es ist

* Sie wird auch sonst bestätigt. Der Herausg.

nicht unwahrscheinlich, daß die um diese Zeit von Barclay auf Rudnia unternommene Offensive alle Stillstandsgedanken, die Napoleon nach der eben erwähnten Aeußerung vielleicht in seiner Seele wägen mochte, nur zu schnell verscheuchte und seinen Lieblingsgedanken, durch eine große Schlacht schnell den Krieg zu beenden, mit erneuter Kraft hervorrief. Wenn man sich in die Stimmung eines leidenschaftlichen Mannes und bis dahin glücklichen Kriegers hinein denkt, so ist sein gefaßter Entschluß sehr natürlich, und man wird vielleicht in diesem beinahe unwillkürlichen Zusammentreffen beider Teile eine jener höheren Lenkungen finden, die über jede, doch immer den Leidenschaften unterworfene menschliche Berechnung gebietet.

Barclay war durch die Stimmung des russischen Heeres, die in dem einstweiligen Anhalten des französischen Heeres voreilig einen halben Sieg erblickte, und durch seine eigene Soldatenehre zu einer solchen Unternehmung gedrängt, die noch obenein bei dem vereinzelten Stande der französischen Korps manchen Erfolg versprach. Was soll man aber wohl dazu sagen, daß die kaum begonnene russische Offensive wiederum gehemmt werden mußte, weil sich die Besorgnis verbreitete, daß eine französische Kolonne in der rechten Flanke und dem Rücken des russischen Heeres bei Poretzk angekommen sei?! Wie? Im eigenen Lande und bei einer so guten leichten Kavallerie, als es die Kosaken sind, hatte man keine genügenden Vorkehrungen getroffen, über die Möglichkeit derartiger feindlicher Flankenbewegungen frühzeitig unterrichtet zu sein? Die jetzt herrschende unglückliche Militärmanie, große Kavalleriereserven zu bilden, ist ein bedeutender Grund, daß die Heere gegenwärtig über die Bewegungen des Feindes mehr im Finsteren tappen als in früherer Zeit; nur auf Vorposten und

bei Streifzügen kann sich gute Reiterei bilden, hier wird sie dem Heere wahrhaft nützlich, und eine solche im kleinen Kriege geübte, an den Feind gewöhnte Reiterei wird am Tage der Schlacht sicher mehr nützen als diejenige, die bis dahin in anständiger Reservenbequemlichkeit ihre Zeit verschleudert hat.

Napoleons Entgegenwirken gegen das russische Vorgehen war sehr zweckmäßig, sein guter Genius trieb ihn auf das linke Dnjeprufer, indem er dadurch die Russen auf dem rechten Ufer bei Smolensk festhielt, und er hatte dadurch ein strategisches Verhältnis gewonnen, welches, gut benutzt, ihm große Erfolge bringen konnte, und ich muß hier nach meiner Ueberzeugung von der in der Beschreibung jenes Feldzuges von dem General Clausewitz geäußerten Meinung abweichen. Denn wenn so, wie jener geachtete Schriftsteller es vorschlägt, Napoleon von Witebsk aus gerade auf den Punkt Smolensk losging und am rechten Dnjeprufer blieb, so gingen die Russen wahrscheinlich auf das linke, und dies mußte der Kaiser aus allen Kräften zu verhindern suchen: jedes südliche Ausbiegen der Russen von der Straße nach Moskau war das schlimmste, was den Franzosen begegnen konnte. Ob es aber dabei vorteilhaft und notwendig war, den Feind in Smolensk anzugreifen, dies ist eine in kriegswissenschaftlicher Hinsicht wichtige Frage.

Daß Napoleon eine Schlacht nur erwünscht sein konnte, lag in seinen ganzen Verhältnissen und in seinem Charakter; durch eine siegreiche Schlacht, besonders bei dem Anfange des Feldzuges, wird die moralische Kraft des siegenden Heeres bedeutend gesteigert und zum Ertragen kommender Beschwerden gestärkt; allein konnte man dies bei den obwaltenden Verhältnissen bei einem Gefecht vor Smolensk

wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit erwarten? Die Schlachtüberlegenheit, welche man in dem französischen Heere und seinen Anführern voraussetzen konnte, mußte ja bei diesem Gefecht in den Vorstädten zum größten Teil verloren gehen. Der ganze vorherzusehende Gewinn beschränkte sich auf den mit blutigen Opfern zu erkämpfenden Besitz von Smolensk und die Vernichtung der darin befindlichen Besatzung, das russische Heer selbst blieb dabei, durch den Dnjepr gedeckt, intakt; der für Napoleon aus diesem blutigen Opfer hervorgehende Nutzen war also schon bei der Anlage sehr beschränkt, und man kann mit einiger Gewißheit annehmen: daß, wenn Napoleon seine Schlachtengier nur 48 Stunden gefesselt und während dieser Zeit einen Marsch oberhalb Valutina Gora, wo Bagration stand, Anstalten zum Brückenschlagen über den Dnjepr gemacht hätte, die Russen ihm aus Besorgnis, von der Moskauer Straße abgeschnitten zu werden, die Stadt ohne Schwertstreich überlassen hätten. Ja, selbst nach dem Gefechte ist es kaum zu begreifen, daß Napoleon das ungünstige Verhältnis, daß der Feind seine Rückzugsstraße auf seiner linken Flanke hatte, nicht besser benutzte.

Wenn auch bis hieher in diesem Feldzuge das Benehmen Napoleons als Feldherr nicht zu rechtfertigen sein möchte, könnte man doch den kräftigen, leidenschaftlichen Mann bis zu einer gewissen Grenze entschuldigen; allein gegenwärtig kommen wir zu einem neuen Abschnitt, dessen Beleuchtung noch nachteiliger für Napoleon ausfallen dürfte.

Das so lang ersehnte Gefecht war bei Smolensk geliefert, und wenn bis dahin Napoleon aus verzeihlichen Gründen vielleicht auf größere Resultate an einem solchen Schlachttage gerechnet hatte, so mußte ihm doch dieser Tag

in Vereinigung mit den Erfolgen der vorausgegangenen kleineren Gefechte unwiderleglich zeigen: daß die russische Armee zur standhaften Verteidigung entschlossen, und daß ein gänzliches Auseinandersprengen derselben nicht wahrscheinlich sei. Napoleon blieben also, wenn er die Operationen von hier ab noch weiter fortsetzen wollte, eigentlich nur zwei Objekte: der Gewinn einer Schlacht, deren Einfluß auf den Frieden aber nach den soeben auseinandergesetzten Gründen sehr zweifelhaft blieb, und dann das Einrücken in Moskau. Zur vollständigen Benutzung von einem oder beiden dieser günstigen Ereignisse fehlten aber Napoleon offenbar schon die nötigen Kräfte, und er konnte, er mußte dies am Tage nach dem Gefecht von Smolensk ebenso deutlich übersehen, wie es sich jetzt am Schreibtisch übersehen läßt. Wenn der Kaiser die bis dahin, weniger durch Gefecht als durch die liederliche Verpflegungsart, bereits entstandenen großen Verluste seiner Armee überschlug (Clausewitz giebt diese in seiner Geschichte dieses Krieges Seite 93 auf 105000 Mann oder ein Drittel der ursprünglichen Stärke an), und das mußte er als Feldherr doch wohl thun, so war es ganz einleuchtend, daß er ebensosehr seine zu einer entscheidenden Schlacht nötige Ueberlegenheit über die Russen (die noch obenein jeden Tag neue Verstärkungen erhielten) bereits eingebüßt hatte, als daß es ihm auch zur nötigen Besetzung des bis Moskau noch zu durchlaufenden Raumes an Truppen fehlte. Man kann sicher und aus strategischen Gründen annehmen, daß Napoleon am 18. August mindestens 100000 Mann stärker in Rußland sein mußte, wenn er mit einiger Wahrscheinlichkeit und bei gehöriger Deckung der Flanken und des Rückens einen Zug nach der alten Zarenstadt unternehmen wollte. Rechnet man zu allen diesen offen daliegenden

Gründen noch hinzu, daß seit seinem Eintritt in die alt-russischen Provinzen sich die Volksfeindschaft offen und bedenklich aussprach, und daß diese Stimmung es zugleich unwahrscheinlich machte, daß Alexander zu einem Frieden sich geneigt zeigen könne, so sprechen alle diese wichtigen Gründe gegen eine weitere Fortsetzung der Offensivoperationen und treiben zu der Ansicht, daß der durch früheres Glück gesteigerte Dünkel dieses außerordentlichen Mannes ihm einen Teil seines sonstigen Scharfblickes geraubt hatte: es fehlte bereits Napoleon an der moralischen Kraft, sich das Fehlerhafte seines Unternehmens selbst zu gestehen und demselben eine neue, angemessenere Richtung zu geben. Allerdings wurde das angenommene Requisitionssystem auch in dieser Lage ein bedeutender Grund, der ihn vorwärts trieb; er konnte mit seinem Heere nicht lange auf einer Stelle bleiben, indes scheint es doch, daß er auch in dieser Lage noch ein anderweitiges Verfahren einschlagen konnte. Wenn er das zurückgehende russische Heer nur mit einem Korps verfolgen ließ, 100 000 Mann in der Nähe von Smolensk behielt und nun große Detachements nach allen Richtungen auf 2—3 Märschen zum Beitreiben von Lebensmitteln ausschickte, so konnte er sich dadurch wahrscheinlich seine Verpflegung sichern und zugleich eine bessere Stellung zu künftigen Operationen bereiten.

Doch auch ganz abgesehen von diesen strategischen Ansichten, scheint es, daß selbst auf dem taktischen Standpunkte Napoleon nicht die allgemein bekannten Mittel angewendet habe, um die von ihm so sehr ersehnte Schlacht unter günstigen Verhältnissen herbeizuführen. Derselbe Fehler, der bereits beim Verfolgen des Feindes nach der Düna gerügt werden mußte, findet sich auch hier, nur womöglich in noch vergrößertem Maßstabe: die Russen wur-

den viel zu stark in ihrem Rücken gedrängt, hätte hier Napoleon sie mit anscheinender Vorsicht nur langsam verfolgt, so hätten sie auch ihren Rückzug weniger beschleunigt, und Napoleon hätte auch dadurch die Zeit bekommen, sie durch Seitendetachements in den Flanken zu umgehen und dadurch viel sicherer zum Stehen zu bringen. Wenn der Kaiser die übergroße Kavalleriereserve unter Murat teilte und zur Flankenumgehung verwendete, so wurde gerade dadurch auch die Kavallerie besser erhalten, da sie leichtere Mittel zu ihrer Ernährung fand und auch nicht durch das Herumzotteln in den langen Kolonnen ruiniert wurde.

Endlich fanden die Russen bei Moshaisk oder Borodino eine Gegend, die zur Erfüllung der Wünsche Napoleons führte. Man hat hinterher Zweifel aufgeworfen, ob es richtig von seiten Kutusows und Barclays war, hier eine Schlacht anzunehmen, ob es nicht besser gewesen wäre, den Rückzug weiter fortzusetzen; wenn man indes alle bei einer solchen Gelegenheit einwirkenden Gründe ruhig abwägt, so muß man wohl annehmen, daß das russische Nationalgefühl nur durch eine Schlacht mit der Aufopferung von Moskau ausgesöhnt werden konnte: nach der Schlacht erschien der Verlust der Hauptstadt als ein unvermeidliches, blutig zu rächendes Kriegsereignis, ohne Schlacht würde es bei dem aufgeregten Volk den Schatten von Verrat und Feigheit auf die Heerführer und das Heer geworfen haben.

Die Stellung der Russen war, da sie nur bei den fortdauernden Bewegungen des Rückzugs ausgesucht werden konnte, gut zu nennen, und das Hintereinanderstellen vieler Treffen und Reserven, wenn auch dem feindlichen Artilleriefeuer hin und wieder eine größere Wirksamkeit eingeräumt sein mochte, doch das sicherste Mittel zu einer hartnäckigen Verteidigung; es giebt eine unbestrittene mora-

lische Kraft und spornt das Ehrgefühl eines jeden Kriegers, wenn er auf eine starke Hilfe rechnen kann und sich von dieser beobachtet weiß; vielleicht hätte man russischerseits gleich von Hause aus den rechten Flügel an der Kolotscha weniger stark besetzen dürfen, damit das Detachement unter Tutschkow bedeutend verstärken und so dem äußersten linken Flügel eine Offensivkraft geben können.

Napoleon formierte nicht, wie es sonst üblich, gegen den Gegner eine parallele zusammenhängende Schlachtlinie, sondern behielt die Korps in Kolonnen zusammen, aus denen sie zu den einzelnen Angriffen vorgingen. Ein Linienaufmarsch scheint auch in der That nicht jederzeit notwendig, und man wird leichter in einzelnen Attacken mit Intervallen als in einer zusammenhängenden Linie auf den Feind losgehen und seine Stellung bis zur Entwicklung des Hauptangriffs bedrohen können; doch dürfte es vorteilhafter sein, kleinere Kolonnen hiezu zu verwenden, die sich als die Bedeckung der vorgeschobenen Batterien ansehen und demgemäß handeln müssen: für diese Verhältnisse scheint die bisherige Taktik eigentlich noch gar nicht bearbeitet zu sein.

Daß Napoleon nicht den linken Flügel der Russen durch ein Manöver stärker zu umfassen suchte, ist beinahe unbegreiflich; selbst wenn auch Davoust die Rede, welche ihm Ségur in seiner Beschreibung dieses Feldzuges in den Mund legt, nicht gehalten haben sollte, so lagen die Verhältnisse doch so offen da, daß sie dem geübten Blick eines Feldherrn nicht entgehen konnten. Man muß nur annehmen, daß Napoleon die Besorgnis hegte, daß jede Flankenbewegung die Russen zum eiligen Abzuge bringen und ihm so die Schlacht rauben würde, wobei er indes wiederum übersehen haben müßte, daß eine Frontalschlacht

wohl beide Heere bedeutend vermindern, ihm aber nicht füglich einen den Feldzug entscheidenden Sieg geben könne.

Die berühmten Angriffe der russischen Schanzen, welche die französische und deutsche Kontingentsreiterei unternahm, verdienen thatsächlich in Hinsicht des dabei bewiesenen Mutes hohe Achtung. Auch leidet es keinen Zweifel, daß ein solches Umgehen von Schanzen und Batterien durch die Reiterei sehr nützlich werden kann; soll es indes einen bedeutenden Erfolg hervorbringen, so muß ein derartiges Ausfallen der Reiterei nicht zu weit ausgedehnt, sondern so abgemessen werden, daß bald, nachdem die Kavallerie durch ihre Schnelligkeit die ihr zugewiesene Aufgabe gelöst hat, auch die Infanterie heran ist, um dasjenige, was die Reiterei gewonnen hat, dauernd zu behaupten. Es leidet keinen Zweifel, daß am Tage der Schlacht der größte Teil der Feldbatterien, die die Infanterieangriffskolonnen bestreichen, durch ein schnelles derartiges Vorgehen der Reiterei für einige Zeit unwirksam gemacht werden und dadurch der Angriff bedeutend gesichert werden kann. So z. B. handelte Seydlitz bei Freyburg, der mit seiner Kavallerie in Karriere über einen Damm ging, sich auf die feindliche Batterie, die ihn verteidigen sollte, warf und dadurch die preußische Infanterie vor einem großen Verlust sicherte. Zu solchen glücklichen Unternehmungen ist indes erforderlich, daß die Reiterei angemessen bei der Infanterie verteilt sei und ihr bei allen Bewegungen aufmerksam folge, ja daß man schon bei den Friedensübungen die Notwendigkeit des Zusammenwirkens aller Waffen den verschiedenen Führern deutlich mache. Isolierten Kavallerieunternehmungen, wie die von dem russischen General Uwarow ausgeführte in die linke Flanke und den Rücken der französischen Armee, (die General Clausewitz in seinem Geschichts-

werke als Augenzeuge und mithandelnde Person so ausführlich erzählt) sind in der Regel verfehlt. Ich will zugeben, daß der General Uwarow, den ich persönlich kannte, wenig von den Eigenschaften eines guten Kavallerieführers und Feldsoldaten hatte, aber wenn auch selbst Condé oder Seydlitz an seiner Stelle gewesen wäre, so hätte doch nichts Entscheidendes herauskommen können, sobald nur die feindliche Infanterie stand hielt und Massen formierte: was kann die tapferste Reiterei dann hier Großes ausrichten? Die überwiegende Wirksamkeit der Reiterei wird immer durch den moralischen Zustand des feindlichen Fußvolkes bedingt. Ist dieses demoralisiert und in einem aufgelösten Zustande, dann kann die Reiterei, mit ein paar Geschützen verstärkt, selbständig handeln und große Dinge ausführen, ist dies aber nicht der Fall, dann verändert sich dadurch ihr Wirkungskreis, sie muß ihn hauptsächlich auf Streifzügen suchen und am Tage der Schlacht die Infanterie zu unterstützen verstehen, die von dieser erkämpften Vorteile vervollständigen. Ein- bis zweihundert ausgesuchte, vorzüglich berittene Reiter unter einem kühnen Anführer, die sich anstatt Uwarows um die linke französische Flanke herumschlichen und nun im vollen Lauf hinter der Front der französischen Armee nach dem rechten Flügel eilten, alle einzelnen Menschen, denen sie begegneten, niederhieben, hätten wahrscheinlich mehr augenblickliche Wirkung hervorgebracht als Uwarow mit seinen Schwadronen; in den Schlachten bei Beeren und Dennewitz erzeugte der Zufall derartige Unternehmungen und hat mich von ihrer Ausführbarkeit vollständig überzeugt.

Wenn wir auf den Gesamtgang der Schlacht hier noch einen prüfenden Blick werfen, so zeigt sich, wie ich es schon erwähnt habe, daß sich bei Napoleon ein Schlachten-

system ausgebildet hatte, welches die Hilfe des Manövers immer mehr vernachlässigte und nur auf den Frontalangriff und die aus demselben hervorgehende Vernichtung des Feindes berechnet war. Reicht die Ueberlegenheit des Feindes so weit, daß er seine Attacken bis zu einer gänzlichen Auflösung, Ermattung des Feindes fortsetzen kann, so gab eine derartige Schlachtform ein großes Resultat: war diese Ueberlegenheit indes nicht hinreichend, oder brach der Angegriffene zur rechten Zeit die Schlacht ab, so blieb das mit vielem Blute erkämpfte Resultat weit unter dem, welches durch eine andere Schlachtenlenkung hätte gewonnen werden können, wo es wenigstens möglich gewesen wäre, die Russen von der Straße nach Moskau nördlich abzudrängen. Daher wurde es auch möglich, daß, wenn die Russen die Schlacht auch taktisch verloren hatten, sie sich aus moralischen und strategischen Gründen wohl mit einigem Recht den Sieg zuschreiben konnten.

Es war bei dem damaligen Zustande der öffentlichen Meinung schon sehr viel, daß eine Armee nach einem so langen und blutigen Kampfe mit Napoleon sich in vollständiger Ordnung und wenig verfolgt zurückziehen konnte; was aber ganz den Ausschlag zum Vorteil der Russen für die Folge gab, war hauptsächlich der Umstand, daß das von Kutusow geführte Heer in wenig Wochen seinen Schlachtenverlust ersetzen konnte, während dies für Napoleon in einer weiten, kaum zu berechnenden Ferne lag und dadurch die Hoffnung des glücklichen Ausganges für Rußland beinahe jetzt schon zur Gewißheit erhob.

Die früher so treue Gefährtin Napoleons, die Göttin des Glücks, schien durch die Ueberlieferung von Moskau ihm noch einmal die Hand zu bieten. Die Russen mußten es nach ihrem angenommenen Feldzugsplan räumen, auch

waren glücklicherweise keine Anstalten zur Verteidigung dieses so außerordentlich weitläufigen Ortes getroffen, und so erhielt Napoleon den Besitz jenes so lange ersehnten wichtigen Punktes, der ihm eine so große Einwirkung auf die öffentliche Meinung in Rußland versprach, als ihm auch kaum zu berechnende Hilfsmittel zur Wiederherstellung seiner Armee darbot: es ist in der That schwer zu unterscheiden, ob, wenn sich die französische Armee einige Zeit in Moskau vollständig erholen konnte, dies, trotz der früheren an Napoleons Benehmen gerügten Fehler, nicht dem ganzen Gange des Feldzuges eine veränderte Richtung gegeben hätte. Unter diesen Umständen bleibt also der Brand von Moskau immer eines der wichtigsten Ereignisse in dem Gange der Weltbegebenheiten, und man kann nicht genug Ansichten über das Entstehen desselben sammeln.

In der schönen lithographischen Sammlung von Kriegsszenen aus dem Jahre 1812 in Rußland, die ein gewisser Adam, der jenen Feldzug im Gefolge des Herzogs von Leuchtenberg mitmachte, herausgab, findet sich außer mehreren schon vorhergegangenen Andeutungen auch ein Blatt, welches eine Gruppe französischer Soldaten mit Plündern und Feueranlegen beschäftigt darstellt, und der Künstler sagt in der beigefügten Erklärung ausdrücklich, daß diese Handlungen so überhand genommen hätten, daß dadurch die letzten Bande der Ordnung in der Armee aufgelöst und die Greuel so häufig geworden wären, daß dies den Verfasser zur schleunigen Rückkehr in sein Vaterland Bayern veranlaßt habe. Das Feueranlegen der Soldaten wäre also hiedurch ziemlich erwiesen, und man kann annehmen, daß die entfesselte Zügellosigkeit beider Teile, der Russen wie der Franzosen, die eigentliche Urheberin dieses großen, in dem ersten Augenblick in seinen Folgen von keinem

Teile übersehenen welthistorischen Ereignisses ward. Die Handlung war eigentlich zu antik groß, als daß sie in dem Kopfe eines heutigen wohlerzogenen Staatsmannes entstehen konnte, und die Vorsehung, von Zeit zu Zeit über die politischen und strategischen Pläne der Sterblichen spottend, griff hier in dieses künstliche Gewebe mit kräftiger Hand ein, um durch unerwartete Ereignisse eine Kette neuer Erscheinungen vorzubereiten, die von den Ufern der Moskwa bis zu den Säulen des Herkules reichte.

Der von den Russen unterdes unternommene Seitenmarsch nach Tarutino vereinigte zuerst ihre einzelnen Anstrengungen zu einem wohlgeordneten Ganzen, indem er sie mit ihren im Süden befindlichen Kräften in eine gute Verbindung brachte, ihre Verpflegung genügend sicherte und die einzige Kommunikationslinie der Franzosen ernstlich bedrohte. Selten wird man durch einen Marsch so viel bedeutende Kriegszwecke zu erreichen imstande sein.

Kutusow, mit dem ich, wie ich es späterhin erzählen werde, für einige Zeit in eine sehr nahe Berührung kam, und der über diese Kriegsereignisse offen und ohne Anmaßung sprach, sagte mir, daß ihm der damalige Oberst und kaiserliche Flügeladjutant Michaud auf dem Durchzug durch Moskau zuerst die Idee eines sich dem Dnjepr nähernden Seitenmarsches gegeben habe, daß er diesen Gedanken geprüft und, da er ihn unter allen Verhältnissen gut gefunden, auch sogleich ausgeführt habe. Dagegen nahm der alte Marschall es ganz allein für sich selbst in Anspruch, daß er die nun ununterbrochen ankommenden Friedensanträge von Napoleon immer so beantwortet habe, daß die Hoffnung eines baldigen Friedens dem Napoleon wahrscheinlich geblieben wäre. Kutusow erklärte dies für seinen gleich im Anfange gefaßten Plan, um Napoleon

bis zum Eintritt der schlechten Jahreszeit im Innern von Rußland festzuhalten, und da sehr scharf berechnende List ein Hauptzug in dem Charakter des Marschalls war, so erscheint mir diese Angabe als gewiß.

Diese Erzählung bietet vielleicht den Schlüssel zu einer Erklärung über das sonst unbegreifliche Benehmen Napoleons. Daß die Ernährungsquellen täglich spärlicher, die Auflösung des Heeres täglich größer wurde, dies lag ihm vor Augen, und ebenso mußte er es wissen, daß der herannahende Winter ihm bald noch gefährlicher werden würde. Daß Napoleon dies nicht ebenso gut, wie wir es hier niederschreiben, in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen haben sollte, kann man wohl nicht annehmen, aber wohl muß man sich dem Gedanken hingeben, daß, indem er vielleicht nur zu scharf den vor ihm sich öffnenden Abgrund erblickte, seinen stolzen Sinn nicht an diesen Wechsel und die erforderlichen Opfer gewöhnen konnte, durch diesen plötzlichen Umschlag seiner Verhältnisse Urteils- und Willenskraft bei ihm augenblicklich gelähmt wurden, daß er dadurch sich einem Spiel unbegründeter Hoffnungen überließ und so Zeit und Gelegenheit versäumte, um mit Ehren aus diesem schlimmen Handel zu kommen. Wenn Napoleon gleich nach dem Brande Moskau verlassen, der Armee und der Welt gesagt hätte, daß er, nachdem er dem Zar eine Lehre wegen seines Benehmens gegeben, die Armee in ruhige Winterquartiere führen und dort bis zum Frühjahr warten wolle, ob Alexander nicht endlich seinen wahren Vorteil einsehen und Friede machen würde, so scheint es gewiß, daß Napoleon auch hier bei vielen die öffentliche Meinung getäuscht und auf jeden Fall in der noch milden Jahreszeit sein Heer mit weit geringerem Verlust bis zur Memel geführt haben würde.

Nachdem Napoleon durch sein Verhängnis über die Gebühr in Moskau verweilt hatte, waren alle Unfälle, die das französische Heer trafen, unvermeidliche Folgen, die menschliche Klugheit konnte nicht mehr diese nachteiligen Resultate abwenden. Wenn man die Anordnungen des Kaisers zum Rückzug unbefangen prüft, so muß man sie nach den Verhältnissen zweckmäßig nennen; er wollte sich durch Gefechte für den weiteren Rückzug Luft machen, und daß er die alte und keine neue Straße wählte, war in seiner Lage notwendig, denn auf dem alten Wege konnte er doch noch hin und wieder auf zusammengebrachte Vorräte rechnen. Auch wider das Benehmen der französischen Armee läßt sich in der damaligen Lage nichts einwenden, denn wenn sie auch hin und wieder schon etwas Kosakenfurcht beschlichen hatte, so zeigte sie dagegen doch im rangierten Gefecht fast immer eine schöne kriegerische Haltung. In meinen Augen erscheint das Benehmen der Franzosen bei dem Uebergange über die Beresina höchst achtenswert. Welche Hingebung, um den Feldherrn, dem sie doch eigentlich ihr Unglück dankten, zu retten! Und wie undankbar benahm sich Napoleon gegen sie, seit sie ihn mit ihrem Blute aus der gewissen Gefangenschaft gerettet hatten! Ich kann es nicht leugnen, ich sehe das Weggehen Napoleons von den Ueberresten der Armee aus Smorgony für eine den Begriffen wahrer Kriegsehre durchaus zuwiderlaufende Handlung an. Man wird mir einwenden wollen, daß die Notwendigkeit, dem Ausbruch von Empörungen in Frankreich zuvorzukommen, dies erforderte: gerade in dieser Ansicht finde ich eine neue Anklage gegen Napoleon.* War

* Der Verfasser übersieht den andern Beweggrund: eine neue Armee so bald als möglich auf die Beine zu bringen, wozu

ihm die Erhaltung der Kaiserkrone und der Ruhe in Frankreich der höchste Zweck, so mußte er auch diesem alle seine Kräfte widmen und nicht zugleich die Rolle eines Eroberers spielen und unaufhörlich nach neuem Kriegsruhm geizen; zog er aber dies letztere vor, nun dann mußte er auch die heiligen Pflichten des Feldherrn bis zu dem letzten Augenblick erfüllen.

Jene Trümmer eines Heeres, wie es die neuere Geschichte noch nicht kannte, die sich bis Smorgony notdürftig gerettet hatten, wurden nun unaufhaltsam durch die eisige Hand des Winters und nacheilende Kosaken zerstört; statt der Staunen gebietenden Scharen, die vor wenig Monaten wohlgeordnet über die Memel zogen, sah man nur einzelne in Lumpen gehüllte Flüchtlinge zurückkehren, als ein warnendes Zeichen des Uebermutes, wenn anders die kommenden Geschlechter solcher in der Geschichte niedergelegten Warnungen sich zuweilen erinnern wollten.

Heimkehr nach Preußen.

Endlich am 31. Dezember erhielt ich durch die österreichische Grenzquarantäne ein Schreiben von dem Staatskanzler Hardenberg zugeschickt und zugleich die Erklärung, daß ich morgen nach Galizien herüberkommen könnte. Hardenberg schrieb mir, daß er sogleich meine ungehinderte Rückreise in Wien gefordert hätte, daß ich aber nicht direkt nach Berlin kommen, sondern nach Ratibor in Oberschlesien gehen sollte, wo er eine vertraute Person hinschicken würde, um das weitere mit mir zu verhandeln.

---

es seines persönlichen Einflusses bei dem gesetzgebenden Körper bedurfte. Was sollte überhaupt Napoleon bei der Armee Nützliches noch thun, nachdem dieselbe in kleine Ueberreste aufgelöst war?

Sehnlich erwartete ich den andern Morgen, um das mir so langweilig gewordene Radzilowo zu verlassen; in der Quarantäne selbst erwartete mich der Hauptmann Meyer vom österreichischen Generalstabe, der sich beauftragt erklärte, mich nach Lemberg zu begleiten, indem der Fürst Reuß mich ersuchen ließ, in seinem Palais ein Nachtquartier anzunehmen. Der Hauptmann nahm Platz in meinem Wagen, er vermied es, von den Kriegsereignissen zu sprechen und mir schien es, als wenn er mich für einen großen politischen Ketzer hielt, von dem man etwas entfernt bleiben müsse. Der Fürst Reuß empfing mich sehr verbindlich, bedauerte, daß er nicht mehr zu Nacht äße, und bat mich daher, das auf den für mich bestimmten Zimmern bereitete Souper allein einzunehmen. Dies schien alles sehr artig, das Ganze aber doch eine anständige politische Bewachung, um mich (Gott weiß, warum) von jedem Umgange mit den Eingeborenen zu isolieren. Am andern Morgen, als die Pferde schon angespannt standen, kam der Kanzleidirektor des Generalkommandos und brachte mir mit einer Menge österreichischer Komplimente meinen Paß; ich nahm ihn dankend an, fand aber, als ich ihn auseinanderschlug, zu meiner großen Verwunderung nicht meinen Namen in demselben; als ich dies dem Kanzleidirektor bemerkbar machte, sagte er mir sehr wichtig: „Ja, schauen's, Ihr Gnaden, Ihr Name ist halt zu bekannt, daß man Sie als eine politische Person unter dero rechtem Namen könnte reisen lassen," setzte dann aber sehr schlau hinzu: „In dem neuen Namen habe ich alle Buchstaben aus dem Namen von Ihr Gnaden gesetzt." Dies war wirklich der Fall, denn mein Paß war auf einen Baron Obeyn ausgestellt, und die Herausfindung dieses Anagramms mochte dem armen Kanzleidirektor wohl ein paar

Stunden nächtlicher Ruhe geraubt haben. Mir kam freilich dieses ganze Benehmen etwas lächerlich vor, doch muß ich es zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß ich auf dieser Reise noch in eine Lage kam, wo mir ein falscher Paß recht nützlich hätte werden können.

Von dem schönsten Winterwetter begünstigt, setzte ich nun meine Reise durch Tag und Nacht fort. Es fiel mir auf, daß in den Posthäusern, wenn ich Pferde bestellte oder Mittag aß, auch nicht ein einzigesmal die wichtigen Zeitereignisse zur Sprache kamen; doch bald sollte ich den unerwarteten Beweis bekommen, daß wahrscheinlich, außer der im allgemeinen im Oesterreichischen herrschenden Sprechängstlichkeit, hier auch noch ein besonderes auf mich berechnetes Verbot einwirkte. Ich war an einem sehr freundlichen Morgen nach einem galizischen Städtchen, ich glaube es war Lancut, gekommen, und da ich nichts genießen wollte, so hatte ich gleich meine Pferde bestellt, deren Ankunft ich vor der Thüre des Posthauses erwartete: da fiel mein Blick auf einen sehr wohl besetzten Wochenmarkt, der ein paar hundert Schritt von meinem Standpunkt gehalten wurde, und zu dem von allen Seiten Landleute in sehr verschiedenen, mitunter recht gefälligen Trachten zuströmten. Die Beobachtung derartiger Thätigkeiten hat für mich einen großen Reiz, so übergab ich meinem Bedienten die Aufsicht auf den Wagen und wanderte ganz unbefangen nach dem Marktplatz, kaum aber mochte ich hundert Schritte gegangen sein, so hörte ich hinter mir ein schwerfälliges Laufen, und als ich mich umblickte, war es der ziemlich wohlbeleibte Postmeister. Mit vielen Komplimenten, zugleich aber mit dem Ausdruck der Besorgnis und der Verwunderung frug er mich, wo ich hin wollte, und als ich ihm erwiderte, daß ich mich auf dem Markt

umsehen wollte, sagte er mir nach einigem sichtbaren Ueberlegen: „Nun, so erlauben Ihr Gnaden, daß ich Sie begleiten darf." Dawider ließ sich in meiner damaligen Lage nichts einwenden, und ich war nur boshaft genug, auf meiner Wanderung schneller zu gehen, als es der keuchenden Korpulenz meines Beobachters angenehm sein mochte. Sichtbar also hatte mich von Lemberg aus eine Beobachtungsvorschrift wie ein Steckbrief begleitet, wie ich dies hier durch einen bloßen Zufall in Erfahrung brachte. Man hat zwar ein altes Sprüchwort: ‚Vorsicht ist die Mutter der Weisheit,' aber jene an sich löbliche Eigenschaft bis zu einer derartigen Aengstlichkeit ausgedehnt, ist gewiß ein Uebel, und von dieser kann man dann wohl sagen: ‚Besorgnis ist die Mutter der Feigheit.'

Wie wohl war es mir daher, als ich wieder die vaterländische Grenze betrat und auf der ersten oberschlesischen Station in der Poststube sogleich in den Kreis redlich politisierender Bürger geriet. Die unbefangene, oft selbst mutwillige Sprechfreiheit, wie sie sich unter der Regierung Friedrichs des Großen ausgebildet hatte, war damals noch nicht durch eine geheime Polizei eingeschüchtert,* ich wurde daher, obgleich ich mich nicht als Preuße zu erkennen gab, mit meinen ehrlichen Kannegießern bald vertraut; der ohne Rückhalt von uns gegen Napoleon ausgesprochene Haß diente statt einer vieljährigen Bekanntschaft, und so schlossen wir, indem ich mich dem Ideengange meiner neuen Freunde anschmiegte, die nötigen Allianzen, ließen die Armeen ausrücken, und es lag nicht

* Die Memoiren sind in der Mitte der dreißiger Jahre geschrieben. Der Herausg.

an unserem guten Willen, daß wir nicht auch zugleich die erkämpften Siege feiern konnten.

Der Kontrast des Nationalausdruckes im Oesterreichischen und Preußischen, der an und für sich schon immer sehr verschiedenartig dem Beobachter sich darstellt, war in jenen denkwürdigen Tagen noch um vieles auffallender, die Gesamtheit der Oesterreicher (achtenswerte Ausnahmen gab es gewiß auch hier) erschien dem beobachtenden Auge wie müde gearbeitete Taglöhner, die mit mattem Schritte nach ihrem harten Lager gehen, während die Mehrzahl von Preußens Bewohnern den Anblick von jungen Leuten gewährten, die, gut ausgeruht, fröhlich einem neuen Tagwerk entgegeneilen. Es wird vielleicht noch lange dauern, bis die Regierungen dahin kommen werden, statt sich vor dem geistigen Entwicklungsgange ihrer Völker zu fürchten, die Erhebung und Stärkung des Nationalgeistes als eine ihrer ersten Pflichten anzusehen. Nur dann, wenn der Volkswille, entweder aus Mangel höherer Leitung oder gewaltsam niedergedrückt, sich selbst die Bahn bricht, kann er zerstörend wirken, geht die Regierung aber, so wie es Friedrich that, beharrlich auf der Bahn des Lichtes voran, dann findet sie im Gegenteil in der geistigen Entwicklung ihres Volkes ihre stärkste Stütze und einen Anker, der sie durch die Bande der Dankbarkeit aus dem stärksten Schiffbruch rettet.

Am 6. Januar 1813 kam ich in dem mir angewiesenen Ratibor an, trat dort, in Uebereinstimmung mit meinem Passe, als ein Gutsbesitzer aus der Bukowina auf, der Pferde- und Viehankauf beabsichtige; dies machte meinen plauderhaften Gastwirt sehr gesprächig, ich war bald von Gutsbesitzern und Pferdehändlern heimgesucht, die mir ihre Ware anpriesen, während ich, ärgerlich über das Lügen-

gewebe, das ich nun fortspinnen mußte, mit doppelter Sehnsucht die Ankunft des mir verheißenen Vertrauten erwartete.

Endlich nach ein paar langweiligen Tagen that sich an einem Morgen die Thüre meines Zimmers auf, und mein lieber, hochverehrter Scharnhorst trat, ebenfalls unter einem fremden Namen, zu mir herein, da er derjenige war, der den Auftrag erhalten hatte, sich mit mir weiter zu besprechen. Daß dieses Zusammentreffen uns persönlich sehr glückliche Augenblicke gab, bedarf wohl keiner weiteren Beteuerung. Ich übergab nun dem General meine aus Petersburg mitgebrachten Papiere, die Anträge des Kaisers von Rußland, meinen Bericht an den König über meine Reise und meinen Briefwechsel mit den österreichischen Behörden, sowie Beobachtungen über Rußland und den Gang des Feldzuges. Scharnhorst teilte mir dagegen die mir noch fremden neueren Nachrichten aus dem Vaterlande mit, die leider nur einseitig gut zu nennen waren. Denn wenn man von der Stimmung des Volkes und des Heeres nichts als Lobenswertes sagen konnte, so war die Unentschlossenheit des Königs, bearbeitet durch jene, die ich früher als Maulwürfe bezeichnete, doch so groß, daß man nicht allein ein trauriges Festhalten an der französischen Partei, sondern dadurch auch einen sehr besorglichen Konflikt mit der ganz entgegengesetzt ausgesprochenen öffentlichen Meinung ernstlich befürchten konnte. Scharnhorst hatte gleich nach dem Eintreffen der ersten bestimmten Nachrichten von dem Unglück an der Beresina, und nachdem Napoleon die Armee verließ, den König und den Staatskanzler von Breslau aus, wo sich der General damals aufhielt, dringend beschworen, die Armee in den Grenzen der vorrätigen Streitmittel zu verstärken; der König brauchte dabei sich noch

gar nicht von der französischen Allianz zu trennen, er konnte dieses zum Schutz seiner durch die Russen bedrohten Staaten, die die Trümmer der französischen Armee nicht zu verteidigen im stande waren, ganz öffentlich thun. Wurde dadurch, da alles vorbereitet war, in 4—6 Wochen, wie es auch der Erfolg gezeigt hat, ein Heer von mindestens 150000 Mann aufgestellt, so gab dies eine Macht, die stärker wie die französischen oder russischen Streitkräfte jener Zeit waren. Preußen stand durch diese einfache Maßregel auf einmal als der Schiedsrichter da, indem beide Teile bei einer derartigen Vorbereitung um den König buhlen mußten. Allein trotz dieser so einfachen und einleuchtenden Ansicht war, wie ich dies späterhin leider noch ausführlicher berichten muß, die Unentschlossenheit des Königs doch nicht zu besiegen, er hatte Scharnhorst gar nicht geantwortet, und nur der Staatskanzler hatte demselben von jenem Verhältnis einen Wink gegeben.

Natürlich konnte ich nun von meinen Anträgen und Nachrichten, die noch dazu durch Oesterreich so unverantwortlich aufgehalten waren, auch wenig hoffen, und es schien bei der großen Wichtigkeit des Augenblicks notwendig, alles aufzubieten, um den Staatskanzler zu unterstützen. Mich verpflichtete nicht allein das von dem Kaiser Alexander verlangte Versprechen, persönlich dem König alles, was ich gesehen hatte, und das Gefährliche seiner politischen Lage vorzustellen, sondern ich hielt es auch für meine besondere, durch meine früheren Verhältnisse verstärkte Pflicht, dem König alle jene Vorstellungen zu machen, die seine außerordentliche Lage erheischte. Ich beschloß daher, mit Zustimmung von Scharnhorst, mit der größten Vorsicht persönlich nach Potsdam zu eilen, um dem König alles das mündlich zu sagen, was ich in dieser Lage tief in meiner

Brust für ihn empfand. Um dabei indes das mir anbefohlene Geheimnis so viel als möglich zu beachten, wählte ich zu dieser Reise nicht die große über Breslau führende Straße, sondern nahm meinen Weg durch das Gebirge über Neiße, Frankenstein, Hirschberg, Bunzlau, Crossen u. s. w. Trotz dieser Vorsicht hatte ich aber auch hier in Hinsicht der Bewahrung meines Inkognitos mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Es gelang mir indes noch so ziemlich, mich vor einer gänzlichen Entdeckung zu hüten, und so kam ich, mitten unter den im elendesten Zustande zurückkehrenden französischen Kriegern, wohlbehalten in Frankfurt an der Oder an, wo ich mich dem mir bekannten Postmeister entdeckte und durch ihn einen Brief an den Staatskanzler beförderte, dem ich den Zweck meiner Reise schrieb und ihm anzeigte, daß ich nach dem Städtchen Köpenick gehen und dort seine weitere Direktion erwarten würde. So fuhr ich ganz vergnügt von Frankfurt über Fürstenwalde ab, nicht ahnend, daß mir, da ich mich am Ziel meiner Reise wähnte, noch ein paar recht unangenehme Stunden bevorständen. Ich kam ungefähr um Mitternacht in Köpenick an, alles war auf den Straßen totenstill, und keine Spur von Soldaten zu sehen. So gelangte ich vor das Gasthaus und bekam nach langem Klopfen die Nachricht, daß ich unterkommen könnte; in dem Hausflur war nichts, was meine Aufmerksamkeit erregte, aber wie mußte ich erstaunen, als der Wirt mich eine Treppe hinauf nach dem für mich bestimmten Zimmer führte, und ich den oberen Flur voll von französischen Gewehren und Soldatengepäck fand! Als ich den Wirt nach diesem ungewöhnlichen Hausgerät fragte, sagte mir dieser ganz unbefangen: „Es ist gestern eine frische italienische Division bei uns eingerückt, und da liegt der General mit seinem

Stabe und 30 Mann hier im Quartier.“ Dies war wirklich eine gefährliche Nachbarschaft: kehrte ich um, so konnte dies nur Aufsehen auf meine Person erregen, auch konnte ich nicht füglich dies Gasthaus verlassen, da ich es dem Staatskanzler einmal bezeichnet hatte. So mußte ich also, so unangenehm es auch war, mich auf mein gutes Glück verlassen, ich ging anscheinend ruhig auf mein Zimmer, stellte mich krank und erwartete nicht ohne Besorgnis meine Erlösung aus dieser eigentümlichen Lage, da, wenn ich wirklich bei den Franzosen als ein Verdächtiger bezeichnet war, eine Entdeckung meiner Person mir höchst nachteilig werden konnte. Nach doppelt lang gewordenen Stunden kam um 3 Uhr nachmittags der damalige Feldjäger, jetzige Oberrechnungsrat Greulich zu mir, der mir von seiten Hardenbergs sagte, daß der König endlich diese Nacht nach Breslau abreisen würde, daß ich sogleich dahin folgen sollte, aber bei Dyhernfurt über die Oder gehen müßte und dort eine weitere Direktion erhalten würde.

Mein guter Greulich bestellte mir so schnell als möglich Postpferde, ich schlich, aufs beste in meinen Mantel gehüllt, aus meinem Zimmer und atmete ein ganzes Teil freier, als mein Wagen bereits außer dem Bereich der Stadt fortrollte.

Der Entschluß des Königs, nach Breslau zu gehen, hatte sich, trotzdem daß man bemüht gewesen war, ihn möglichst zu verheimlichen, doch mit einer unglaublichen Schnelle über die ganze Provinz verbreitet und überall eine freudige Zustimmung erhalten. Die Landleute riefen es beim Begegnen sich zu, daß der König abreisen wolle, überall frug man mich in den Wagen hinein, ob er schon abgereist sei, und wenn ich dies bestätigte, so begleiteten eine Menge kerniger Adjectiva Napoleon und seine Zukunft.

Die einzelnen französischen Reisenden wurden auf eine unglaubliche Art von der zusammengelaufenen Jugend geneckt, sie wagten es kaum, auf den Stationen ihren Wagen zu verlassen, da die dort gewöhnlich durch die Zeit aufgeregte gaffende Menge sich im Spott gegen die Fremdlinge überbot. Mehr als einmal haben sich auf dieser Tour einzelne französische Offiziere an mich gewandt, damit ich sie beschützen möge.

In dem Benehmen der Franzosen war eine große Veränderung zu bemerken; an die Stelle des sonst anmaßenden Tones war eine oft bis zum Lächerlichen ausgedehnte Schüchternheit und Besorgnis getreten. So z. B. kam ich in der Nacht nach Crossen, wo ein paar hundert Wagen mit französischen Offizieren und Beamten, die erfreut über ihre Rettung von der Armee nach Frankreich eilten, um die Gunst der frischen Pferde bei dem durch diesen Andrang ärgerlich gewordenen Postmeister buhlten. Bei dem Hin- und Herreden kam aber auf einmal, sichtbar aus Mutwillen ausgesprengt, das Geschrei: „Die Kosaken sind vor der Stadt.“ Es war dies eigentlich damals noch gar nicht möglich, erregte aber nichtsdestoweniger einen unbeschreiblichen Schreck in dieser zahlreichen Versammlung, von der schon mehrere sich anschickten, ihre Wagen im Stiche zu lassen und ihr Heil in der Flucht zu suchen. Gewiß waren unter dieser aufgeschreckten Herde viele ehrenwerte Degen, die vor wenig Monaten noch tapfer kämpften und denen nur, nachdem ihr früherer stolzer Uebermut unerwartet gebrochen war, eine innere moralische Stütze mangelte. Ich setzte meine Reise unter ähnlichen Ereignissen nach dem mir angewiesenen Dyhernfurt fort, wo mir der schon erwähnte Feldjäger Greulich entgegen kam und mich nach dem nahe bei Breslau ge-

legenen Dorf Scheitnig führte, wo mir der Oberpräsident Merckel sein daselbst gelegenes Landhaus freundschaftlich eingeräumt hatte. Hardenberg ließ mir zugleich sagen, daß ich nur immer des Abends, wenn es ganz dunkel sei, zu ihm kommen und mich dabei eines Nebeneinganges bedienen sollte; diese Vorsicht war bei dem unentschiedenen Zustande unserer Angelegenheiten, und da der französische Gesandte Marsan mit nach Breslau gekommen war, allerdings sehr notwendig.

Den Staatskanzler fand ich bei unserer ersten derartigen nächtlichen Zusammenkunft ganz ungewöhnlich von dieser unentschiedenen Lage und den dadurch möglichen Unfällen ergriffen, er erzählte mir mit der höchsten Bewegung, daß er bei einem Vortrage in Charlottenburg, nachdem er alle seine Gründe, um den König zu einem Entschluß, er möge sein welcher er wolle, zu bringen, vergeblich erschöpft hatte, fortgerissen von der Größe des Augenblicks vor dem König auf die Kniee gefallen sei und seine Hand mit Thränen bedeckt habe, ohne indes, obgleich der König auch bewegt worden sei, von ihm einen festen Entschluß erhalten zu können. Späterhin habe ich noch aus ganz sicherer Quelle erfahren, daß, nachdem diese Unentschlossenheit des Königs auch nach dem so entscheidenden Schritte des Generals York dieselbe blieb und alle eingehenden Regierungsberichte die steigende Unzufriedenheit in den Provinzen bezeichneten, der Staatskanzler eigentlich die Abreise des Königs herbeigeführt hat. Er ließ zuerst durch seine Doppelspione dem französischen Generalkommando in Berlin die Besorgnis vor einem nächtlichen Ueberfall einflößen, und als dieses nun dagegen Vorkehrungen durch nächtliches Zusammenrücken der Truppen und Ausstellungen von Außenposten auch auf dem Wege nach Potsdam traf,

wurde in jener Stadt wiederum mit einiger Wahrscheinlichkeit das Gerücht ausgesprengt, daß die Franzosen eine nächtliche Expedition, um sich des Königs zu bemächtigen, beabsichtigten; dies beschleunigte die Abreise nach Breslau.

Die Konvention von Tauroggen und das Bündnis von Kalisch.

Ich habe bis jetzt absichtlich noch nicht der unter dem 29. November von dem General York mit Rußland geschlossenen Konvention erwähnt, da ich glaube, daß die Beurteilung dieses wichtigen Schrittes hier erst die schicklichste Stelle findet. Der König war bei der ersten Nachricht über dieses Ereignis im höchsten Grade aufgebracht über York gewesen, die anbefohlene Entsetzung und die Untersuchung über das Benehmen des Generals war nicht allein eine zur Beschwichtigung Napoleons getroffene Maßregel, sondern bei dem Könige voller Ernst, dessen Zorn in jenem Augenblick nicht verstellt war. Der König mochte in dem Verhalten Yorks eine direkte Auflehnung des Generals gegen sein Ansehen erblicken. Ueberdies war des Königs Aufenthalt mitten unter den Franzosen wohl geeignet, ihm für seine Person Besorgnisse einzuflößen, daß Napoleon durch jene Handlung Yorks zur einem Gewaltschritt gereizt würde.

Man hat hin und wieder geglaubt, daß York früher schon für ähnliche Fälle instruiert gewesen sei, dies war aber nicht der Fall, da sich der König ganz in die Hände Napoleons gegeben hatte. Es gab dagegen andere Gründe, die den General York wohl bestimmen konnten, in dem vorliegenden Fall einen entschiedenen Schritt zu thun. Man wird sich aus meinen früheren Erzählungen erinnern,

daß der General York eine Vollmacht hatte, bei einem feindlichen Anfall der Franzosen Ost- und Westpreußen in Kriegszustand zu setzen und zu bewaffnen, und daß ich auf Befehl des Königs ihm mehr als einmal schreiben mußte, „daß York, wenn eine Lage eintreten sollte, in der er keine Befehle vom König bekäme und doch den Staat in Gefahr sehe, nach seinem Ermessen handeln solle."

Jene Lage, in der der General die erwähnte Vollmacht erhielt, war allerdings damals vorübergegangen, aber das vom König dem General York bewiesene Zutrauen war durch seine Ernennung zum kommandierenden General doch wahrlich nicht aufgehoben, sondern eigentlich noch erhöht, und da die jetzige Lage des Staates gewiß auch gefährlich war, so konnte der General York in den neu eintretenden Verhältnissen sich nicht allein, sondern er mußte sich eigentlich sagen: der König hat mir schon einmal die Vollmacht gegeben, in außerordentlichen Fällen nach meiner Einsicht und meinem Gewissen zur Erhaltung des Staates zu handeln, gegenwärtig tritt ein solcher Augenblick ein, und ich muß mich des königlichen Zutrauens durch meine Handlungen würdig beweisen. Wer in einer solchen Lage dem Befehlshaber eines vor dem Feinde stehenden, abgesonderten Korps nicht einen Gebrauch seiner Urteilskraft zugestehen will, handelt offenbar ohne Kenntnis derartiger Verhältnisse. Auf dem Schlachtfelde, wo der höchste Befehlshaber durch eigene Ansicht den Zustand der Dinge kennt oder kennen sollte, ist jeder, er möge so hoch stehen wie er wolle, schuldig, den erhaltenen Befehl ohne weiteres Prüfen auszuführen, da ein Untergebener niemals die Lage des Ganzen vollkommen zu übersehen sich anmaßen kann. Sobald aber der erhaltene Auftrag außerhalb dem Gesichtskreise des höchsten Befehlshabers

liegt, sobald der Anführer einer Abteilung es sich sagen muß, daß die Verhältnisse, welche seinen Auftrag erzeugten, durchaus sich veränderten, dann tritt für ihn die Verpflichtung ein, von seinen Kenntnissen und seiner Urteilskraft zum Wohl des Staates, dem er dient, einen gewissenhaften Gebrauch zu machen, sich auf die Gefahr eigener Verantwortlichkeit die ihm fehlenden Instruktionen selbst zu bilden.

Wenn man nun auf diesem Standpunkt den Schritt des Generals York betrachtet, so kann man allerdings sagen, daß die ihm in dem Augenblick der abgeschlossenen Konvention entgegenstehenden russischen Kräfte wohl von ihm hätten überwältigt werden können; rechnet man aber hinzu, daß eine ungewöhnliche Kälte, bei der auf dem Marsch mehrere Leute erstarrt waren, seinem Korps auch einen Teil der Schlagfertigkeit geraubt hatte, daß die Mehrheit desselben dem Entschluß, sich von den Franzosen zu trennen, offenen Beifall zujauchzte, und daß, wenn York auch unter diesen Umständen den größten Teil seines Korps durchführte, dies doch nur mit dem bedeutenden Verlust der Verwundeten und dem Preisgeben des ihm anvertrauten Artillerietrains möglich gewesen wäre, so dürften dies allein schon Gründe von einiger Erheblichkeit bei einem solchen Entschlusse sein, wenn nicht die folgenden noch ein weit größeres Gewicht in die Wagschale der hier anzustellenden Urteile gelegt hätten. York mußte in den Kreis seiner damaligen Beurteilung folgende Ansichten ziehen: Wenn ich mich mit dem Marschall Macdonald vereinigt habe, so kann der Verlust, den ich durch Gefechte und stärkere Märsche etwa erleiden werde, durch die in Ostpreußen unter dem General Bülow anwesenden Truppen zwar ersetzt werden, allein dieses alles, welches mit den Franzosen eine Masse von ca. 30 000 Mann bilden würde,

kann wohl dazu dienen, einen großen Teil der einzelnen Ueberreste der Franzosen zu retten, aber niemals wird es hinreichen, um den Gang des Feldzugs zum Stehen zu bringen; die umfassende Stellung der verschiedenen russischen Korps vom Ober-Bug bis zur Nieder-Memel, die gänzliche Auflösung der französischen Korps, ihr Verlust alles Kriegsmaterials machen einen unausgesetzten Rückzug bis wenigstens über die Weichsel notwendig, und die Folge davon ist, daß ich ein Drittel des preußischen Staats mit allen darin befindlichen Vorräten dem uns verfolgenden Feinde preisgebe, daß gegen die Stimme des Volkes ein immer engeres Anschließen und Hingeben meines Königs an Napoleon unvermeidlich wird, und daß endlich, wenn die Weichsel eine Stillstandslinie bildet, wenn sich hier Napoleons neue Streitkräfte sammeln, dadurch leicht eine Friedensverhandlung herbeigeführt werden könnte, die, indem sie die Weichsel zu einem Grenzfluß zwischen Rußland und Frankreich bildete, auch zugleich die definitive Vernichtung der preußischen Monarchie herbeiführen müßte.

Derartige Ansichten können heutzutage im langen Schlummer des Friedens vielleicht als übertrieben erscheinen, aber damals waren sie es nicht, im Gegenteil, sie waren ein Gegenstand der Diskussion bei beiden Teilen, wie ich dies auch zum Teil bei der Erzählung meines Aufenthalts in Petersburg bemerkt habe. Der König hat trotz allen durch die Zeit abgerungenen äußeren Gunstbezeugungen dem General York niemals diesen Schritt vergeben, aber das erhabene Haus der Hohenzollern und jeder, dem die Erhaltung des preußischen Staates am Herzen liegt, ist dem Andenken Yorks wohl einige dankbare Achtung schuldig!

Einen Vorwurf, den man Napoleon bei Gelegenheit der Kapitulation des Generals York gemacht hat, glaube ich hier näher beleuchten zu müssen, da er mit dem französischen Kriegssystem jener Zeit in einiger Beziehung steht. Man hat nämlich dem französischen Kaiser vorgeworfen, daß er die beiden, ihren Gesinnungen nach zweifelhaften Hauptkontingente, Oesterreich und Preußen, nicht zu seiner Hauptarmee gezogen habe und ihnen dadurch, daß er sie detachierte, den nachherigen Abfall erleichterte. Napoleon beabsichtigte auch, das österreichische Kontingent der Hauptarmee zuzuteilen und Schwarzenberg war bereits auf dem Wege zu derselben bei Minsk, als ihn der, von Tormassow und Sacken mit Uebermacht angegriffene General Regnier zu seiner Unterstützung zurückrief und dadurch von der immer weiter vorrückenden Hauptarmee trennte und an den Bug fesselte. Es waren also eigentlich nur die Preußen, welche gleich von Anfang in einer detachierten Stellung bleiben sollten, was, nach dem Erfolg beurteilt, allerdings fehlerhaft erscheint, doch muß man dagegen auch wieder die folgende militärische Ansicht, welche Napoleon bei seinem einmal angenommenen System wohl haben konnte, billigerweise berücksichtigen. In der ganzen Kriegsführung des Kaisers war alles auf die Schlachtentscheidung berechnet, und da konnte ihm allerdings der Vorteil nicht zweifelhaft erscheinen, wenn er am Schlachttage in seinem Heere 50 000 Franzosen mehr statt an deren Stelle ebensoviel Oesterreicher und Preußen gegen den Feind zu führen hatte.

Bei der bisherigen Unentschiedenheit des preußischen Kabinetts hatte dasselbe, wie dies in einer solchen Stimmung unvermeidlich ist, nach beiden Seiten Schritte gethan. Auf die erste Nachricht von der Kapitulation des Generals York war der preußische Gesandte in Paris, der

General Krusemarck, der dem großen Hauptquartier nach Wilna gefolgt war, sich von dort gerettet hatte und nun in Berlin aufhielt, sogleich mit allen möglichen Entschuldigungen nach Paris geschickt worden. Napoleon hatte ihn mit einer Menge von Vorwürfen empfangen, und als Krusemarck in diesem Entschuldigungskampf unter anderem anführte, daß bei den großen Streitmitteln, welche dem Kaiser zu Gebote ständen, der Ausfall eines so kleinen Korps doch unbedeutend sei, erwiderte der Kaiser rasch: „Das weiß ich, in militärischer Hinsicht ist es gar nichts, aber in politischer sehr viel."

Um den sich hier zeigenden Unwillen Napoleons womöglich noch mehr zu beschwichtigen, hatte der König noch in der Person des Fürsten Hatzfeld einen außerordentlichen Gesandten nach Paris geschickt, um dem Kaiser die Absetzung Yorks und die Anordnung eines Kriegsgerichts über ihn anzuzeigen. Zu diesem Geschäft war die Person Hatzfelds wirklich gut gewählt, denn einen unterthänigeren Diener und Anhänger von Napoleon, als er es war, konnte man schwerlich auffinden.

Zu derselben Zeit aber, daß diese Sendboten der Seine zueilten, hatte der Strom der Begebenheiten auch die Absendung ähnlicher Personen nach dem Osten herbeigeführt. Der Oberstleutnant v. Natzmer, Flügeladjutant des Königs, der dem General York die Ordre seiner Absetzung brachte, war auch mit einem Entschuldigungsschreiben zu dem Kaiser Alexander nach Wilna gereist, der General Kleist, der folgende Befehlshaber nach York, hatte ebenfalls eine solche Reise in das russische Hauptquartier angetreten, und jetzt endlich, nachdem der König sich nach Breslau begab, war auch der Oberst Knesebeck direkt an den russischen Kaiser, mit dem Versuch, eine Unterhandlung

anzuknüpfen, abgesendet. Der König hatte Knesebeck selbst ausgewählt, ohne daß man sagen konnte, daß dies für die Verhältnisse eine glückliche Wahl gewesen wäre. Wie man sich erinnern wird, war er es gewesen, der vor Eröffnung des Kriegs dem Kaiser Alexander den Anschluß Preußens an Napoleon anzuzeigen hatte und nun eigentlich diesen Schritt zurückmachen sollte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der König ihn absichtlich gewählt habe, um bei seiner ihm bekannten verwickelten Verfahrungsweise so viel Zeit als möglich zu gewinnen.

Genug, Knesebeck reiste nach Plock, wo er den Kaiser Alexander anzutreffen glaubte, kam jedoch erst nach der Abreise des Kaisers dort an, mußte ihm also nachreisen und holte ihn erst in Kalisch ein, wodurch nicht allein eine kostbare Zeit verloren ging, sondern auch Mißtrauen in der Umgebung des Kaisers sich über die Absichten Preußens auszusprechen anfing.

Ehe ich indes den weiteren Verlauf der preußisch-russischen Verhandlungen niederschreibe, scheint es mir notwendig, einen Blick auf die damalige Stimmung in Breslau zu werfen und damit eine allgemeine Angabe der Kriegsereignisse zu verbinden, da diese beiden Verhältnisse einen großen Einfluß auf die endliche Entscheidung unserer Politik äußerten.

Breslau hatte zu jener Zeit durch den ungewöhnlichen Zusammenstoß von Menschen eine ganz veränderte Physiognomie bekommen. Mit dem König war eine Menge Beamte, ein Teil der in Berlin anwesenden Gesandten, ferner ein großer Teil des schlesischen Adels, und außerdem noch viele, die Anstellung suchten, sonstige Spekulanten und Menschen, die die Entscheidung des großen Schauspiels in der Nähe sehen wollten, in der schlesischen Haupt-

stadt eingezogen. Diese bunte, sich bis dahin noch vielfach fremde Masse hatte der Stadt eine nicht gewöhnliche Thätigkeit gegeben. Der Krieg und Preußens sowie Europas Zukunft war zwar der alles übrige verdrängende Gegenstand jedes Gesprächs, doch sprach sich hier noch nicht die Entschlossenheit, gegen Frankreich zu kämpfen, wie ich sie in der Mark gefunden hatte und wie die täglichen Berichte aus Ostpreußen sie schilderten, aus. Zu dieser anscheinenden Unentschiedenheit wirkten mehrere Ursachen. Einmal die Anwesenheit des Königs, über dessen Ansichten man täglich die widersprechendsten Meinungen hörte, da eine jede Partei einzeln gehörte Worte nach ihrer Ansicht ausbildete und verbreitete; die Meinung vieler Menschen wurde dadurch gelähmt, so daß sie nicht die ihrige aussprechen mochten. Ein großer Teil des anwesenden Adels war zwar nicht, wie sich dies nachher auch ausgewiesen hat, gegen den Krieg, wohl aber waren sie dem Staatskanzler und Scharnhorst abgeneigt, die sie als die Hauptbeförderer liberaler Ideen und namentlich der Verleihung des bäuerlichen Eigentums haßten. Unter den Gewerbetreibenden sowie Beamten und Landleuten gab es überdies auch noch mehrere, die, durch die bisher einem Teil von Schlesien zugestandene Neutralität verleitet, in ihrer Unschuld die Fortdauer dieses Zustands bei dem wieder ausbrechenden Krieg wünschten und daher auch für möglich hielten. Zwischen diesen angegebenen großen, eigentlich noch in sich unentschiedenen Schattierungen bewegte sich nun eine französische und antifranzösische Partei, und jede suchte durch Verbreitung ihrer Ansichten und Meinungen sich so viel Anhänger als möglich unter den Neutralen zu werben und dadurch die noch immer zögernde königliche Entscheidung, so gut es anging, auf ihre Seite zu lenken: dies erzeugte einen Meinungs-

kampf, der bei dem geringsten gehofften oder besorgten Erfolg mit jeder Stunde heftiger wurde.

Um die französische Partei richtig zu schildern, muß man sie in zwei Abteilungen zerlegen. Die ersten waren und blieben entschiedene, laut eingestandene Anhänger Napoleons, sie schilderten nun das Abgehen von seiner Allianz für eine entschiedene Ruchlosigkeit und die dem französischen Kaiser übrig gebliebenen durch sein Genie in Thätigkeit zu setzenden Streitmittel so groß, daß es Absurdität oder Verrat sei, gegen diese Richtung etwas unternehmen zu wollen. Kalckreuth war unbestritten der Thätigste dieser Partei. Graf Marsan, der französische Gesandte, stand allerdings auch von Amts wegen in den Reihen dieser Partei, doch erfüllte er in der That die ihm vorgeschriebenen Pflichten mit so großer Mäßigung, daß sich aufs neue der Gedanke bei mir erzeugte: daß er nur strenge seiner Amtspflicht nachleben wolle, und daß sein piemontesisches Herz sich über den Untergang von Napoleon trösten würde. Wichtig für diese Partei war auch die unerwartete Ankunft des Grafen Haugwitz, ehemaligen bekannten Kabinettsministers. Er kam von seinen Gütern aus Oberschlesien und Warschau, um den König zu begrüßen.

Die zweite französische oder antirussische Partei sagte jedermann, jedoch im größten Vertrauen und bei gut zugemachten Thüren, daß ihr deutsches oder preußisches Herz dem Napoleon aufs äußerste abgeneigt sei, daß aber seine Macht doch noch zu groß sei, als daß Preußen etwas gegen ihn unternehmen könne. Der alte General Köckeritz, vieljähriger Generaladjutant des Königs, war wahrscheinlich der ehrlichste in dieser Partei, da sein friedlicher, aber beschränkter Blick das, was ihm andere vorsagten, in der

Regel als Wahrheit annahm. Ob Knesebeck und Ancillon, die als die Wortführer jener Partei angesehen werden konnten, es ebenso fest glaubten, oder ob sie sich durch diese Meinung nur gegen den immer stärker ausgesprochenen Franzosenhaß des Volkes in etwas sicher stellen, ein juste milieu bilden wollten, dies will ich nicht weiter prüfen. Beide Parteien vereinigten sich indes, den König von einem Anschluß an Rußland abzuhalten und in der Verbindung mit Frankreich zu erhalten. Die aus Frankreich ankommenden Nachrichten über angeordnete Rüstungsmaßregeln und den dort im Volke herrschenden Enthusiasmus wurden möglichst vergrößert bei uns ausposaunt. Man hatte nicht ungeschickt einen diesen Parteien angehörigen ehemaligen Rittmeister dem Staatskanzler zu einer Reise nach Paris vorgeschlagen, und dieser brachte nun eine von ihm angefertigte Denkschrift aus Paris mit, nach der man in wenig Wochen Napoleon mit einem der Rüstung des Xerxes beinahe gleichen Heere an der Weichsel sehen würde. Die bewaffnet gebliebenen Ueberreste der französischen Armee, welche sich in Posen gesammelt hatten und nun fortdauernd, von dem Feinde gedrängt, ihren Rückzug über Glogau nach der Elbe oder über Küstrin auf Berlin fortsetzten, wurden, da ein paar neue Divisionen ihnen entgegengerückt waren, als eine Armee angegeben, die der russischen vollkommen gewachsen sei und sich jetzt nur strategischer Zwecke wegen nach der Elbe zöge.

Diesem schroff entgegengesetzt stand nun die antifranzösische oder Kriegspartei, die sich wiederum in zwei Hauptabteilungen zerlegte. Die ersten oder radikal Heftigen, zu denen ich allerdings auch gehört habe, wollten ein Losschlagen auf der Stelle, sie glaubten, daß die vorrätigen Streitmittel in Vereinigung mit der Volksstimmung hin-

reichend wären, um die kleinen, in ihrem Inneren aufgelösten zurückgehenden französischen Abteilungen gänzlich aufzureiben. Sie glaubten, daß es dadurch möglich sein würde, den größten Teil der oft einzeln zurückkehrenden französischen Generale einzufangen, das weitere Verproviantieren der von den Franzosen besetzten Festungen zu hemmen, und daß es dadurch ausführbar sein würde, mit den russischen und preußischen Streitkräften über die Elbe zu gehen, sich bis zum Herankommen der Verstärkungen und bis zur Eröffnung des Feldzuges in Sachsen zu etablieren und von hier aus durch vorgesendete Detachements die erste, sich jetzt laut aussprechende Aufregung in Deutschland zu einer allgemeinen Teilnahme zu bringen.

Die zweite Kriegspartei, an deren Spitze Scharnhorst und Hardenberg standen, widersprach zwar den Vorteilen einer augenblicklichen Eröffnung der Feindseligkeiten nicht, glaubte aber der entgegenstehenden Schwierigkeiten wegen die Sache nicht ausführbar und beschränkte sich auf die möglichste Erweiterung unserer Rüstungen und die Beförderung des Abschlusses einer Verbindung mit Rußland.

Mittlerweile daß diese verschiedenen Kriegs- und Friedensansichten sich wechselseitig bekämpften, war der Gang der auf Preußen einwirkenden Kriegsereignisse in seinen Hauptumrissen folgender gewesen. Den 13. Januar waren die Russen unter Wittgenstein bei Marienwerder an der Weichsel angekommen, und am 16. wurde Danzig von ihnen blockiert. Die Franzosen zogen sich nun von der Weichsel nach Posen, wo Murat auf einen Augenblick den Oberbefehl übernahm, bald aber durch einen öffentlich bekannt gemachten Erlaß Napoleons dieser Stelle wegen mangelnder geistiger Umsicht entsetzt und durch den Vizekönig von Italien ersetzt wurde. Den 21. Januar war

Alexander von Wilna aus in der ersten preußischen Stadt Lyck angekommen und hatte sich dort nach einer öffentlichen feierlichen Anrede des dortigen Superintendenten, wenn auch mit diplomatischer Besonnenheit, doch als der treu gebliebene Freund des Königs von Preußen ausgesprochen; noch unzweideutiger hatte er seine Gesinnungen dadurch erklärt, daß er von Lyck aus den Minister Stein nach Königsberg mit Vollmacht und dem Auftrage an die dortige Provinzialregierung sendete: unverzüglich die Landstände zusammenzurufen und mit ihnen nach den im Jahr 1808 vom König genehmigten Grundsätzen (Stein war damals noch preußischer Minister) eine Landesbewaffnung gegen Frankreich einzuleiten.

Alexanders Weg, der nun bei der von Kutusow geführten, allerdings auch sehr verkleinerten russischen Hauptarmee blieb, ging über Mlawa, Plock, wie ich es schon gesagt habe, nach Kalisch.

Schon den 1. Februar hatten Berthier und Davoust Posen verlassen, die wieder formierten Ueberbleibsel des französischen Heeres zogen in Abteilungen über die Oder. Das sogen. 7. Armeekorps stand den 19. Februar, über Glogau kommend, bei Freistadt in Schlesien, und das Ganze bestand aus 1150 Franzosen unter Durutte und 2000 Sachsen, ihnen fehlte Munition und Geschütz. Der Ausruf: Kosaken! Kosaken! hielt sie in beständiger, kaum glaublicher Aufregung, so daß ihre Ueberwältigung, wenn die in Schlesien befindlichen preußischen Truppen losgeschlagen hätten, nicht schwer, in Hinsicht der deutschen Truppen vielleicht gar nicht nötig gewesen wäre.

Wittgenstein war mittlerweile durch Westpreußen und die Neumark den französischen Trümmern gefolgt; seine Spitze unter dem Obersten Tettenborn ging den 16. Februar

mit 2000 Kosaken bei Zellin über die Oder und näherte sich Berlin, den 20. schon drangen einige Kosaken im Einverständnis mit den Einwohnern in die Hauptstadt, es gab einzelne Straßengefechte, und nur mit der größten Mühe konnten die Behörden einen allgemeinen Volksaufstand gegen die Franzosen zurückhalten, die indes, das Mißliche ihrer Lage erkennend, den 4. März die Hauptstadt räumten, da den 21. Februar auch noch das russische Korps bei Frankfurt über die Oder gegangen war und nun in Berlin einrückte.

In demselben Verhältnis wie die preußische Volksstimme immer lauter nach Krieg rief, kam auch eine Menge durch die bisherige französische Politik aus ihrem öffentlichen Leben zurückgedrängter Personen nach Breslau, um an dem nahen Kampfe teilzunehmen. Ich nenne hier nur einige der bedeutendsten, als z. B. Gneisenau, der sich bis dahin in England aufgehalten hatte, jetzt in Kolberg landete, wo ihm die patriotische Bürgerschaft, eingedenk seiner schönen Verteidigung ihrer Stadt, einen glänzenden Empfang bereitete, und Grolman und Oppen (dieser letzte blieb in Frankreich), sie hatten beide den Feldzug in Spanien mitgemacht und kamen nun, aufs neue ihre Dienste dem Vaterlande zu weihen, sowie eine Menge höchst achtenswerter Männer aus allen Ständen, deren vaterländisches Gefühl gleiche Gesinnungen erzeugte.

Trotz allen diesen so ermunternden äußeren und inneren Anzeichen blieb die Stimmung des Königs doch noch immer im höchsten Grade unentschieden. Unaufhörlich bearbeitet von den vorhin geschilderten Friedensparteien, wurde seine persönliche Abneigung gegen den Krieg bis ins Unglaubliche gesteigert; unerachtet seiner Vorliebe für

die russischen Kriegseinrichtungen hatte er doch kein Vertrauen zu der von Alexander ausgehenden Kriegslenkung und hierin auch bis zu einem gewissen Grade recht.

Ferner wollte der König von keiner Schilderhebung etwas wissen, wenn Oesterreich nicht zugleich daran teilnehme, woran damals noch gar nicht zu denken war. Obgleich man in Breslau wußte, daß von Wien aus Herr v. Wessenberg heimlich nach London geschickt und sämtliche Provinzialgouverneure nach der Hauptstadt berufen wurden, so erschien doch zugleich aus Wien jenes berühmte Manifest, in dem die Ruhe als das erste Bedürfnis Europas geschildert wurde; nur zu oft haben entnervte diplomatische Gemüter diese Phrase, nach der die Tagesordnung des Schah Allum das Ziel alles menschlichen Strebens sein müßte, gemißbraucht. Gegen Preußen entschuldigte sich Oesterreich mit den mit Napoleon eingegangenen Familienverbindungen und seinem aufgelösten Rüstungszustande, während der Unbefangene ganz deutlich sehen konnte, daß die Absicht des Wiener Kabinetts keine andere sei, als das erste Zusammentreffen von Rußland und Preußen mit Frankreich abzuwarten und dann nach den Umständen zu handeln, also in dieser für Europa so wichtigen Zeit im Trüben zu fischen. Alles dieses vermehrte den Mißmut und die Unentschlossenheit des Königs.

Wenn auch vom menschlichen Standpunkt aus dieses Zaudern sich zum Teil erklären läßt, weniger zu verteidigen ist es, wenn ich jetzt zur treuen Vervollständigung jenes Zeitgemäldes noch berichten muß, daß der König im höchsten Grade unbillig gegen den um ihn so hochverdienten Scharnhorst war. Daß Scharnhorst, unterstützt durch die Zeitereignisse, mit seinen Ansichten gesiegt hatte, mochte wohl der Hauptgrund zu diesem Benehmen sein,

nur war es ein doppelter Uebelstand, daß der König allen Rüstungsvorschlägen dieses Mannes immerwährende Hindernisse in den Weg legte. Nur allein diesem inneren Zerwürfnis ist es zuzuschreiben, daß Preußen nicht schon bei Eröffnung der Feindseligkeiten mindestens 30 000 Mann stärker auf dem Schlachtfelde von Görschen auftrat. Was mußte wohl ein solcher Mann wie Scharnhorst empfinden, der der strengen Wahrheit gemäß sagen konnte: Durch mich allein sind die Streitmittel zu einer Rüstung in Preußen vorbereitet, trotz allem Widerstreben habe ich den Gedanken an ein neues Erheben des Staates auf vielfachem Wege aufrecht erhalten, und jetzt werde ich im Augenblick der Benutzung unaufhörlich gekränkt! Dies alles wirkte auch so stark auf Scharnhorst, daß er den Gedanken faßte, aus dem Dienst zu treten. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich diese Stimmung von Scharnhorst (der sonst in solchen Dingen selbst gegen seine Freunde verschlossen war) selbst erfahren, und so wurde es mir möglich, dem Staatskanzler davon Nachricht zu geben, der durch seine Vorstellungen den König von da an zu einer andern Auffassung vermochte.

Scharnhorsts eigentlicher Verteidigungsplan war folgender: er wollte die mobile Armee bis zu 100 000 Mann vermehren, wozu durch die Masse der ausexerzierten Krümper und die hinreichend vorrätige Bewaffnung alles vorbereitet war; alles, was dann noch von jungen Leuten eingezogen würde, sollte die zahlreichen Besatzungen und die Einschließung der von den Franzosen besetzten Festungen bilden, und demnächst in jedem landrätlichen Kreise eine nach Maßgabe der Bevölkerung aus Fußvolk und Reiterei bestehende Landwehrdivision gebildet werden, deren Hauptzweck der kleine Krieg geworden wäre. Scharnhorst, der

ebensowenig der Ausdauer der Kabinette als der gegen Napoleon überlegenen Heeresführung ganz traute, hatte die Absicht, nach dem Beispiele von Spanien dem kleinen oder Guerillakriege eine solche Ausdehnung zu geben, daß selbst eine hin und wieder verlorene Schlacht nicht einen übereilten Frieden herbeiführen konnte. Der Gang der Begebenheiten hat diese Art der Kriegführung nicht notwendig gemacht, aber wenn ich die damaligen Verhältnisse und besonders den Charakter der einflußreichsten Personen jener Zeit mir noch ins Gedächtnis zurückrufe, so kann ich nicht anders sagen, als daß der von Scharnhorst vorgeschlagene Plan als der umfassendste und sicherste erschien. Scharnhorsts Plan, der auf die so schnell als möglich zu gewinnende Selbständigkeit von Preußen und Deutschland berechnet war, erschien den ängstlichen Hofleuten als viel zu demokratisch, weshalb denn auch Scharnhorst und meine Wenigkeit mit der wirklich nicht verdienten Benennung Jakobiner häufig belegt wurden. Bei dieser Differenz der Meinungen war es daher ein großer Fortschritt, daß Scharnhorst vom König am 3. Februar den Aufruf wegen der Freiwilligen, und am 9. die Aufhebung aller bisherigen Kantonsexemtionen erhalten hatte. Beide Gesetze waren notwendig, wenn eine wirkliche Volksbewaffnung stattfinden sollte. Durch die Freiwilligen haben wir nicht allein den nötigen Ersatz für unser so bedeutend vermehrtes Offizierkorps erhalten, sondern diese Detachements haben auch ganz unglaublich auf die verbesserten Sitten des Soldatenstandes gewirkt; so wurden z. B. die gewöhnlich schmutzigen Lieder, welche bis dahin das Lagerleben notdürftig erheiterten, sehr bald durch die von den Freiwilligen mitgebrachten neueren Kriegsgesänge verdrängt, deren innerer Wert auch den anscheinend rohen Sinn unserer alten Soldaten ansprach.

Wie verschieden man indessen über die Anwendung der Freiwilligen in den ersten Augenblicken noch hin und wieder dachte, darüber glaube ich die folgende charakteristische Anekdote hier anführen zu müssen. Ein angesehener Mann in Berlin hatte, da er zu bejahrt war, am Kriege selbst teilzunehmen, einen Freiwilligen aus seinen Mitteln ausgerüstet und schrieb nun an den König nach Breslau, er habe diesen Freiwilligen gestellt: pour lutter vers les Barbares du Nord. Solche Ansichten gehörten indes glücklicherweise nur einem kleinen Kreise an, die Freiwilligen selbst fühlten trotz allen noch bestehenden politischen Demonstrationen, wem es galt, und wären aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem Anschlusse an Frankreich unter keiner Bedingung zu bewegen gewesen.

Dem mühsam begonnenen Werke der preußischen Erhebung wurde jetzt eine unerwartete Unterstützung zu teil, die einen gewaltigen Eindruck auf die Zaudernden machen mußte. Es war, wie ich glaube, den 20. Februar, als der Major Graf Louis Dohna, ein Bruder des Ministers, mit der Erklärung der ostpreußischen Stände in Breslau anlangte, daß der in Königsberg versammelte Landtag den Entschluß gefaßt habe, aus eigenen Mitteln zur Verteidigung der Selbständigkeit des Thrones und des Vaterlandes 30 000 Mann Landwehr zu stellen. Dies war in der That das Todesurteil der Franzosenfreunde, denn ohne eine Auflösung des Staates war nun an die Fortsetzung der Verbindung mit Napoleon nicht mehr zu denken. Da dieser Entschluß der preußischen Stände ein so denkwürdiges Ereignis ist, so glaube ich, daß eine Darstellung des ganzen Vorganges, so wie ich sie von einem achtenswerten Mitgliede jenes Landtages erhalten habe, hier nicht an unrechter Stelle stehen wird.

Am 23. Januar hatte das ostpreußische Regierungspräsidium auf die Aufforderung des in Königsberg angekommenen Ministers Stein auf den 5. Februar einen Landtag ausgeschrieben und mit etwas diplomatischer Aengstlichkeit hinterher bestimmt: daß es nicht ein Landtag, sondern eine Versammlung der Stände sein sollte, um die von dem Minister Stein vorzulegenden Eröffnungen zu beraten. Die einberufenen Deputierten hatten sich so beeilt, daß der Anfang der Versammlung schon am 4. unter dem Präsidium des Geheimen Justizrats v. Brandt stattfand, da der Oberpräsident v. Auerswald durch Krankheit an der Teilnahme der Eröffnung behindert wurde.

Der Minister v. Stein schrieb nun an diesem Tage an v. Brandt, „daß er die Versammlung veranlaßt habe, um der Deliberation der Stände die Auswahl der Mittel zur allgemeinen Verteidigung des Vaterlandes anheim zu geben, und daß sie die Vorschläge den geordneten Behörden vorlegen sollten“. Da der Oberpräsident v. Auerswald die kaiserliche Vollmacht des Ministers v. Stein den Ständen noch nicht mitgeteilt hatte, und es ihnen außer jenem Schreiben an einem Fundament zur weiteren Beratung fehlte, so ernannten sie eine Deputation, bestehend aus dem Minister Grafen Dohna, dem Königsberger Oberbürgermeister Hedemann, dem ehemaligen Regierungspräsidenten Schimmelpfennig, dem Grafen Lehndorff auf Steinort und dem Landschaftsrat Kest, die sich zum General v. York begab und seine Ansichten über den vorliegenden Gegenstand verlangte. York ging mit dieser Deputation auf der Stelle nach der Ständeversammlung, erklärte als Gouverneur von Preußen sich zur Leitung der außerordentlichen Rüstungen bereit, verlangte zu den weiteren Verhandlungen ein bleibendes Komitee der Stände, forderte die Ergänzung der

Truppen, 730 Freiwillige, schlug die auch später erfolgte Errichtung eines Nationalkavallerieregiments und, wenn dies alles nicht ausreichen sollte, auf den Fall der Not die Errichtung der Landwehr vor, nach den, wie er hinzufügte, für solche Verhältnisse bereits vom König genehmigten Grundsätzen.

Indem sich dieses Komitee nun zu bilden anfing, machten bei einer am 7. gehaltenen Versammlung der Stände zwei Deputierte, der Landrat v. Bodelschwingh und der Gutsbesitzer H. v. Zychlinsky (beide traten in die Landwehr, der erstere blieb in der Belagerung von Danzig, der andere starb bald nach dem Feldzuge), den Vorschlag zu einer allgemeinen Landesbewaffnung. Dieses hielt indes ein Teil der Stände für bedenklich und beschloß, da auch unterdes die von dem russischen Kaiser unter dem 6. Januar in Ratzky für den Minister Stein ausgestellte Vollmacht bekannt geworden war, worin es wörtlich hieß:

> Nous le chargeons en outre de veiller à ce que l'armement de la milice et de la population s'organise d'après les plans formés et approuvés en 1808 par Sa Majesté le Roi de Prusse dans le plus court délay possible etc.

eine weitere Beratung mit dem General York, in deren Folge die Errichtung der Landwehr beschlossen und das erwähnte Komitee in die Generalkommission zur Errichtung der Landwehr verwandelt wurde, die die ersten Grundlinien mit dem damals gerade anwesenden Obersten v. Clausewitz und dem Major v. Brause, damaligen Adjutanten des Generals York, verabredete. Dem Minister Dohna gebührt dabei noch das Verdienst, daß er den am 7. gefaßten Entschluß durch eine höchst patriotische Rede herbeiführte, in der er den Ständen sagte, daß von diesem Augenblick nicht

allein das selbständige Bestehen des Staates, sondern ihre eigene Freiheit und Ehre abhinge, und daß er, entschlossen, Leben und Glücksgüter für diesen Zweck einzusetzen, bereit sei, sich als ersten Landwehrmann einzeichnen zu lassen: so begeisterte er die ganze Versammlung, die mit dem Ruf: „Es lebe der König!" die Errichtung der Landwehr beschloß.

Unablässig hatte Scharnhorst die allgemeine Volksbewaffnung vorbereitet, und an ihm lag es nicht, wenn sie noch nicht ins Leben getreten war. Uebrigens war der Gedanke an Landwehr und Landsturm so allgemein verbreitet, daß man ihn bei jedem gutgesinnten Menschen voraussetzen konnte: die beredten Schriften des wackeren Ernst Moritz Arndt, die damals nicht gelesen, sondern fast verschlungen wurden, hatten ihn allen Gebildeten zugänglich gemacht.

Ohne den Schritt von York und jetzt den der ostpreußischen Landstände wäre Scharnhorst höchst wahrscheinlich mit allen seinen Bemühungen nicht durchgedrungen. Es bedurfte solcher außerordentlichen Veranlassungen, um die Franzosenfreunde in die Enge zu treiben und die Unentschlossenheit des Königs zu besiegen.

Der Entschluß der ostpreußischen Stände bleibt daher einer der wichtigsten jener denkwürdigen Zeit, und wenn man den durch die vorhergegangenen Kriegsleiden erzeugten Notstand der Provinz berücksichtigt und hinzurechnet, daß noch eine kleine französische Armee in der Provinz als Besatzung in Danzig stand, so bildet der patriotische Sinn, der sich hier aussprach, eine der glorreichsten Erscheinungen der preußischen Geschichte. Durch das freiwillige Anerbieten der Landwehr war für Feind und Freund der Geist, der das preußische Volk belebte, ausgesprochen, keine der Pro-

vinzen des Staats konnte sich ähnlichen Leistungen entziehen.

Auch wirkte das Bekanntwerden jenes Entschlusses wie ein allgemeiner Aufruf. Von einem großen Teil deutscher Universitäten strömten mutige Jünglinge hinzu, um sich besonders der von dem Major v. Lützow errichteten sogen. Schwarzen Schar anzureihen. Männer aus allen Ständen, schon über das Alter der Waffenpflicht hinaus, folgten dem Ruf der Ehre und Vaterlandsliebe, entflammten den aufwachenden Mut der Studierenden. Professor Steffens, geachteter Lehrer in Breslau und damals noch nicht durch seine späteren theologischen Ansichten befangen, war der erste, der seine Lehrkanzel mit dem Schwert vertauschte und ein für jene Zeit höchst ermutigendes Beispiel gab. Der Kronprinz, den eine ängstliche Vorsorge von dem Kriegszug zurückhalten wollte, nahm höchst entschieden die Rechte der Freiwilligen für sich in Anspruch. Große Gutsbesitzer stellten sich an die Spitze der Landwehr, Präsidenten und Räte verließen die Gerichtshöfe und Regierungskollegien, um Bataillone und Kompagnien gegen den Feind zu führen, der Sohn des ärmeren Taglöhners eilte mit dem Gefühl der Rache und des Sieges zu der ihm winkenden Fahne. Selbst Weiber, wie z. B. Auguste Krüger, wählten mit großen Aufopferungen männliche Tracht, um unerkannt ihr Leben dem Dienste des Vaterlands als Wehrmänner zu weihen. Ueberall strömten mitunter bedeutende Gaben zu den Rüstungskosten hinzu, Kostbarkeiten wurden eingeliefert, goldene Ringe gegen besonders dazu angefertigte eiserne eingetauscht, und als mitten unter diesen patriotischen Spenden ein edles, aber armes Fräulein, Auguste von Schmettau, mit dem Schicksal grollte, daß ihr die Mittel zu einem Beitrag fehlten, ergriff sie nach innerem Kampf eine Schere,

schnitt sich ihr langes schönes Haar ab, welches nun zu Flechten für die obigen Erinnerungsringe verarbeitet wurde. Die in Berlin versammelten Landesrepräsentanten riefen in ernsten Worten dem Vaterland seine Pflicht, zu siegen oder zu sterben, zu, von allen Ständen, aus jeder Hütte hallte ihnen eine gleiche Gesinnung entgegen, und alles bezeichnete eine denkwürdige Zeit, die ich durch diese einzelnen Pinselstriche nur anzudeuten versuchte, da sie würdig und vollständig zu schildern ich mich zu schwach fühle.

Bei dem König waren indes noch lange nicht die ihn beunruhigenden Bedenklichkeiten besiegt. Es beunruhigte ihn, daß ein Ereignis nach dem andern ihn wider seinen Willen fortriß. Fürst Hatzfeld, der als außerordentlicher Gesandter noch in Paris weilte, ward nicht müde, die bedeutenden Rüstungen Frankreichs und die vorzüglichen Gesinnungen Napoleons gegen den König in jedem Brief zu schildern. Noch am 14. Februar hatte Napoleon in einer im Senat gehaltenen Rede versichert, daß er mit allen seinen Alliierten zufrieden sei, und dies ward nun mit Rücksicht auf die Stimmung des Königs nicht ungeschickt als der Beweis herausgehoben, daß der französische Kaiser von dem in Preußen sich gegen ihn aussprechenden Volksgeiste, im vollen Vertrauen auf die Gesinnungen des Königs, keine weitere Notiz nehme. Der König von Sachsen hatte, durch religiöse Ansichten und Vertrauen auf Napoleon befangen, am 23. Februar seine feste Ausdauer in seiner bisherigen Verbindung öffentlich erklärt, auch Dresden verlassen, um sich für das erste nach dem Voigtländischen zu begeben, und dies machte, da unsere Verhandlung mit Rußland, wie ich es später erzählen werde, noch kein Resultat ergeben hatte, den König aufs neue unentschlossen; er sprach sich zwar nicht mehr entschieden gegen den Krieg aus, da-

gegen verleitete ihn sein Mißmut zu einem unaufhörlichen Tadel gegen jede ihm vorgelegte noch so dringende Maßregel. Er, der sonst bei seinem billigen Sinn in ruhigen Verhältnissen keine bedeutenden Schwierigkeiten in den Geschäftsgang legte, erschien dagegen in solchen Lagen, wie die damalige, ganz verändert, er war unerschöpflich, Schwierigkeiten aufzufinden, die sich zuletzt so häuften, daß die Lage der ihn umgebenden Geschäftsmänner über jeden Begriff peinlich wurde. Die Anordnung einer allgemeinen Nationalkokarde, die als ein gemeinschaftliches Verbindungszeichen mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde, war eigentlich die einzige allgemeine Maßregel, deren Vollziehung man damals erhalten konnte.

Ich komme jetzt auf die mit Rußland angeknüpften Unterhandlungen zurück.

Knesebeck, der, wie schon früher gemeldet, den russischen Kaiser in Plock verfehlt hatte, ihm nachreisen mußte und so bis Kalisch eine kostbare Zeit verlor, wählte nun bei dem endlichen Anfang seiner Unterhandlungen eine Grundlage, welche man seinem Zwecke nach billigen, dagegen aber als unpassend für die damaligen Zeitverhältnisse und die besondere Lage Preußens ansehen muß. Der russische Kaiser hatte, so wie dies schon bei der Unterredung, die ich mit ihm in Petersburg hatte, der Fall war, reichliche Entschädigung für Preußen in Deutschland zugesichert, dagegen aber unsere ehemaligen Besitzungen in Polen in Anspruch genommen und uns endlich zu einer direkten Kommunikation zwischen Preußen und Schlesien die Fläche, welche das jetzige Großherzogtum Posen bildet, zugestanden. Daß ein solcher Grenzzug für Preußen in vielfacher Beziehung ungünstig ist, leidet keinen Zweifel. Es war dies

eine beliebig auf der Landkarte gemachte Staatenbildung, bei der ebensowenig das Interesse beider Staaten als die geregelte Entwickelung einer guten Volkswirtschaft berücksichtigt wurde. So schroff dem ersten Anschein nach der Deutsche und Pole auch immer gegen einander stehen mögen, so ist eine Anlehnung der Bewohner des Weichselgebiets an Preußen und eine im Laufe der Jahre sich dadurch ausbildende nationale Vereinigung doch immer eher als mit Rußland möglich. Denn wenn der Pole auch in dem ersten Falle seine zurückgewünschte Staatsselbständigkeit nicht erhält, so wird ihm dagegen eine freie Entwickelung seiner industriellen und geistigen Anlagen möglich, die ihm Rußland niemals, ebensowenig als seine Selbständigkeit, zugestehen kann. Die Zeit wird die obigen Ansichten und Bedürfnisse wahrscheinlich immer mehr zur Sprache bringen und den Satz bestätigen, daß alle Eroberungen, aller Ländererwerb, die nicht in die Entwickelung des Staats und des Volkslebens natürlich und also auch vorteilhaft eingreifen, von keinem Gewinn für den erwerbenden Staat sind. Aber alles dies zugegeben, war es doch damals in Kalisch nicht mehr der Zeitpunkt, in dem wir eine bessere Gestaltung unserer östlichen Grenzen mit Rußland herbeiführen konnten; Preußen hatte zweimal die Gelegenheit dazu gehabt und sie unbenutzt vorbeigehen lassen.

Der erste günstige Zeitpunkt war der, als Alexander dem König die Erneuerung des Bündnisses gegen Napoleon im Jahr 1811 antrug und der zweite, als Scharnhorst dem König im Dezember 1812 die Ausführung der früher angeordneten Rüstungen vorschlug.

Diese Gelegenheiten waren einmal verpaßt und wir waren eigentlich schon in der Hand Rußlands. Dies alles übersah Knesebeck und faßte noch obenein die durchaus un-

begründete Besorgnis, daß Alexander Absichten auf die von den Franzosen besetzten Oderfestungen habe; er war sogar unvorsichtig genug, dies auszusprechen, und so entstand ein förmliches Stocken der Verhandlungen.

Der Minister Stein, der sich damals bei Alexander in Kalisch aufhielt, sah mit tiefem Unwillen diese Wendung der Dinge, die ihn außerdem fürchten ließ, daß irgend ein lockendes Anerbieten von Napoleon einen gänzlichen Umschwung der Dinge herbeiführen könne. Er faßte daher einen kühnen Entschluß, ließ sich die nötige Vollmacht von Alexander geben und kam den 24. oder 25. Februar durchaus unerwartet nach Breslau, fuhr im Reisewagen vor dem Palais des Königs vor, ließ sich sogleich bei ihm anmelden und zeigte ihm in dieser Audienz so kräftig das Gefährliche seines Zaudersystems, daß der Staatskanzler ebenfalls schnell herbeigeholt und der Abschluß der Allianz nach dem Vorschlage des Kaisers Alexander angenommen wurde. Stein hatte dabei im Namen Alexanders die Zurückberufung von Knesebeck verlangt und erklärt, daß man dort nur die Hinsendung von Scharnhorst oder von mir als eine Bürgschaft des festen Entschlusses im russischen Hauptquartier erwarte, worüber der König, obgleich ich wahrlich nicht daran schuld war, eine lange Zeit sehr ungnädig gegen mich wurde. Scharnhorst reiste nach diesem Anstoß mit der nötigen Vollmacht sogleich nach Kalisch, und am 28. Februar wurde die Verbindung mit Rußland definitiv abgeschlossen.

Dies soeben geschilderte Unternehmen des Ministers v. Stein kann man als das Schlußglied jener Kette von Ereignissen ansehen, durch die gegen den eigentlichen Willen des Königs der Krieg gegen Napoleon und durch diesen die Wiedererhebung des preußischen Staates herbeigeführt und beschleunigt wurde. Der Entschluß dazu war um so

verdienstlicher, als es für Stein immerhin bedenklich war, so lange der König noch nicht aus dem Bunde mit Napoleon getreten war und einen französischen Gesandten bei sich hatte, nach Breslau zu kommen, da auf ihm noch die von Napoleon ausgesprochene Acht haftete, kraft welcher Marsan jeden Augenblick seine Verhaftung und Auslieferung fordern konnte; auch bin ich überzeugt, daß, wenn Stein nicht direkt vor das Palais des Königs vorgefahren wäre, seine Gegner alles aufgeboten haben würden, um die Audienz bei dem König zu verhindern. Als Stein von Kalisch abreiste, hatte er schon heftige Gichtschmerzen, aber von der Wichtigkeit des Augenblickes ergriffen, hatte er sich nicht abhalten lassen. Durch die Diskussion mit dem König und dem Staatskanzler geistig noch mehr aufgeregt, steigerte dieses seine Schmerzen so bedeutend, daß er nur mit der äußersten Anstrengung das Palais verlassen und seinen Reisewagen besteigen konnte. In der Eile war versäumt worden, für ein Unterkommen Steins zu sorgen, und dieser mußte in seinem leidenden Zustande bei allen Gasthöfen Breslaus vorfahren, um an jedem zu erfahren, daß durch die Menge von zuströmenden Fremden ein Unterkommen unmöglich sei. So kam Stein halb verzweifelt auf den Markt zurückgefahren und begegnete hier zu seinem Glück dem ihm wohl bekannten Major, nachherigen General Lützow. Lützow bot ihm zwei für ihn selbst bestimmte Dachstübchen in einem schlechten Gasthause an, welches zum Werbeplatz der Lützower Schar eingeräumt war. Steins Zustand hatte sich durch alle diese Zögerungen so verschlimmert, daß man ihn mit Mühe aus dem Wagen heben und sogleich in ein Bett legen mußte, wo er zehn Tage lebensgefährlich darnieder lag, da die Gicht ihm in den Unterleib zu treten drohte; doch die Sorgsamkeit der her-

beigerufenen Aerzte, namentlich Hufelands, und seine gute Körperbeschaffenheit überwanden diese gefährliche Lage.

Diese unerwartete Krankheit des Ministers Stein, durch die er gleich nach seinem Eintreffen für Breslau wiederum unsichtbar wurde, führte eine diplomatische Mystifikation herbei, die ich hier erzählen will.

Plötzlich hatte sich in Breslau das Gerücht von der unerwarteten Ankunft Steins verbreitet, ohne daß das Publikum anzugeben wußte, wo er geblieben war; der kleinere Kreis seiner Bekannten, der nach und nach sein einsames Krankenlager erfuhr, hatte keine Veranlassung, dies weiter mitzuteilen. So war jenes unbestimmte Gerücht denn auch bis zu dem Grafen Marsan gedrungen, und ihm war bei seinen Nachforschungen auch noch das Gasthaus bezeichnet, in dem Stein eingekehrt sein sollte. Sogleich durchstreiften die Leute des französischen Gesandten die Straße, allein nichts verriet, daß dort der Minister wohne. Um doch hinter die Wahrheit zu kommen, mietete er in dem kleinen Hause eines Drechslers, welches dem Gasthofe gegenüber lag, für vieles Geld eine Kammer, in der 4—5 Tage hindurch fortdauernd eine zur Gesandtschaft gehörige Person zur Beobachtung sich aufgestellt hatte und den Anblick des Ministers Stein zu erhaschen strebte.

Der bekannt gewordene Abschluß des Traktats mit Rußland hob indes die letzte Täuschung, welche sowohl dem Grafen Marsan als dem kleinen Kreis unerschütterlicher Franzosenfreunde etwa noch vorgeschwebt hatte, und der Staatskanzler gab ihm selbst von der geschlossenen neuen Verbindung, sowie von dem Aufhören der bisher mit Napoleon bestandenen Allianz oder vielmehr Unterwerfung Nachricht.

Man erzählte damals viel davon, daß der Staatskanzler bis dahin den Grafen Marsan durch die wiederholten, kräftigsten Beteuerungen über den festen Entschluß des Königs, bei der französischen Allianz auszuharren, glücklich getäuscht habe. Ich will es auch keineswegs in Abrede stellen, daß Hardenberg einzelne durch die Unentschlossenheit des Königs erzeugte Aeußerungen geschickt benutzt habe, um mit diesen die stündlich zunehmende Aufregung des Volkes in etwas zu verschleiern. Allein wenn ich den persönlichen Charakter des Grafen Marsan, der ein geistreicher Mann war, mir zurückdenke und erwäge, daß er in Breslau unter Menschen lebte, die besonders in der letzten Zeit sehr offen ihre Meinung aussprachen, so kann ich nicht glauben, daß der kluge Piemontese, der nur gezwungen in Napoleons Dienste getreten war, sich eigentlich habe täuschen lassen. Es ist ihm wahrscheinlich ganz recht gewesen, die wörtlichen Aeußerungen Hardenbergs in seinen Depeschen ohne eine weitere Kritik seinem Gebieter mitzuteilen und so ohne eigene Verantwortlichkeit Napoleon einzuschläfern: der ehemalige sardinische Minister hat sich gewiß nicht geärgert, wenn auf diesem Wege der Fall des korsischen Kaisers befördert wurde.

Vorbereitungen zum Befreiungskriege.

Der Abschluß des Traktates mit Rußland und unsere Schilderhebung gegen Frankreich gaben nun auch unseren bis dahin nur mit Hemmnissen ausgeführten Rüstungsmaßregeln einen neuen Schwung; man suchte sie soviel als möglich zu beschleunigen, konnte indes die verlorene Zeit nicht einholen.

Es freut mich, hier sagen zu können, daß der König jetzt auch mit einem ihm eigenen Gedanken hervortrat, der vielfach und günstig in die Stimmung der Zeit eingriff. Es war dies die Stiftung des eisernen Kreuzes; ich habe den eigenhändigen ersten Entwurf des Königs sowie die von ihm mit Bleistift entworfene Zeichnung selbst in Händen gehabt.

Es war dies in jeder Hinsicht ein glücklicher Gedanke: die Eigentümlichkeit des gewählten Zeichens, welches von allen bisherigen Dekorationen abwich, das Metall, aus dem es bestand und das zugleich als Symbol der Zeit dienen konnte, die Form, die an die Deutschen Ritter in Preußen erinnerte, vor allem aber das gleiche Anrecht des Soldaten wie des Generals gaben diesem Schmuck einen großen Wert und erzeugten bei dem allgemeinen Wunsch, ihn zu erwerben, mehr als eine kühne That.

Auch wurde jetzt der General York, der bis dahin, wenn auch zuletzt noch pro forma, von seinem Kommando suspendiert war, durch eine öffentliche Erklärung wiederum in Dienstthätigkeit gesetzt.

Daß ganz Deutschland, wenn wir schneller hätten vorrücken können, geneigt gewesen wäre, sich an die Gesinnungen des preußischen Volkes anzuschließen, davon gab der am 10. März in Dresden ausgebrochene und von den Landesbehörden nur mit Mühe beschwichtigte Volksaufstand einen deutlichen Beweis. Die von Davoust angeordnete Sprengung der Elbbrücke war die Veranlassung zu diesem Ausbruch der Empörung, die indes durch die allgemeine Abneigung gegen Frankreich schon längst im stillen glimmte. In Süddeutschland mag diese Stimmung nicht so günstig gewesen sein; viele Regierungen, namentlich der damalige König von Württemberg, waren noch die erklärten Sa-

trapen Napoleons, auch hatte in den süddeutschen Kontingenten die Ehrenlegion sehr häufig über die deutsche Gesinnung gesiegt.

Eine anderweitige, recht wichtige Maßregel war die von Scharnhorst schon seit Jahren vorbereitete und nun unter dem 15. März angeordnete Einteilung des gesamten preußischen Staates in vier ziemlich unabhängig gestellte Provinzial-Gouvernements. Zum Verständnis dieser Maßregel bemerke ich, daß für Friedenszeiten die bestehende Einrichtung der Regierungsbehörden sicher das beste ist, allein zu deren besserer Erläuterung ich mir noch das Folgende hinzuzufügen erlaube. Die kollegialische Einrichtung der Regierungsbehörden in Preußen ist eine der bedeutendsten Ursachen zu dem geordneten Entwicklungsgange dieses Staates, und sollte daher nach meiner Ansicht als ein echt nationales Institut fortdauernd beibehalten werden. Sobald jedoch die Aussicht ist, daß eine Provinz der Kriegsschauplatz werden kann, muß die bisherige kollegiale Regierung in eine Diktatur verwandelt werden; die Kriegszeiten verlangen schnellen Entschluß, friedliche Tage dagegen langsam fortschreitende Ueberlegung. Zudem kommt noch, daß unsere Provinzen größtenteils durch bedeutende Ströme gespalten sind, die an und für sich schon die Kriegskommunikationen erschweren, damals aber noch durch Festungen mit feindlicher Besatzung beherrscht wurden, so daß ein jedes der vier Generalgouvernements in militärischer Hinsicht eigentlich als eine Insel erschien. Jedem dieser Gouvernements wurde ein Militär- und ein Civilgouverneur vorgesetzt, die in allen allgemeinen Maßregeln gemeinschaftlich handeln sollten; dazu aber einen sehr freien Wirkungskreis erhielten.

Der 17. März brachte zwei sehr wichtige Verordnungen

ins Leben: die Errichtung der Landwehr (nachdem der von den ostpreußischen Ständen vorgelegte Entwurf in einer für das allgemeine passenden Form umgearbeitet war) und den Aufruf des Königs an sein Volk. Die herzliche Sprache, die in dem letzteren herrschte und sich glücklicherweise von dem kauderwelsch-diplomatischen Stil, in dem derartige Veröffentlichungen sonst abgefaßt werden, entfernte, brachte einen sehr wohlthätigen Eindruck hervor und war ein neuer Beweis, daß da, wo die Regierungen den Völkern Vertrauen beweisen, diese es von ganzem Herzen erwidern.

Ein Witzwort von Gneisenau, welches durch eine anderweitig verbreitete, aber glücklicherweise nicht zu Tage gekommene Proklamation erzeugt wurde, glaube ich hier noch einschalten zu können. Zu einer Kriegserklärung gegen Frankreich waren mehrere Entwürfe ausgearbeitet und dem Staatskanzler vorgelegt worden. Einer davon hatte den damaligen Geh. Legationsrat, jetzigen Staatsminister Ancillon zum Verfasser, der ihn selbst an einem Abend in einem kleinen Kreise, zu dem Scharnhorst und Gneisenau gehörten, vorlesen sollte; die ganze Arbeit war reicher an Worten als an Gedanken, die er noch obenein mit seinem Predigerpathos vortrug. Scharnhorst, der zu jener Zeit außerordentlich viel arbeitete und schon einen sehr geschwächten Körper hatte, war zuletzt bei diesem ewigen Wortgeklingel eingeschlafen, und da sagte Gneisenau: „Ich stimme für die Arbeit des Herrn Geh. Legationsrates, denn sie wird unsere Feinde einschläfern.“

Den 15. März kam auch der Kaiser Alexander aus Kalisch zu einem Besuch nach Breslau. Mit froher Begeisterung ward er von der Menge empfangen, und alles huldigte dem Manne, der mit schönen Körperformen und

höchst liebenswürdigem Benehmen, noch obenein als der Mann auftrat, der den großen Impuls zur Befreiung Europas gegeben hatte. Diese Zusammenkunft, die indes nur ein paar Tage währte, vermehrte das Zusammenströmen der Fremden noch ganz außerordentlich, und unter diesen glaube ich vor allem die Ankunft des alten Kurfürsten von Hessen, der seit seiner Landesverweisung in Prag gelebt hatte, als eine sehr auffallende äußere Erscheinung jener Zeit erwähnen zu müssen. Seit dem Jahre 1806 waren in der Bekleidung und Einrichtung des preußischen Heeres große Veränderungen vorgenommen worden: die alten langen Haarzöpfe waren dem kurz abgeschnittenen Haar gewichen, und der frühere, wenigstens bei den älteren Generalen auskömmliche Rock hatte sich in eine eng anliegende Jacke mit ein paar Taschenbeuteln verwandelt. Jung und Alt hatten wohl oder übel diese neuen Einrichtungen angenommen, während der Kurfürst in den unveränderten alten Formen auftrat und vor allem seinen Haarzopf vorsorglich gepflegt hatte; er wandelte unter uns wie ein Bote aus dem Grabe. Der Kurfürst hatte eine Menge Zwecke bei dieser Reise, einmal reklamierte er bei den Souveränen die Wiedereinsetzung in seine Staaten, und das war auf seinem Standpunkt ziemlich natürlich, dann aber äußerte er ganz offen die Besorgnis, daß, da sein Sohn, der gegenwärtige Kurfürst, den Krieg als Freiwilliger mitmachen wolle, ihm dieser wohl seine Lande wegschnappen könne, und spielte endlich den Gekränkten, daß man nicht ihm als preußischem Feldmarschall, sondern dem Blücher, der doch nur General der Kavallerie sei, das Kommando gegeben habe. Da man alle diese Forderungen auf eine höfliche Art beseitigen wollte, so suchte man wenigstens seine Liebhabereien zu befriedigen, und es mußte

einen Vormittag vor dem Herrn Feldmarschall ein Bataillon der preußischen Garde exerzieren. Der Kurfürst folgte diesen Elementarübungen mit einer unbeschreiblichen Aufmerksamkeit und sagte, als sie beendet waren, zu allen Umstehenden: „Nun hab' ich mich nach vielen Jahren wieder einmal recht ergötzt."

In einigem Gegensatz zu den Wünschen des Kurfürsten stand die um diese Zeit erfolgte Errichtung einer deutschen Zentralkommission, zu deren Präsidenten der Minister Stein ernannt wurde. Sie sollte für die einstweilige Verwaltung der im Laufe der Operationen zu besetzenden deutschen Länder sorgen und zugleich Entwürfe zur künftigen Verteilung derselben, zur zweckmäßigen Gestaltung Deutschlands vorbereiten. Es war der Grundgedanke Steins, daß nur die Staaten, die wenigstens eine Million Einwohner hatten, erhalten, alle anderen den größeren Staaten zugeteilt werden sollten, und so mehr Nationalkraft hervorgerufen werden müsse; dies waren indes Ansichten, mit denen man sich höchstens bis zum Beitritt Oesterreichs beschäftigen konnte, denn von diesem Zeitpunkt ab gewann die Rückkehr zu den alten Formen, sie mochten sich gut oder schlecht bewiesen haben, immer mehr die Oberhand; denn Oesterreich ist von jeher die getreue Pflegemutter jedes alten Rostes oder Schimmels gewesen.

Eine erfreuliche Erscheinung des wiedererwachenden Geistes in Deutschland machte außer den aus allen Gegenden zuströmenden Freiwilligen auch eine besondere Deputation aus Halle und dem Saalkreise, die, obgleich sie noch vom Feinde bedroht waren, dem König im Namen aller Einwohner ihre Huldigung darbrachten.

Gleich nach der Rückkehr des Kaisers Alexander nach Kalisch ging der König auf ein paar Tage nach Berlin,

wo eben das Korps des Generals York eingerückt war. Als ich einen von der damaligen näheren Umgebung des Königs um den Zweck dieser schleunigen Reise fragte, sagte mir dieser sehr wichtig: Ja! der König müsse hingehen, um die Soldaten, welche York ganz vom König abwendig mache, wieder für sich zu gewinnen. Ich würde diesen Umstand nicht besonders erwähnen, wenn er nicht als ein Beweis diente, wie mitten in dem Ausbruch der höchsten Volkstreue doch auch in gewissen Kreisen so kleinlicher Verdacht nisten konnte. Weder bei dem General York, noch irgend einem anderen Preußen war auch nur die Spur eines dem König abgeneigten Gedankens. Alle hatten im Drange der Umstände, da der König keine Entscheidung gab, in dem Augenblick der Not zugegriffen, um den König und mit ihm den Staat zu retten, während die durch die Hofluft entnervten Menschen hierin nichts als Rebellion und Verrat entdecken konnten oder wollten.

Gleich nach der Rückkehr des Königs aus Berlin ging er auch den 2. April auf einen ebenso kurzen Besuch nach Kalisch, um das Entgegenkommen Alexanders zu erwidern. Dagegen wäre nichts einzuwenden gewesen, wenn nur nicht diese Reisen Zeit geraubt hätten und um ihretwillen der Anfang der Operationen immer weiter hinausgeschoben worden wäre.

Hatzfeld, der außerordentliche preußische Gesandte, verließ um diese Zeit Paris und brachte dem König ein eigenhändiges schmeichelndes Schreiben Napoleons; hätte dieser einige Wochen früher sich zu einem derartigen Schritte entschlossen, so würde die wankende Unentschiedenheit des Königs noch viel länger angehalten haben.

Auch Oesterreich fing nun zu rüsten an und gab Nachrichten über die französischen Streitkräfte. Die ersten

Schweden landeten am 26. März bei Stralsund, und der General Tettenborn besetzte am 18. Hamburg, während Davoust am 27. März Dresden verließ, und die Brücke zum Teil sprengte; doch die Kosaken, die ihm auf dem Fuß folgten, kletterten über die stehen gebliebenen Trümmer mit großer Kühnheit hinüber, und die durch Aerger und Furcht verursachte Zerstörung ward durch einen eingepaßten Holzbau wieder hergestellt.

Ich war bis dahin eigentlich noch ohne Anstellung gewesen, da, wenn Preußen dem französischen Bündnisse treu geblieben wäre, ich eiligst und schleunigst das Vaterland wieder hätte verlassen müssen. Scharnhorst und der Staatskanzler hatten mich indes fortdauernd zu verschiedenen Ausarbeitungen und Kriegsermittlungen gebraucht, von denen noch einige mir in Abschrift zurückgeblieben sind.

Die erste derselben enthielt die königliche Instruktion für die kommandierenden Generale Blücher und York; ich hatte früher schon für den General Grawert zu dem Feldzuge 1812 eine derartige Instruktion entwerfen müssen, die nun nach den gemachten Erfahrungen durch das Kriegsdepartement umgearbeitet war.

Die zweite enthielt die Einteilung der ins Feld rückenden preußischen Truppen, sowie die damals uns mitgeteilte Einteilung der russischen Reservearmee.

Nach den von Grolman gesammelten Nachrichten über die Truppen in unseren Festungen und den von den Franzosen besetzten Festungen mußte ich einen Entwurf über die im Lande zurückbleibenden preußischen Truppen anfertigen.

Endlich hatte ich noch eine Uebersicht unserer damaligen, teils durch Kundschafter, teils durch Reisende er-

haltenen Nachrichten von dem Zustande der französischen Armee und der in Frankreich herrschenden Stimmung zu fertigen; sie sind insofern auch der späteren Zeit wichtig, da sie die Notizen enthalten, nach denen das Benehmen und die Hoffnungen der verbündeten Heere bestimmt wurden.

Als nun endlich der Beitritt Preußens entschieden war und ich an meine Anstellung denken konnte, machte mir Scharnhorst den Antrag, daß ich die Leitung des Kriegsdepartements übernehmen möge. So ehrenvoll nun auch diese Bestimmung war, so glaubte ich doch, sie aus dem folgenden Grunde ablehnen zu müssen. Es schien mir, meine persönliche Neigung für den Krieg ganz abgerechnet, nicht der Ehre angemessen, wenn ich mich nun an den grünen Tisch setzen sollte, während die von mir ermunterten Männer aller Stände im Kampf begriffen wären.

Meine Einwendung half mir indes nicht viel. Der Staatskanzler wollte mich wenigstens zu einem halben Diplomaten machen, und obgleich ich dagegen mit einem ordentlichen Schreck protestierte, so bekam ich doch die Bestimmung: gleich nach dem mit Rußland abzuschließenden Vertrage nach Stockholm zu gehen, dort eine ähnliche Verbindung mit Schweden und Preußen zu stande zu bringen und vor allen Dingen die Herüberkunft der schwedischen Truppen und des damaligen Kronprinzen zu befördern, bei dem ich nachher den Feldzug als preußischer Militärgesandter mitmachen sollte. Dagegen ließ sich nun von mir nicht viel einwenden, und ich fing an, mich zu meiner bevorstehenden Reise einzurichten.

Indes ging es mit meiner Schwedenreise diesmal nach dem alten Sprichwort: ‚Der Mensch denkt und Gott lenkt‘; der Minister Stein kam, wie früher schon erzählt, uner-

wartet nach Breslau und erklärte, daß man in dem russischen Hauptquartier als ein Pfand der Aufrichtigkeit unserer Gesinnungen nur Scharnhorst oder mich zu sehen wünsche. Dies veränderte nun alle bisherigen Pläne. Da Scharnhorst als ein notwendiges Supplement des alten Blücher nicht füglich bei der Armee entbehrt werden konnte, so war meine Anstellung bei Kutusow nicht gut zu umgehen. Diese aber gab bei dem König große Schwierigkeiten. Der König sah in jener Forderung nur ein, ohne Anweisung Alexanders, zwischen Stein und uns andern verabredetes Spiel, er glaubte dadurch seine königlichen Rechte gekränkt. Als daher der Staatskanzler ihm meine Absendung vorschlug, erklärte der König sehr unwillig, daß er mich gar nicht anstellen würde, und als mir dies Hardenberg voller Besorgnis mitteilte, erwiderte ich darauf, daß ich in diesem Fall als Freiwilliger mit der Büchse auf dem Rücken eintreten würde. Das mochte dem König für seinen ehemaligen Adjutanten doch zu excentrisch erscheinen, und ich bekam nun die Anstellung nach Kalisch, mußte aber noch lange den Unwillen des Königs bei jeder Gelegenheit, wenn auch nur in Kleinigkeiten, erfahren, bis die Zeit und mein Bestreben, ihm treu zu dienen, diesen unverschuldeten Verdacht wieder verscheuchten.

Im russischen Hauptquartier.

Eilig und schleunig mußte ich mir nun meine Feldequipage in stand setzen, was besonders in Hinsicht der Pferde einige Schwierigkeiten hatte, da diese schon fast alle weggekauft waren, so daß mir dies nur durch Geldopfer gelang, die ich indes bei solchen Dingen niemals gescheut

der Thür war, rief er mich zurück, stellte sich über jede mögliche Verzögerung besorgt und bot mir, um diese zu vermeiden, sein Papier und Petschaft 2c. an, ich mußte mich neben ihn hinsetzen, an den König schreiben, und er übernahm noch obenein die Besorgung.

In Kalisch, einer unbedeutenden Landstadt, kreuzte sich zu jener Zeit ein sehr verschiedenartiges Treiben. Die Polen benutzten den längeren Aufenthalt des Kaisers, um die günstigen Gesinnungen, welche er zur Wiederherstellung ihres Reiches hegte, möglichst auszudehnen. Ein Kreis hübscher und interessanter polnischer Frauen hielt Alexander förmlich belagert, und ihr äußeres Benehmen rechtfertigte wenigstens den Verdacht, daß sie aus übergroßem Patriotismus sich selbst und ihre Tugend zu opfern bereit wären; Kalisch erhielt dadurch für den Kaiser vielleicht die Bedeutung von Capua.

Im Gegensatz zu diesen polnischen Intriguen und Liebeleien bewegten sich die Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges. Der ungewöhnlich große Marsch, den die russische Armee zurückgelegt hatte, die Schwierigkeit, den Ersatz heranzuziehen, die ebensowohl in den kolossalen Dimensionen dieses Reiches als der grenzenlosen Unordnung in seiner inneren Verwaltung ihren Grund hat, auch das früher geschilderte Zaudern des preußischen Entschlusses, alles dieses hatte einen Stillstand in die Bewegungen der russischen Haupt- oder Reservearmee gebracht, der, einmal eingetreten, nicht leicht wieder aufzuheben und gutzumachen war. Aber außer diesen natürlichen Gründen gab es auch noch andere zu beseitigende Hemmnisse, die aus der verschiedenen Ansicht über die Natur und die Grenzen dieses Krieges entsprangen.

Das russische Heer sah zu jener Zeit mit gerechtem Stolz auf den beendeten Teil dieses Feldzuges. Es regte sich aber doch auch bei manchem russischen Anführer der Gedanke, daß Rußland nun füglich Halt machen, das Herzogtum Warschau seinem Reiche einverleiben und den weiteren Ereignissen ruhig zusehen könne. Die natürliche Sorge, die erworbenen Lorbeeren nicht zu schnell aufs Spiel zu setzen, mochte wohl auch Kutusow etwas auf jene Seite hinneigen. Der Kaiser dagegen war offenbar für die Fortsetzung des Krieges. Der Gedanke, Befreier des unterdrückten Europa zu werden, und in diesem gerechten Kampf sich den Siegerkranz zu erwerben, fand in seinem enthusiastischen Charakter reichliche Nahrung. Und der Minister Stein bestärkte den Kaiser fortdauernd in dieser Ansicht.

Alexander hatte eigentlich schon von Wilna aus das russische Volk und das russische Heer zur weiteren Fortsetzung des Krieges vorbereitet. Ebenso waren die Bewohner des damaligen Herzogtums Warschau durch eine öffentliche Aufforderung zum Losreißen von der Sache Napoleons eingeladen. Die allgemeine Stimme jener Zeit in Polen war auch in überwiegender Mehrheit auf diese Ansicht eingegangen.

Nach dem Abschlusse des Bündnisses mit Preußen hatte der Kaiser durch einen besonderen Tagesbefehl das russische Heer von jenem Ereignisse benachrichtigt und seine Krieger zu einem freundschaftlichen Zusammenwirken mit dem neuen Bundesgenossen ermuntert.

Auch Kutusow erließ gleichzeitig einen Aufruf an die Deutschen. Er war hauptsächlich nach den Ansichten von Stein entworfen und ebenso an die Fürsten als an die Völker gerichtet, da man zu jener Zeit es nicht zu

leugnen wagte, daß ohne den Beistand des Volkes der vorliegende große Kampf nicht zu beenden sei.

Es hatten sich hin und wieder einzelne abweichende strategische Ansichten in dem Hauptquartier über die zu unternehmenden Operationen geltend zu machen gesucht, und eine derselben wollte, daß die Armee nicht über die Elbe gehen, sondern den Feind zwischen diesem Fluß und der Oder erwarten sollte, allein das Einseitige einer solchen Ansicht fiel doch zu grell ins Auge. Es war ja hier nicht von der Eröffnung eines neuen, sondern von der Fortsetzung eines an der Moskwa begonnenen Krieges die Rede, man mußte den geschlagenen Feind so schnell als möglich, und so weit es die eigenen Kräfte erlaubten, verfolgen; die unvermeidlich oder auch zum Teil aus irrtümlicher Ansicht verloren gegangene Zeit, durch die der gebeugte Mut der französischen Krieger sich wieder etwas gehoben hatte, war zwar nicht wieder zu ersetzen, indes blieben doch noch Gründe genug, um über die Elbe und nach Sachsen zu gehen; es war immer des Versuches wert, dem König von Sachsen eine Veranlassung zu geben, sich über den Umfang seiner deutschen Gesinnungen auszusprechen. Es war daher politisch und militärisch ganz richtig, daß Blücher*, sobald er mobil war, mit seinem Korps nach der Elbe rückte. Sein Ausmarsch fand am 16. März statt; der König hatte mit sehr richtigem Takt

* Der König, der Blücher nicht besonders leiden mochte, wollte dem General Tauenzien, der indes gar nicht dazu geeignet war, das Kommando über das mobile Korps geben, und es kostete Scharnhorst sehr viele Mühe, es mit Unterstützung des Kaisers Alexander dahin zu bringen, daß Blücher den Befehl erhielt.

angeordnet, daß in jedem Kantonnement in dem Augenblick des Ausmarsches ein Gottesdienst auf freiem Felde stattfinden sollte, und diese Anordnung äußerte den wohlthätigsten Eindruck ebenso auf die ausrückenden Truppen als die zu Hause bleibenden Bürger.

Blücher besetzte am 30. März Dresden und rückte bis zum 14. April bis Altenburg zur Beobachtung der sich bei Erfurt sammelnden französischen Truppen vor. Dieses Vorgehen Blüchers hatte auch noch den Vorteil, daß Wittgenstein, der außer den russischen Truppen auch die preußischen Abteilungen unter den Generalen York und Bülow befehligte, sich der Elbe ebenfalls näherte. Ein Vorrücken des Vizekönigs von Italien aus Magdeburg war von den Generalen York und Bülow zurückgewiesen, ein Versuch auf die Festung Wittenberg, den der General Kleist auf Befehl von Wittgenstein machen mußte, war nicht gelungen, und infolge dieser einzelnen Bewegungen ging Wittgenstein am 9. April bei Dessau ebenfalls über die Elbe, wies den Vizekönig von Italien, der jetzt am linken Elbeufer über die Saale aus der Gegend von Bernburg vordrang, noch einmal durch einzelne Gefechte nach dem Harz zurück, worauf der russische General Wintzingerode nach der Gegend von Leipzig vorgeschoben wurde und so die Korps von Wittgenstein und Blücher durch ihn verbunden wurden. Unter den obwaltenden Verhältnissen ließ sich gegen den Gang der soeben angedeuteten Bewegungen wenig einwenden. Dagegen muß man es recht sehr bedauern, daß die russische Reservearmee nicht gleichzeitig mit Blücher von Kalisch aufbrechen konnte oder wollte. Die Operationen von Blücher und Wittgenstein erhielten dadurch einen viel freieren Spielraum; beide konnten sich vereinigen, um den Vizekönig durch ihre Ueber-

legenheit gänzlich aus dem Felde zu treiben und ebenso hinterher die Ansammlungen bei Erfurt zu stören, wodurch dem neu zu bildenden Heere Napoleons ein wichtiger Teil der Streitkräfte entzogen und die öffentliche Meinung in Deutschland zum Widerstande gegen Frankreich bedeutend angefeuert worden wäre.

Bevor ich das Hauptquartier Kalisch verließ, wurde mir auf Befehl des Kaisers Alexander die Gunst zu teil, einen Kosaken zur Ordonnanz zu erhalten. Ich erwähne diesen an und für sich geringfügigen Umstand, weil jeder Fremde, der einen Feldzug in einem russischen Heere mitmachen muß, in der That sehr übel daran ist, wenn ihm nicht eine Kosakenordonnanz zu teil wird. Ein deutscher Bedienter hätte nur zu oft die Laune des geringsten Russen erfahren und sich von ihren Bedürfnissen wegdrängen lassen müssen. Ist aber ein Kosak, dies Zeichen eines höheren Militärranges, der Haushaltung zugeteilt, so gewinnt alles ein ganz anderes Ansehen: der Kosak weist, treu seinem erhaltenen Befehl, jede Anmaßung seiner Landsleute zurück und schlägt, im Gefühl seiner höheren Anstellung, auch drein, wenn seine Anweisung nicht gleich befolgt wird. Er macht den Quartiermeister seines neuen Herrn, wacht unermüdet über dessen Bagage, sorgt für Fourage und Lebensmittel und wird bald ein unentbehrliches, von allen hochgeachtetes, mit allen freundlich verkehrendes Mitglied der neuen Kriegsfamilie. Wenn man den Kosaken näher kennen lernt, so muß man es sich bald sagen, daß der allgemeine Ruf sie übler schildert, als sie wirklich sind. Da diese armen Leute in großer Entfernung von ihrer Heimat ohne Sold dienen müssen, so drängt sie dies natürlich zum willkürlichen Nehmen, aber dies abgerechnet sind sie ein gutmütiger, unverdorbener Menschenschlag, mit edlen Anlagen

und großen natürlichen Fähigkeiten. Der Kosak, welchen ich zugeteilt erhielt, war von der Orenburger Linie, ein noch junger Mensch von sehr einnehmendem Aeußeren. Die Unermüdlichkeit, mit der er jede seiner Pflichten erfüllte, war oft unbegreiflich; wenn ich z. B. hinter dem Kaiser ritt, wo wohl oft an 200 Reiter sein mochten, und nun auf dem Marsch einen Seitenweg wählte, um zu einer anderen Kolonne zu reiten, so konnte ich ganz sicher darauf rechnen, daß in kurzer Frist mein Kosak, oft über Gräben und Hecken kommend, wieder hinter mir war und mich also unaufhörlich im Auge haben mußte.

Am 7. April erfolgte endlich der Aufbruch des großen Hauptquartiers und der russischen Reservearmee aus Kalisch, die bei Steinau den 14. über die Oder ging, wo der König aus Breslau auch eintraf und sich auf Dresden dirigierte. Daß man auf diesem Marsch den Truppen alle mögliche Erleichterung zukommen ließ, war ganz in der Ordnung, da sie nichts vom Feinde zu befürchten hatten, die Unordnung aber, in der man den über alle Gebühr zahlreichen Troß des Hauptquartiers gehen ließ, war doch zu groß; jedermann hatte so viel Gepäck, als er wollte, und ließ des Morgens seinen Kutscher nach eigener Bequemlichkeit ausfahren; dies gab denn nun ein Jagen und Zusammenfahren auf der Heerstraße, von der man sich kaum einen Begriff machen kann. Es mag dies indes wohl eine Erbsünde der fürstlichen Hauptquartiere sein, denn ich habe jenes Uebel oft selbst in der Nähe des Feindes wieder gefunden.

Der Kaiser Alexander, der damals noch in voller Lebenskraft auftrat und gern mit der öffentlichen Meinung kokettierte, machte jeden dieser Märsche in einem Galopp,

so daß von Distanz zu Distanz frische Pferde für ihn hingestellt waren, auf die er sich, zum Aerger seines Gefolges, schnell hinaufschwang und den Kurierritt fortsetzte. In seinem neuen Quartier angekommen, mußte die eine Kompagnie starke Wache schon bereit stehen, und er exerzierte diese dann mit einem beinahe komischen Eifer noch eine halbe Stunde; deswegen hätte er freilich nicht so eilig reiten dürfen. Alsdann wurde die Parole ausgegeben und hinterher noch gewöhnlich dem griechischen Gottesdienst in der in einem besonders eingerichteten Zelt befindlichen Feldkapelle beigewohnt. Als das erstemal bei Austeilung des Segens alle Russen niederknieten, wollte mein durchaus protestantisches Gemüt dies nicht thun, da ich aber sah, daß der englische Gesandte Cathcart und der schwedische Löwenhielm mit bemerkbarem Eifer dies ausführten, so schloß ich mich ihnen auch pflichtschuldigst an.

Das bedeutendste, was uns auf diesem Teil des Marsches vorkam, war die bekannt gewordene Ablehnung des Königs von Sachsen, an dem angetragenen Bündnis teilzunehmen. Wir hatten bereits bei dem Vorgehen von Blücher den im Tilsiter Frieden abgetretenen Kottbusser Kreis wieder besetzt, und dies schien die Schwierigkeit der Annäherung zu vermehren; bei unserem Aufenthalt in Dresden werde ich noch mehr über diesen Gegenstand zu sagen Gelegenheit haben.

Eines zweiten Gegenstandes will ich hier noch erwähnen, der bald zu einem Mißverständnis zwischen Kutusow und Blücher Anlaß gegeben hätte. Der letztere hatte bei seinem Aufenthalt in Sachsen mehrere Proklamationen erlassen, die alles deutsche Volk zu den Waffen und zu kräftiger Mitwirkung gegen den allgemeinen Feind aufriefen; das aber war Kutusow in vielfacher Hinsicht nicht recht, teils

glaubte er seine Autorität dadurch verletzt, teils war es der russischen Ansicht nicht angenehm, daß Preußens Heerführer so selbständig eingriff, wobei zu gleicher Zeit ein heimlicher Schauer gegen die Bewaffnung des Volkes mit einwirkte. Ich bekam daher den Auftrag, ein scharfes Verbot an Blücher aufzusetzen, es gelang mir indes bei dem Zutrauen, welches ich mir bei Kutusow erworben hatte, diesem Erlaß eine mildere Form zu geben.

Unerwartet mußte auf diesem Marsch durch Schlesien Kutusow seine lange kriegerische Laufbahn in Bunzlau beschließen. Wir rückten am 18. in dieses Städtchen, und der alte Feldherr kam ganz behaglich auf seiner Droschke angefahren. Wir setzten uns bald nachher zu Tische, wo keine Veränderung an ihm zu bemerken war, der Feldmarschall noch hin und wieder scherzte und mir den Auftrag zur Ausfertigung einiger Briefe gab. Als ich ihm diese nach ein paar Stunden zur Unterschrift vorlegen wollte, fand ich eine kaum glaubliche Veränderung in seinem ganzen Zustande, er zitterte am ganzen Körper, so daß er nicht mehr ordentlich unterzeichnen konnte, doch aber noch die geistige Kraft hatte, darüber zu scherzen. Ein nervöses Fieber machte nun reißende Fortschritte und endete am 29. April das siebenundsiebzigjährige Leben des sieggekrönten Helden. Der Graf Wittgenstein wurde im Oberbefehl sein Nachfolger. Kutusow war unbestritten sowohl nach seiner Bildung als seinen geistigen Anlagen mehr als Wittgenstein und doch halte ich es für eine Gunst der Vorsehung, daß gerade hier das Leben des grauen Helden endete: thatkräftige Entschlüsse möchten wohl nicht mehr von ihm ausgegangen sein.

Ich war zwar bei dem Ausbruch der Krankheit Kutusows in Bunzlau zurückgeblieben, da indessen diese einen

solchen Gang nahm, daß an seine Wiederherstellung nicht zu denken war, so ging ich nach einigen Tagen dem Hauptquartier nach und nahm noch an dem den 24. April in Dresden erfolgten Einzuge der Souveräne teil. Der größte Teil der Einwohner begrüßte uns freudig. Die Beamten, und alle Personen, die zur Hofgesellschaft gehörten, befanden sich indes bei dem Benehmen ihres Königs in einer gespannten Lage. Dieselben hielten sich zum Teil entfernt von uns oder strebten nach einer Neutralität, die in der damaligen Lage unmöglich war.

Die verbündeten Souveräne hatten sich durch die erste Ablehnung des Königs von Sachsen nicht abschrecken lassen und noch mehrere Schritte versucht, um denselben in seinem eigenen Interesse zur allgemeinen Teilnahme an dem Kampfe gegen Napoleon aufzufordern. Der General Thielmann, der zu jener Zeit sächsischer Befehlshaber in Torgau war, hatte sich vom Anfange des Vorrückens der Verbündeten denselben außerordentlich günstig gezeigt und für seinen Platz eine Art von Neutralität mit unseren dort stehenden Befehlshabern eingeleitet, sie vielfach unterstützt, da er den Beitritt seines Königs als zweifellos voraussetzte und, indem er dieses aussprach, die günstigsten Bedingungen für Sachsen zu erhalten strebte. Dadurch war er in eine fortdauernde Verbindung mit uns gekommen, wie er denn auch zur Beschießung der französischen Besatzung in Wittenberg Geschütz aus Torgau hergab, an dem Beitritt seines Königs, dem er nicht vorgreifen könne, nicht zweifelte und von den Souveränen für seine Person zu einer Konferenz nach Dresden eingeladen zu werden wünschte, um das Weitere wegen der sächsischen Truppen zu verabreden. Auf Grund dieser Verhältnisse wurde im Namen der Souveräne an

Thielmann geschrieben und er nach Dresden eingeladen, wo er sich auch am Tage unseres Einrückens einfand.

Es wurde sogleich von russischer Seite der Minister von Stein und von preußischer ich ernannt, um mit Thielmann ein Allianzprojekt zu verabreden, wozu mir Stein die Grundzüge kurz vor der Eröffnung der Konferenz in die Feder diktierte. So wahrscheinlich auch ein günstiger Ausgang dieser Verhandlung zu erwarten schien, so ward doch aus der ganzen Sache nichts, sei es, daß Thielmann den Entschluß des Königs von Sachsen, an Napoleon festzuhalten, bei seiner Ankunft in Dresden erfahren habe, oder daß die ihm von uns vorgelegten Bedingungen seinen Instruktionen nicht entsprachen, genug, er ging auf gar nichts ein, so daß zuletzt Stein ziemlich barsch wurde und wir zeremoniös auseinandergingen. Stein war eigentlich in seinem Innern gegen diese ganze Verhandlung, da er die bisherige Staatenzersplitterung Deutschlands so viel als möglich aufzuheben und zur Erhaltung deutscher Selbständigkeit große deutsche Staaten zu bilden strebte. Welches auch in diesem Augenblick die Gründe sein mochten, die dies nicht erwartete Benehmen von Thielmann bestimmten, so war er doch bereits für seine Person zu weit gegangen, als daß er weiter im sächsischen Dienst bleiben konnte. Die damals in der sächsischen Armee befindlichen zahlreichen Anhänger Napoleons unter den Offizieren lehnten sich gegen Thielmann auf, und andere, die sein Benehmen im stillen billigten, schlossen sich doch den ersteren an, um bei den veränderten Verhältnissen jeden Verdacht von sich abzuwälzen, so daß Thielmann kurze Zeit nach dieser Konferenz aus Torgau in das Hauptquartier der Verbündeten flüchten mußte. Er trat zuerst in russische Dienste und aus diesen nach dem Frieden in preu-

ßische, wo er als General der Kavallerie und kommandierender General in den Rheinprovinzen nach wenigen Jahren gestorben ist.

In betreff des Verhältnisses Sachsens zu den Verbündeten, namentlich Preußen, verlangte die Zeit von dem König von Sachsen eine Entscheidung: entweder soll er mit den verbündeten Fürsten den Versuch wagen, das auf Deutschland lastende Joch fremder Eroberung abzuwälzen und so seine früheren Rechte wieder zu erwerben, oder er kann, zufrieden mit seiner gegenwärtigen Lage, der Verbündete der Franzosen bleiben; er wählt das letztere, und wir wollen ihn daran nicht hindern. Wie kann er aber, oder seine Verteidiger, wenn die von ihm freiwillig gewählte Sache unterliegt, hinterher von seinen angestammten Rechten sprechen?? Waren seine Vorfahren deutsche Fürsten geworden, um der Sache ihres Vaterlandes beliebig untreu werden zu können?? Wer eine Spekulation unternimmt, um zu gewinnen, muß auch den Schaden tragen, und von dem Augenblick an, wo der König von Sachsen, der in Böhmen und so in der Lage war, frei handeln zu können, gegen die Stimme Deutschlands der Verbündete Napoleons blieb, gab er seinen deutschen Standpunkt auf und ward ein Familienglied seines Verbündeten.

Der König, mein Herr, empfand das Benehmen des Königs von Sachsen begreiflicherweise sehr tief und benutzte eine Gelegenheit, um dies noch vor dem Ausmarsch aus Dresden ziemlich laut auszusprechen. Ich glaube, es war den zweiten Tag unseres Aufenthalts in Dresden, als ich mich nachmittags in der Gemäldegallerie befand, wo auch bald der König eintrat und, indem ich mich nun an sein Gefolge anschloß, die Sammlung besah, während

um den König sich die Zahl der städtischen Zuschauer in den Sälen immer mehr anhäufte. Jeden Augenblick stießen wir bei unseren Wanderungen auf einen leeren Raum, da das Bild, welches sonst dahing, kürzlich weggenommen war. Dies kam nur zu häufig vor, als daß es nicht dem König auffallen sollte, und nach vielen Komplimenten mußte der schon etwas in Transpiration geratene Gallerieinspekor mit den zierlichsten Redensarten gestehen, daß man aus Vorsicht, wegen zu besorgender Kriegsereignisse, die wichtigsten Gemälde nach dem Königstein gebracht habe. Dies nahm nun der König gewaltig übel, und sagte ganz laut: „Es ist niemals meine Manier gewesen, anderen ihr Privateigentum zu nehmen, und es ist dies eine Beleidigung meiner Gesinnungen und der des Kaisers von Rußland, doch muß man sich nicht wundern, der König von Sachsen hat, wie ich es zu meinem Schaden erfahren habe, schon lange die Grundsätze seines Verbündeten angenommen, und da ist denn ein Mißtrauen wegen verdienter Repressalien wohl zu erwarten."

Die zahlreichen Zuschauer in der Galerie schienen über diese Aeußerung nicht wenig betreten und wußten eigentlich nicht recht, in welche Falten sie ihre Gesichter legen sollten.

Während wir in der eben erzählten Art verhandelten und polemisierten, hatten bei den in erster Linie stehenden Korps die Kriegsangelegenheiten, durch die nach und nach angekommenen französischen Verstärkungen, ein ernsteres Ansehen gewonnen. Scharnhorst, der sich in einer Reihe von Briefen mir gegenüber über seine Anschauungen aussprach, hätte ein schnelleres Vorgehen der Hauptarmee gewünscht, um noch vor der Ankunft Napoleons die Armee des Vizekönigs zu vertreiben; jetzt, da dieses nicht mehr

zu erreichen war, beschränkte er sich auf die beiden folgenden Vorschläge: entweder man konzentriert alle möglichen Streitkräfte zu einer Hauptschlacht bei Leipzig, oder die Reservearmee bleibt bei Dresden, während Blücher und Wintzingerode den Vizekönig angreifen und, wenn dieser geschlagen ist, sich in die linke Flanke der bei Erfurt sich sammelnden französischen Armee zu werfen suchen. Der erste Vorschlag von Scharnhorst wurde angenommen, und die Reservearmee brach am 28. in der Richtung auf Borna von Dresden auf. Dadurch daß Scharnhorst bei dem ersten Elbeübergange für drei verschanzte Brücken bei Mühlberg, Meißen und Dresden gesorgt hatte, war, trotz dem unerwarteten Benehmen des Königs von Sachsen, doch eine ziemliche Freiheit der Bewegungen gesichert, und so zogen wir mutig dem Entscheidungstage entgegen.

Außer den angeführten Briefen von Scharnhorst will ich hier noch ein an mich gerichtetes Schreiben des alten Blücher erwähnen, das ich freilich durch ein im Kriege zu entschuldigendes Postversehen erst am 3. Juli in Berlin erhielt. Dasselbe scheint mir darum merkwürdig, weil es den Ideengang und die Kriegsansichten des alten Blücher deutlich ausspricht.

Blücher schreibt wörtlich:

„na mein allter Boyen, nun wollen wihr unsre allte Freundschaftlige unterhalltung wieder anfangen.

ich bin sehr Froh, euch so nahe zu wissen, nuhr herüber über daß Wasserchen, ein Haupht-Schlag muß geschehen, der vorteill ist auf unsrer seitte, eine Schöne und überlegene Kavallerie, vom besten willen befehlt, verspricht uns alles guhtes, hier geht auch alles guht und meine Leutte Schlagen sich vortrefflich und sind beständig dichte am Feind. ich habe meine leigte Cavallerie

so instruirt, daß sie, wenn der Feind vordringt, seine avantgarde machen, und geht er zurück, so billden sie seine arriergarde. steht der Feind still, so müssen sie ihn alle nacht allarmiren, und er darf er keinen Schritt tuhn, von dem sie nicht gleich unterrichtet sind, und ich durch sie.

Leben sie wohl!

mein Sohn ist unbedeuttend Blessirt, hat sich aber gegen einen mehr als 10 mal Stärkern Feind behauphtet, schon lange hatte ich gewünscht, der Feind währe über die Sale in daß offne Felld gekommen."

Von diesem Vorrücken aus Dresden fällt mir noch eine unbedeutende Anekdote ein, die ich aber doch hier anführen will, da sie als ein Beitrag zur Politik der sächsischen Bauern angesehen werden kann. Man trug in Preußen damals allgemein die soeben eingeführte Nationalkokarde; nun bemerkte ich auf einem der Märsche in einiger Entfernung vom Wege mehrere Vorspannwagen, bei denen die Fuhrleute alle die preußische Kokarde trugen. Ich ritt sogleich an sie heran und fand schon unterwegs, daß das Zeichen der Kokarde nur mit Kreide ganz geschickt auf den Hut gemacht war, während der Dialekt der Antwort dieser Fuhrmänner mir deutlich zeigte, daß sie Sachsen waren, und auf mein Befragen, wie sie denn zu der preußischen Kokarde kämen, antwortete mir der eine mit einem schalkhaften Lächeln: „I nu! die Herren Kosaken gehen dann besser mit uns um." Dagegen ließ sich auch nicht viel einwenden.

Indem sich die verschiedenen Korps nun immer mehr konzentrierten, erregte das kriegslustige Aussehen und doch dabei anständige Benehmen der preußischen Truppen bald ein allgemeines und wohlverdientes Aufsehen. Es ist dies

nicht ein einseitiges Nationalurteil, sondern ich gründe mich dabei auf das allgemeine Urteil der fremden Offiziere, die im Hauptquartier waren. So viel Truppen ich auch in meinem langen Kriegsleben gesehen habe, niemals habe ich welche gesehen, die ein größeres Vertrauen einflößten. Das napoleonische Heer zeugte in seiner Blütezeit allerdings von einer großen Kriegskraft auch in den Augen des Zuschauers, allein dies war doch mit einem Uebermut vermischt, der sich hier bei den Preußen nicht fand. Der Gedanke, das zertretene Vaterland wieder zu befreien, war ein Gemeingut geworden und hat dem Volks- und Kriegsleben eine höhere Stellung gegeben.

Die Schlacht von Groß-Görschen.

Schon auf dem Marsch von Dresden waren die nötigen Befehle zur Vereinigung der verschiedenen Heeresteile gegeben. Die Disposition zur Schlacht, welche den 1. Mai ausgegeben wurde, soll von dem General Diebitsch entworfen sein, und der ihr zu Grunde liegende Gedanke, den Feind auf dem Marsch in seiner Flanke anzugreifen, war gewiß recht gut und bezeichnet den unternehmenden Mann.

Am 2., beim Anbruch des Tages, begaben sich die beiden Souveräne nach Groitzsch, um dort mit der Kolonne des Generals Blücher zusammenzutreffen. Die Ankunft der Truppen wurde durch das Kreuzen der Kolonnen von Blücher und York nicht unbedeutend verzögert. Dies war allerdings ein Uebelstand, an dem aber niemand anders als das russische Hauptquartier schuld war, welches den verschiedenen Kolonnen solche Richtungspunkte gegeben

hatte, so daß ein Kreuzen derselben nicht zu vermeiden war. Der König indes, der trotz aller Dienste, die ihm Scharnhorst geleistet hatte, fortdauernd einen inneren Groll gegen ihn hegte, weil Scharnhorst mit seinen Kriegsansichten doch endlich durchgedrungen war, schob die ganze Schuld des Kreuzens auf den General und äußerte sich darüber (Scharnhorst war aber nicht zugegen) laut und öffentlich, wobei K......., der doch sonst den Freund von Scharnhorst spielte, zu den Aeußerungen des Königs, daß so etwas eigentlich mit Festungsarrest bestraft werden müßte, in die Hände schlug und einmal über das andere rief: „Das ist recht! so kommt Dienst in die Armee!“ Selten hat mich ein Vorgang tiefer in meinem Innern verwundet als dieser.

Auf jenem fürstlichen Rendezvous wurde auch noch eine andere Anordnung getroffen, die dem Entwicklungsgange der zu beginnenden Schlacht offenbar nachteilig war. Der General Miloradowicz war mit seinem 11000 Mann starken Korps den Tag vorher nach dem ungefähr eine Meile von Pegau entfernten Dorfe Predel dirigiert worden. Nun kam aber, während die Souveräne an dem Eingange von Groitzsch abgestiegen waren, durch einen jungen Offizier die durch nichts weiter bestätigte Meldung, daß eine Kolonne Franzosen durch das Saalethal anrücke, worauf K....... übereilt vorschlug: daß Miloradowicz gegen Zeitz detachiert werden sollte, und so dieses Korps der Mitwirkung an den Schlachtereignissen entzog. Endlich hatten sich die Kolonnen auf ihrem bestimmten Sammelpunkte eingefunden und das Defilieren nach dem Schlachtfelde begonnen; es erforderte viele Zeit, die teils durch die wenigen Uebergangspunkte über die Elster und das lange Defilee von Groitzsch nach Pegau erforderlich wurde, teils auch durch den Umstand, daß dies das erstemal war, an dem eine verbündete Armee

gemeinschaftlich eine große taktische Evolution ausführte, sehr natürlich wurde. Indessen war bei allen Truppenteilen, den Preußen sowie den Russen, eine entschlossene, Zutrauen erweckende Haltung unverkennbar. Die Franzosen, welche in und um Görschen standen, wurden durch unsere Ankunft sichtbar überrascht, indes sammelten sie sich schnell und benutzten die sich ihnen darbietenden Terrainvorteile auf eine lobenswerte Weise. Wittgenstein, der die bei Görschen sichtbaren Franzosen als den letzten Rest einer abziehenden Nachhut ansah, gab Blücher den Befehl, Görschen anzugreifen, und dagegen war, so wie man die Sache in dem Augenblick auffaßte, auch gar nichts einzuwenden, obgleich wir dadurch auf den schwierigsten Punkt der Schlachtlinie geführt wurden und, nach einer alten Soldatenredensart, den Ochsen bei den Hörnern angreifen mußten. Wenn man die Lage der Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Kaja und Rahna auf einem Plan aufmerksam betrachtet, so wird man bald inne, daß sie für einen Verteidiger außerordentlich günstig ist, indem immer eines derselben das andere mit verteidigt und die Eroberung desselben erschwert. Die Franzosen sind überdies noch in der Benutzung solcher lokalen Vorteile gegen alle anderen Heere im Vorzug. Sie werden nicht so mechanisch gedrillt und verdrillt, und dadurch behalten sie einen freieren Blick, es wird ihnen zur Gewohnheit, jeden kleinen sich darbietenden Vorteil zu benutzen, während der Deutsche an nichts anderes denkt, als ängstlich seine taktische Ordnung zu erhalten, und Hoch und Niedrig nur gewöhnt ist, an dem Gängelbande weitläufiger Dispositionen zu handeln.

Leider fehlte es während der Schlacht an einer einheitlichen allgemeinen Lenkung. Der Kaiser Alexander folgte mit großer Lebendigkeit dem Gange der Schlacht,

stand aber doch eigentlich nur zur Seite des General-Kommandos. Er machte einzelne Bemerkungen, gab auch wohl hin und wieder einen schnellen Befehl, aber für den Zusammenhang der Bewegungen that er nichts. Der König griff aus leicht erklärlichen Gründen noch weniger ein, zeigte aber bei mehr als einer Gelegenheit jene kriegerische Haltung, die ihn wirklich auszeichnet, man sah, daß er durch das Preisgeben seiner Person den Truppen ein Beispiel geben wolle.

Einen Zug glaube ich noch von ihm hier einschalten zu müssen. Als unsere Leute sich so heldenmäßig in den Dörfern schlugen, ließ er, fortgerissen von innerer Empfindung, die Zügel fallen, rieb sich die Hände und sagte: „Nun mag es nun in Gottes Namen werden, wie es will, ein Auerstädt wird es nicht," und wirklich schien es, als wenn von diesem Tage ab der König mit etwas weniger Besorgnis in die Zukunft blickte. Ich erhielt hier in der Schlacht auch noch einen großen Beweis seines Vertrauens, der um so bedeutender erscheint, als ich damals nicht in seiner Gunst stand. Die Souveräne wollten von dem rechten Flügel nach dem linken reiten, und da gab mir der König den Auftrag, auf der alten Stelle halten zu bleiben, alle eingehenden Rapporte zu empfangen und in dringenden Fällen die nötigen Bestimmungen zu geben; dies war für einen Obersten schon genug.

Wenn es im Anfang der Schlacht auch einzelne Momente gab, in denen der Mut unserer Truppen uns gerechte Hoffnungen zum Siege gab, so wurde es dem ruhigen Beobachter doch bald klar, daß, sobald die französischen Korps von Lützen in der Schlachtlinie eintrafen und besonders der Vizekönig an dem Floßgraben in unserer

rechten Flanke anlangte, die numerische Ueberlegenheit auf der Seite der Franzosen war und durch die Einheit und Umsicht ihres Oberbefehls, die uns ganz fehlte, noch erhöht wurde, und daß es nun nur darauf ankommen konnte, unsere gewonnene Stellung bis zum Einbruche der Nacht im Vertrauen auf den Mut unserer Truppen zu halten. Wenn man bedenkt, daß die Franzosen am Ende der Schlacht 102 000, die Verbündeten nur 69 000 Mann stark waren, so sind diese Zahlen schon allein ein hinreichender Beweis für die seltene Tapferkeit, mit der das neugebildete preußische Heer an diesem denkwürdigen Tage kämpfte, wobei man es als bedeutenden Nachteil nicht vergessen muß, daß unsere beiden Hauptführer Blücher und Scharnhorst verwundet wurden. Es ist wahrlich nicht Nationaleitelkeit, sondern meine volle Ueberzeugung, wenn ich immer wieder auf den Mut unserer Leute zurückkomme; ich wenigstens habe eine derartige stolze Hingebung für die Sache des Vaterlandes noch niemals gesehen. Ein allgemeiner Wetteifer zuckte wie ein mächtiger elektrischer Schlag durch alle Schlachtreihen, die Freiwilligen strebten sichtbar, den höheren Standpunkt ihrer Bildung auch im Gefecht bemerklich zu machen, und den Liniensoldaten dagegen belebte das kriegerische Ehrgefühl, nicht hinter den jüngeren Waffengefährten zurückzubleiben. Es war wohl kein Stand des bürgerlichen Lebens, der nicht an diesem Tage für die Erhaltung des Vaterlandes in unseren Kriegerreihen kämpfte; so mancher schon zum geistlichen Stande gebildete Jüngling verteidigte die Selbständigkeit seines Vaterlandes als die sicherste Grundlage für das Fortbestehen einer freien protestantischen Kirche, hohe und niedere Regierungs- und Gerichtsbeamte kämpften für die Erhaltung und den Geist der preußischen Verwaltung.

Das brandenburgische Dragonerregiment führte der Chef desselben, der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, mehr als einmal an dem heutigen Tage in das ernste Gewühl des persönlichen Kampfes, während auf dem Flügel des Regiments in der ersten Reiterreihe der Hofmarschall des Prinzen, Graf Gröben, als Wachtmeister sich in den Kampf stürzte. Gelehrte und Künstler erkämpften sich mit ihrem Blute jenen hohen bürgerlichen Standpunkt, den heilige Vaterlandsliebe in dem alten Griechenlande errang. Möge die göttliche Vorsehung den schönen Geist dieses Tages, so oft es das Vaterland bedarf, in der Brust unserer Nachkommen aufkeimen lassen, die Regierung niemals den hohen Wert einer derartigen geistigen Entwicklung verkennen!

Einzelne Vorschläge, der Schlacht eine andere Wendung zu geben, wurden wohl noch berufen oder unberufen von Zeit zu Zeit den Souveränen gemacht, doch waren sie von keinem besonderen Wert; der bedeutendste war unstrittig der des englischen Gesandten Lord Cathcart, der vorschlug, mit der gesamten Kavallerie auf den rechten Flügel des Feindes zu fallen, allein der russische Kaiser, der sichtbar an diesem Tage nicht mehr Kräfte aufs Spiel setzen wollte, gab ihm keine Folge.

Unter diesen Umständen fing man gegen Abend an, an die Vorbereitung zum Rückzuge zu denken. Der Fürst Wolkonsky sprach darüber mit dem Kaiser, und dieser gab mir nun, da ich unglücklicherweise nicht sehr entfernt von ihm stand, den Auftrag, nach Pegau zurückzureiten und alle Anstalten zu treffen, damit die Armee ungehindert nach Groitzsch defilieren könne. Mich verdroß diese Bestimmung recht ordentlich, die mich in dem Augenblick, wo es erst ganz ordentlich zum Schlagen kommen konnte, von den Truppen enfernte; allein was war zu machen, der

Soldat muß gehorchen, und so warf ich mich unwillig aufs Pferd und ritt, bloß von meinem getreuen Kosaken begleitet, ab. Vor dem Eingange von Pegau fand ich einen russischen Leutnant mit einer Wache, der mir durchaus den Eingang in die Stadt verweigerte, bis mein ehrlicher Kosak ihm versicherte, daß ich ein von dem Kaiser besonders Gesendeter und Begünstigter sei. Dieser kleine Umstand, daß der Russe mich doch eigentlich im Anfange für einen Ausreißer gehalten hatte, wurde mir so lächerlich, daß ich dadurch meine ruhige Stimmung wieder erhielt, deren ich jetzt nur zu sehr bedurfte. Bei meinem Eintritt in die Straßen lagen diese so voll von Verwundeten und ihren Begleitern, daß das Durchreiten nicht möglich war, so daß ich absteigen und nur mühsam zwischen den auf dem Steinpflaster Liegenden durchschleichen konnte. Die Einwohner hatten, wie ich nachträglich erfahren habe, die zuerst angekommenen Schwerverwundeten bei sich aufgenommen, dann aber ihre Thüren und Fenster fest zugeschlossen. Was war hier nur zu machen? Gewalt zu gebrauchen, fehlten mir die Mittel, auch ließ sich selbst aus militärischem Gesichtspunkt manches gegen das Unterbringen aller Verwundeten in Pegau einwenden, ebenso fehlte es mir in der ganz dunkel gewordenen Nacht an Gehilfen und Werkzeugen, um die Leute in der sonst gewöhnlichen Art weiterzuschaffen. So schlich ich im höchsten Grade beunruhigt herum, meiner aufgeregten Phantasie schien es, als wenn die von Zeit zu Zeit fallenden Schüsse sich immer mehr Pegau näherten, und dies alles steigerte meine Besorgnis. Da gab mir auf einmal ein guter Engel, denn so sehe ich es an, ohne alles Vorherüberlegen ein, den Leuten zuzurufen: „In Groitzsch sind die Lazarette angelegt.“ Dieser einzelne Ausruf hatte einen nicht geahnten

Erfolg: die Verwundeten richteten sich auf und hinkten einzeln, oder indem sie sich wechselseitig unterstützten, nach dem auf einem schmalen Damm wohl eine halbe Meile entfernten Groitzsch zu. Nachdem ich den Anfang dieser guten Wirkung gesehen hatte, versteht es sich von selber, daß ich alle zur Aufsicht mitgegebenen Unteroffiziere, deren ich nur habhaft werden konnte, mit ähnlicher Ankündigung in allen Stadtteilen herumschickte, und ehe eine halbe Stunde verging, waren die Straßen so leer, daß die Armee ohne Beschwerde hätte durchziehen können. Ich habe späterhin über diesen Vorgang öfters nachgedacht, es war dies von meiner Seite eine grobe Lüge, die unsere tapferen Verwundeten täuschte, und doch, wenn ich noch einmal in eine solche Lage käme, würde ich anders handeln können? Das Leben verschlingt wunderbar unsere Pfade, Recht und Wahrheit sind über uns schwebende Leitsterne, nicht die Boten, die mit uns auf gleichem Wege wandeln.

Glücklicherweise waren indes diese von mir getroffenen Vorkehrungen nicht dringend nötig geworden, Gneisenau hatte späterhin den sehr zweckmäßigen Vorschlag gemacht, die Nacht auf dem Schlachtfelde zu bleiben und erst am andern Morgen im Angesicht des Feindes abzumarschieren. Die Nacht wurde dann noch zu einem schönen Ueberfalle benutzt, den ein Teil der preußischen Kavallerie ausführte.

Am andern Morgen zog das verbündete Heer in wahrhaft kriegerischer Haltung von dem ehrenvoll behaupteten Schlachtfelde ab. Blücher, der den nachteiligen Eindruck einer rückgängigen Bewegung bei den Soldaten nicht wollte aufkommen lassen, hielt hier die folgende musterhafte Anrede, er ritt an die Kolonne heran und sprach mit seiner laut und wohl klingenden Stimme:

„Der König (hier nahm er feierlich zum Gruß die Mütze ab) läßt sich bei euch bedanken, daß ihr euch gestern so brav geschlagen habt; nun haben uns die Franzosen kennen gelernt und sie werden sich besinnen, bis sie uns wieder angreifen; Pulver und Blei haben wir verschossen, das ist natürlich, und nun gehen wir nach Dresden, um uns frisches zu holen, wer das Retirieren nennt, ist ein Hundsfott!“

Blücher war ein geborener Volksredner, und wenige Menschen besaßen die Gabe so wie er, aus dem Stegreife zu sprechen, den Gang der Rede den Vorstellungen seiner Zuhörer anzupassen.

In dem preußischen Heere war der Wunsch sehr verbreitet, am Tage nach der Schlacht aufs neue anzugreifen, dies aber wurde vom russischen Kaiser entschieden abgelehnt; wenn man alles überlegt, so war dies nicht zu tadeln. Der Feind verfolgte unseren Rückzug nicht in seiner sonst gewohnten Weise, es mag ihn ebensogut der Mangel an Reiterei als die Achtung, welche sich das verbündete Heer erworben hatte, daran gehindert haben. Ueber die weitere Anordnung des Feldzuges gab es nun viele Pläne. Die Verbündeten hatten verschanzte Brücken bei Mühlberg, Meißen und Dresden; bei ihrer Anlage im April konnte man noch darauf rechnen, daß auch durch den Beitritt des Königs von Sachsen Königstein, Torgau und Wittenberg in unseren Händen sein würden, und das gab alsdann eine Linie, die man wohl zu halten versuchen konnte; jetzt aber, da die drei letzteren Plätze wegfielen, war es wohl nicht ratsam, so wie einige es wollten, sich postiert an der Elbe zu halten. Der General York drang am stärksten darauf, diese Cordonstellung zu verlassen, und hat meines Erachtens der Armee dadurch einen großen Dienst geleistet. Auch

über die weiteren Bewegungen gab es verschiedene Ansichten: die Russen wollten von Dresden in der Richtung von Krossen gerade nach der Oder gehen, während man preußischerseits die auch nachher genommene Richtung auf Schlesien vorschlug. Nach vielem Streiten gelang es Gneisenau und Knesebeck, diese Ansicht beim Kaiser durchzusetzen, und dies war ein großes Glück: denn waren die Russen einmal über die Mittel-Oder nach Polen gedrängt, so ging wahrscheinlich Berlin und der größte Teil von Schlesien verloren, Oesterreich aber kam gewiß viel später zu seinem teilnehmenden Entschluß.

Bei der Ankunft der verbündeten Heere in Dresden erhielt man von allen Seiten die Nachricht, daß Napoleon nur ein Zurückdrücken und Festhalten unserer Hauptarmee beabsichtige und dagegen mit aller Kraft auf Berlin loszugehen willens sei. Diese Meinung, die ebensowohl nach allen politischen als militärischen Verhältnissen, als auch nach dem nur langsamen feindlichen Verfolgen sehr wahrscheinlich schien, ward die Veranlassung, daß ich den 7. Mai mit mehreren Aufträgen nach Berlin geschickt wurde.

Vorbereitungen zur Verteidigung Berlins.

Die Hauptzwecke dieser mir mit einer großen Vollmacht aufgetragenen Sendung waren:

1) Mit allen möglichen Mitteln die Formation der Landwehr zu beschleunigen; ebenso

2) die Ausführung der Verordnung über den Landsturm zu betreiben.

3) Die angelegten oder noch notwendigen Verschanzungen zu vollenden und in einen allgemeinen Zusammen-

hang zu bringen, vor allem eine ernste Verteidigung von Berlin vorzubereiten.

4) Einen allgemeinen Verteidigungsplan für die Provinz, unter Mitwirkung der Landwehr und des Landsturmes zu entwerfen.

5) Wenn es je notwendig würde, dahin zu sehen, daß die in Berlin noch anwesenden Mitglieder der königlichen Familie nebst den zu rettenden Kostbarkeiten nach Königsberg geleitet, die Kriegsvorräte aber nach Breslau oder Kolberg gebracht würden.

Am 8. Mai kam ich des Abends in Berlin in dem Augenblick an, wo, in einigem Kontrast mit meinem Auftrage, der Sieg bei Görschen auf allen Straßen mit einem in unserer gegenwärtigen ruhigen Polizeistimmung kaum begreiflichen Jubel, mit Illumination und Schwärmern, die in allen Straßen herumflogen, gefeiert wurde.

Das Gouvernement, nämlich den General L'Estocq sowie den Geheimen Staatsrat Sack, fand ich voll des besten Willens, alle Kräfte zur Ausführung meines Auftrages aufzubieten, und auch die allgemeine Volksstimme war in einer überwiegenden Mehrheit einer entschlossenen Verteidigung geneigt; nur einige zurückgebliebene Hofbediente, an ihrer Spitze der Fürst Wittgenstein, einzelne adlige Familien, etwas ängstliche oder entnervte Beamte, an die sich einige reiche Kaufleute anschlossen, waren durch diese allgemeine Aufregung erschreckt und zitterten ebenso vor der bewaffneten Volksmenge als vor der möglichen Rache Napoleons; sie fanden es unerhört, daß so vornehme oder reiche Leute, als sie selbst, auch an den Kriegshandlungen teilnehmen sollten.

Die Leute des Landsturmes waren dagegen voll entschieden gutem Willen, und Männer aus allen Ständen

gaben durch ihre Teilnahme bei den täglichen Uebungen sehr ermunternde Beispiele, ich nenne unter anderen nur den Geheimen Oberregierungsrat Süvern, Schleiermacher, Professor Buttmann, Niebuhr, Fichte, einen Hrn. v. Burgsdorff aus der Neumark, und eine Menge anderer edler, wahrhaft patriotischer Männer.

Indem der General Bülow, der nach der Schlacht von Görschen aus der Gegend von Halle bis Dessau zurückgegangen war, bei dem zu erwartenden Vordringen der Feinde auf den Straßen von Dahme und Baruth gegen Berlin die Elbe verlassen, die Blockade von Wittenberg aufgehoben und am 16. nach Beelitz gerückt war, um durch Vereinigung aller disponiblen Streitkräfte die Franzosen bei ihrer Annäherung kurz vor Berlin anzugreifen, entstand ein unangenehmes Verhältnis zwischen ihm und dem General L'Estocq. Bülow hielt die Absichten des Feindes auf Berlin für entschieden, L'Estocq sah in ihnen nur eine Demonstration, höchstens einen Versuch, Bülow glaubte die feindlichen Streitkräfte sehr ansehnlich, L'Estocq hielt sie, nach den auch in Sachsen thätigen Kundschaftern der Berliner Polizei, nur für mittelmäßig. Bülow wollte bis an Berlin zurückgehen, dort alle möglichen Verstärkungen an sich ziehen und dann eine Schlacht liefern, während L'Estocq es für das zweckmäßigste hielt, sich immer in den Flanken des Feindes zu halten und nicht weiter zurückzugehen. So widersprechende Ansichten waren schwer zu vereinigen, es entstand ein etwas spitzer Briefwechsel, durch den mir die nicht zu beneidende Ehre eines Vermittlers zu teil ward.

Zu diesem Zweck ging ich den 19. Mai zum General Bülow nach Baruth und machte ihm im Namen des Gouvernements den Vorschlag: aus den bei Berlin befindlichen Reserve-, Ersatz- und Rekonvalescentenbataillonen und Es-

kadronen eine Brigade zu bilden, mit dieser die Beobachtung von Torgau und Wittenberg zu übernehmen und, indem dadurch des Generals rechte Flanke gedeckt würde, ihm ein weiteres Vorrücken gegen den Feind möglich zu machen. Bülow ging auf diesen Vorschlag ein und versprach, mich durch einen Kosakenpulk und eine russische Batterie zu verstärken. Den 21. versammelte ich demnach den größten Teil der mir zugewiesenen Truppen bei Luckenwalde, nämlich das aus feindlichen Deserteuren gebildete Ausländerbataillon, geführt durch den Oberstleutnant v. Reuß, das 1. und 2. Rekonvalescentenbataillon, geführt durch den Major le Blanc und Leutnant Stein, und ein schlesisches und ein pommersches Marsch- oder Ersatzbataillon, geführt durch die Kapitäne Weitersheim und Schachtmeyer; eine halbe reitende Batterie, unter Führung des Leutnants Liebermann, die 5. Eskadron des westpreußischen Ulanenregiments, geführt von dem Rittmeister Dahmer, die freiwillige Jägereskadron des litauischen Dragonerregiments, unter Befehl des Rittmeisters Uklansky, und zwei Husaren-Marscheskadronen, geführt von den Leutnants v. Jagow und Weihmar.

Die Kavallerie war in besserem Stande als die Infanterie; man mußte bei allen diesen nur provisorisch zusammengesetzten Truppenteilen hauptsächlich auf den allgemeinen guten Willen rechnen; das Ausländerbataillon sah ganz gut aus, es war aber wenig darauf zu bauen. Von Luckenwalde detachierte ich die Eskadron des Rittmeisters Dahmer nach Jüterbog, um sich mit dem bei Rabenstein postierten russischen General Orurk von dem Korps des Grafen Woronzow in Verbindung zu setzen. Von dem Feinde zeigten sich außerhalb der Festungen nur einzelne Patrouillen, und die die Besatzungen bildenden, größtenteils aus Holländern bestehenden Bataillone hatten sehr

zahlreiche Desertionen, die größtenteils bei dem bei der Brigade befindlichen Ausländerbataillon Dienste nahmen.

Am 23. rückte Bülow vor, während ich der getroffenen Disposition zufolge mit der Brigade nach Jüterbog marschierte. Es war zuerst meine Absicht, späterhin bis Seyda vorzugehen, da ich dort die beiden Elbfestungen noch mehr im Auge hatte; allein als ich die Bataillone, welche die Brigade bildeten, einzeln besichtigte, zeigte es sich, daß es den Leuten an Mänteln fehlte (das Ausländerbataillon hatte gar keine), und daß ein ebenso großer Mangel an Koch- und Trinkgeschirren war, die erst in Berlin angefertigt wurden. Aus diesen Gründen mußte ich die Stellung bei Jüterbog behalten.

Den 24. benachrichtigte mich Bülow, daß er von Dahme, bis wohin er gerückt war, an demselben Tage nach Luckau marschieren würde, trug mir auf, bei Jüterbog stehen zu bleiben, und auf den Fall, daß er noch weiter links marschieren müßte, sollte ich bei einem unerwarteten Angriff die Verteidigung der Linien an der Nuthe und Notte, sowie es nötig würde, übernehmen.

Unter dem 25. erhielt ich die Anzeige von Bülow, daß er nach Kalau rücken werde; da ich eine Sendung Mäntel und Kochgeschirre aus Berlin erhalten hatte, so machte ich nach dem Empfang der obigen Benachrichtigung dem General den Vorschlag, um mit ihm auf gleicher Höhe zu bleiben, mit der Brigade nach Seyda zu rücken, Bülow schlug mir dies aber unter dem 26. noch aus Luckau ab, da er, wie er sich ausdrückte, erst heller sehen müsse, ehe er weiter vorgehen könne.

Das Röhrwasser, welches die Festung Wittenberg durch eine Leitung von außerhalb erhält, war durch das Zerspringen eines Stauwerkes von ihr abgeleitet und dadurch

der Festungsgraben, besonders in der Rückenseite gegen die Elbe so trocken gelegt, daß man von dieser den hier nicht bedeutenden Wall in dem Augenblick ohne Hindernis ersteigen konnte. Dieses erfuhr ich von mehreren achtenswerten Einwohnern aus Wittenberg, mit denen ich durch den täglichen Marktverkehr in Verbindung stand, die dieser Nachricht zugleich noch hinzufügten, daß der Kommandant des Nachts keine Posten außerhalb der Festung habe, der Dienst überhaupt sorglos versehen würde. Um dies womöglich zu benutzen, brach ich am 27. nachmittags mit der Brigade auf und kam mit Anbruch der Nacht in Zahna an, wo ich die Leute rasten ließ und mit einer Mausepatrouille zum Rekognoszieren gegen Wittenberg vorging. Der Augenschein überzeugte mich indes bald, daß der Kommandant in der oberhalb am Flusse belegenen Ziegelei, auf welchem Punkte ich in die Kehle der Festung gehen wollte, ein wachsames Pikett habe, so daß an den beabsichtigten Ueberfall nicht zu denken war und ich, ohne etwas zu unternehmen, nach Jüterbog zurückkehren mußte. Nachdem ich späterhin die sehr zweckmäßigen inneren Anordnungen des Kommandanten kennen gelernt habe, mußte ich ihm eigentlich für jenes ausgestellte Pikett in der Stille danken; ohne dasselbe hätte ich den Ueberfall unternommen, viele Menschen aufgeopfert und mich wahrscheinlich doch nicht halten können, da das Schloß als eine Citadelle eingerichtet und besetzt war.

Unerwartet erhielt ich in der Nacht vom 28. den unter dem 27. in Kalau vom General Bülow erlassenen Befehl, nach Luckenwalde zurückzugehen, einen Cordon von Treuenbrietzen bis Baruth zu formieren und ihm dann die zwei Reservebataillone von Herrman und Tesmar, die er bereits bei meiner Brigade wähnte, auf das eiligste nach

Lübben zu senden; eine indirekte Nachricht, daß die Garnison von Wittenberg ansehnlich verstärkt sei, schien ihn dabei geleitet zu haben.

Mich setzte dieser Befehl in eine peinliche Verlegenheit; die Verstärkung von Wittenberg war nicht von Bedeutung, überdies waren zu meiner Brigade das Reservebataillon Röbel, ein Marschbataillon und zwei kurmärkische Landwehrbataillone nebst einem Landwehr-Kavallerieregiment gestoßen, so daß ich, wenn diese vereinigt blieben, nichts, in einem Cordon aufgelöst aber alles zu besorgen hatte. Nächstdem, wenn auch der General Bülow mich hier als einen Teil seines Korps ansah, so glaubte dagegen das Gouvernement, daß ich von seinen Befehlen abhinge, und ich wußte, daß ein derartiges Zurückgehen den Ansichten des Generals L'Estocq geradezu widersprach; ein kleines Magazin, das ich bei Jüterbog zu sammeln angefangen hatte, mußte ich ebenfalls preisgeben.

Bei diesen Verhältnissen schickte ich zwar sogleich an die auf dem Marsch begriffenen Bataillone Herrman und Tesmar den Befehl, nach Lübben zu gehen, gegen das Beziehen des Cordons aber erlaubte ich mir einige Vorstellungen, an die ich, durchdrungen von dem Gedanken, daß wir durchaus etwas unternehmen müßten, um den Feind von unserer Armee in Schlesien abzulenken, folgende Vorschläge knüpfte:

Entweder solle man mich mit zwei Brigaden Landwehr und zwei Batterien verstärken, damit ich Wittenberg berennen und beschießen könne, oder aber der General solle sich wieder Luckau und Dahme nähern und mir erlauben, bei Roßlau über die Elbe zu gehen, um so weit als möglich in Sachsen vorzustreifen; es war dieses eine Expedition, die wenige Tage später die Generale Woronzow und Tschernitschew nach Leipzig führte.

Auf diese unter dem 28. sowohl an Bülow als L'Estocq gemachten Vorschläge erhielt ich unter dem 31. von ersterem aus Kottbus die Weisung, bei Jüterbog stehen zu bleiben und mich zu der vorgeschlagenen Beschießung von Wittenberg vorzubereiten, auch sollte ich ein angeblich in Herzberg befindliches feindliches Magazin zu zerstören suchen.

Indes kam hiervon nichts zur Ausführung, denn unter dem 3. Juni benachrichtigte mich Bülow, daß der Feind von Ruhland nach Finsterwalde marschiere, und befahl mir, mit der Brigade sogleich nach Luckau aufzubrechen, wohin Bülow auch rücken würde.

Ich bekam diesen Befehl in Jüterbog per Stafette in der Nacht vom 3.–4. Juni, zog sogleich meine Kavallerieposten an mich, schickte einen Offizier mit einem Detachement nach Dahme und ließ der Stadt ansagen: für 5000 Mann Essen und 1000 Pferderationen so bereit zu halten, daß sie bei meiner Ankunft vor das Thor aufs Feld gebracht werden könnten; dem Major Marwitz nebst der Landwehr übergab ich den Posten von Jüterbog, um die dort zu erwartenden Belagerungsbedürfnisse zu decken. Mit Tagesanbruch brach die Brigade auf und kam zwischen 10 und 11 Uhr nach Dahme. Die Anstalten waren hier gut getroffen, die Einwohner brachten in Töpfen und Körben reichliches Essen heraus, der Magistrat machte zum Ueberfluß noch den artigen Wirt und spendete Bier und Branntwein, so daß um 1 Uhr Menschen und Pferde vollständig erfrischt den weiteren Marsch antreten konnten. Gegen 5 Uhr kam die Brigade in einem solchen Zustande bei Luckau an, daß sie, wenn es notwendig geworden wäre, recht wohlgemut an dem Gefecht hätte teilnehmen können.

Die Brigade wurde in der Reserve aufgestellt, und

da der Feind sich bald darauf zum Rückzuge entschloß, so konnte ich keinen weiteren Anteil an dem Gefecht nehmen und mich nur persönlich überzeugen, daß sich unsere Truppen so ehrenvoll geschlagen hatten.

Nach beendetem Gefecht bezog die mir anvertraute Brigade ein Biwak bei Zöllmersdorf und blieb hier den 5. und 6. angeblich wegen fehlender Lebensmittel stehen, den 7. des Morgens erhielt ich von Bülow schriftlich den Befehl, nach Schlieben zu marschieren, indem sich der Feind bei Uebigau sammle; wenn Herzberg vom Feinde nicht besetzt sei, so sollte ich mit meiner Spitze bis dahin vorrücken. Die Brigade setzte sich sogleich in Marsch, und ich ritt nur noch auf einen Augenblick zu Bülow, der mir sagte, daß er mir den andern Tag folgen würde, und daß ich Erkundigungen anstellen möge, wie man den Feind am vorteilhaftesten angreifen könne.

Auf dem Marsch nach Schlieben fingen wir noch einige Hundert Nachzügler auf; ihre Anzahl war so bedeutend, daß, als mein damaliger Adjutant, der Kapitän v. Rüts, mir den Vorschlag machte, diesen Leuten die Mäntel abzunehmen, wir das Ausländerbataillon beinahe ganz damit bekleiden konnten.

Da die Feinde Herzberg besetzt hatten, so nahm ich mein Biwak an dem bei Schlieben belegenen Dorfe Berga, auf der Straße nach Schönwalde, um bei dem Angriff, den ich nach der Aeußerung Bülows unternehmen sollte, dem Feinde leichter in die linke Flanke kommen zu können, indes aus diesem allen ward nichts, da in der Nacht die Nachricht des geschlossenen Waffenstillstandes eintraf, und mir zugleich der Befehl ward, mich am 9. in die durch den Waffenstillstand bestimmte Linie zurückzuziehen.

Am 9. mit Tagesanbruch zog ich mich auf Schön-

walde zurück und traf am 10. in Jüterbog ein; die Räumung der dort gesammelten Vorräte machte unser dortiges Verweilen am 11. notwendig, den 12. aber wurde die von mir bis dahin geführte Brigade aufgelöst, und die Truppenteile gingen nach den ihnen gegebenen neuen Bestimmungen.

Der Waffenstillstand.

Der unerwartet eingetretene Waffenstillstand hat eine Menge kriegslustig gesinnter Menschen, zu denen ich auch gehörte, tief betrübt. Man besorgte, auf frühere Erfahrung gestützt, in dem Waffenstillstande den Vorläufer eines übereilten Friedens zu sehen, den die Schlauheit Napoleons schon mehreremal in ähnlichen Verhältnissen sich zu verschaffen gewußt hatte. Trotzdem muß ich jetzt doch bekennen, daß die Episode des Waffenstillstandes eigentlich vorteilhaft auf den Gang des Krieges eingewirkt hat und den Verbündeten mehr Gewinn als Napoleon brachte. Wir konnten unsere angefangenen Rüstungen vervollständigen, und der Zeitgewinn erleichterte den so lange immer noch zweifelhaften Beitritt Oesterreichs.

Da mit dem Eintritt des Waffenstillstandes die von mir bis dahin geführte Brigade aufgelöst war, und sämtliche Truppen, sowohl von der Linie als auch die Landwehr, Kantonierungen bezogen hatten, so kehrte ich für meine Person nach Berlin zurück, um die mir übertragenen Geschäfte, soweit die veränderten Verhältnisse es erforderlich machten, möglichst zu vervollständigen.

Bei den Verschanzungen war in der Zeit meiner Abwesenheit eigentlich nicht viel geschehen: der glückliche Ausgang des Gefechtes bei Luckau hatte einen Scheingrund hergegeben, um die begonnenen Unternehmungen an ein-

zelnen Punkten ganz ruhen zu lassen, und es kostete jetzt einige Mühe, die tägliche Gestellung einer Anzahl Arbeiter zu sichern, durch die man hoffen konnte, die begonnenen Arbeiten bis zu dem Aufhören des Waffenstillstandes zu vollenden.

Nächst diesem Gegenstande war nun noch die gänzliche Ausbildung und Ausrüstung der Landwehr die wichtigste Angelegenheit; die um diese Zeit in Kolberg gelandeten englischen Materialien kamen gerade zur rechten Zeit und wurden zur Vervollständigung der Ausrüstung der Landwehr und zur Bekleidung der Reserveregimenter benutzt, von denen mehrere den Feldzug in englischen Uniformen und Kopfbekleidungen mitmachten. In Schlesien war teils durch die Kriegsereignisse, teils auch durch die mangelnde Energie des Gouvernements nur wenig für die Errichtung der Landwehr oder die Ausführung des Landsturms geschehen, der letzte aus kindischer Besorgnis eigentlich mehr gehemmt als begünstigt. Einige schlesische Edelleute waren sogar so schwach gewesen, bei dem Vordringen der Franzosen nach der Schlacht von Bautzen ein Entschuldigungsschreiben an Napoleon wegen des ihnen anbefohlenen Landsturms zu senden. Sie sollten späterhin darüber zur Untersuchung gezogen werden, und nur der glückliche Ausgang des schnell beendeten Krieges verschaffte ihnen eine Amnestie für ihren Kleinmut. Als man nach dem Waffenstillstande zu der Ueberzeugung gekommen war, daß es mit dem Gouvernement nicht ginge, so wurde zur Errichtung der Landwehr eine Kommission, aus Gneisenau und dem Regierungspräsidenten Merkel bestehend, gebildet, und diesen beiden Männern verdankt man es, daß hier doch noch etwas zu stande kam.

Da die Besorgnis entstand, daß es in den übrigen

Provinzen ebenso gehen würde, befahl der König dem General Bülow, auf die Ausbildung der Landwehr alle mögliche Sorgfalt zu wenden und zufolge dessen wurde mir von letzterem die Aufgabe übertragen, mich durch eine Inspektionsreise von dem Stand der Sache zu unterrichten.

Diese Reise, welche mich in alle Kreise des nördlich von Berlin gelegenen Teiles der Mark führte, war eine der angenehmsten, welche ich in meinem ganzen Leben gemacht habe. Jede Musterung der in einem Ort befindlichen Landwehr oder des Landsturmes, auf den ich auch meine Besichtigung ausdehnte, war ein Volksfest, und es bedurfte keiner großen Menschenkenntnis, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß diese Leute bei nur einigermaßen zweckmäßiger Führung für die Erhaltung des Thrones und des Vaterlandes ihr Leben mit Freudigkeit hingeben würden.

Die am linken Oderufer belegenen Teile von Pommern waren, in Hinsicht der Landwehrformation zu dem Gouvernement in Berlin geschlagen worden. Diese Kreise kämpften indes mit einer Menge von Schwierigkeiten; teils war, besonders ehe die französische Besatzung von Stettin durch ein hinreichendes Blockadekorps in die Wälle zurückgedrängt war, die Einbeorderung der Wehrmänner höchst schwierig, der größte Teil von ihnen hatte sich des Nachts, unvollständig bekleidet, durch die feindlichen Posten durchgeschlichen; teils hatte die Anfertigung der Wehrmänner-Einkleidung, die nach dem angenommenen Prinzip von den Kreisständen beschafft wurde, unter den oben angegebenen Umständen ebenfalls mit einer Menge lokaler Hindernisse zu kämpfen. Eines der pommerschen Bataillone, das Anklamer, war nach Zehdenick verlegt, und diese wackeren Leute größtenteils ohne Fußbekleidung. Aber diese bar-

füßigen Verteidiger des Vaterlandes führten die kleinen Bewegungen, die ich sie auf ihrem Wiesentummelplatz machen ließ, mit einer Freudigkeit aus, der man nur seine Hochachtung zollen konnte.

Während der eine Teil um des Vaterlandes willen freudig entbehrte, strengte sich der zu Hause gebliebene an, um den ausgerückten Brüdern das noch fehlende nachzusenden; es ist erstaunlich, was innerhalb der Grenzen des Gouvernements nur allein zur Mobilmachung der Landwehr für Summen von dem Lande herbeigeschafft werden mußten.

Von dem Landsturm, den ich, wo es mir die Zeit nur erlaubte, auch musterte und dann mit einigen Worten an seine Pflichten erinnerte, muß ich doch auch noch einiges erzählen. Die Kommandeure der einzelnen Abteilungen, größtenteils Gutsbesitzer oder Beamte, hatten sehr häufig aus eigenem Triebe sich nicht unzweckmäßig zu einem Kampfe vorzubereiten gesucht; so hatte der damalige Stadtrichter in Ruppin seine mit Piken bewaffneten Leute in eine Kolonne vereinigt, die von allen mit eigenen Gewehren versehenen Bürgern als Tirailleure umgeben war, und führte mir diese recht gute Zusammensetzung entschlossen vor, denn man konnte es den Leuten ansehen, daß ihnen die Sache ernst war.

In Havelberg lebte zurückgezogen der treffliche alte Feldmarschall Möllendorf, der, obgleich beinahe schon neunzig Jahre alt, sich doch noch ziemlich rüstig besonders zu Pferde erhalten hatte, und in dessen Kriegerseele noch der Gedanke an die frühere Zeit glimmte; darum schloß er sich mit allem Eifer, so viel es ihm sein Privatverhältnis erlaubte, den vaterländischen Rüstungen an. Ja, als einmal die Nachricht ankam, daß die Franzosen in jener Ge-

gend über die Elbe gehen wollten, umgürtete er sich mit seinem alten Schwert, bestieg sein Schlachtroß und zog wohlgemutet mit dem ihm freudig zujauchzenden Landsturm der Elbe zu. Es war, wie dies im Kriege nur zu häufig der Fall ist, diesmal nur ein blinder Lärm gewesen, und der gute Wille fand keine Gelegenheit, in kräftige That überzugehen, aber ich hätte dem alten Helden (der ein edler Mensch war) wohl die Gunst des Schicksals gewünscht, daß er in dem hier ritterlich gesuchten Kampfe entweder ein frisches Lorbeerreiß oder ein Kriegergrab gefunden hätte.

Ein anderes Zeichen jener geschilderten männlichen Zeit ist der Aufruf des Rektors Grashof aus Prenzlau, der nicht allein freudig seine Schule und seinen Lehrstuhl verließ, um am Kampfe für das Vaterland teilzunehmen, sondern der hier auch seine Mitbürger ermahnte, aus allen Kräften sich zur Erkämpfung der vaterländischen Selbstständigkeit weiter zu rüsten; durch alle Gaue des Vaterlandes strömte dieser männliche Geist. Ich setze hier einige Stellen des Aufrufs her.

„Ich verlasse für den Augenblick mein Amt, denn es ruft mich eine höhere Pflicht, und meine Gehilfen treten an meine Stelle. Ich verlasse meine Familie, denn nur ein ehrenvoller Kampf kann ihr ein glücklicheres Los für die Zukunft sichern. Ein neues, schimpflicheres Joch zu tragen, das will ich nicht; und mein Wille ist ein fester Wille; auch meine Kinder werden es nicht wollen, denn es lebt in ihnen der Geist ihres Vaters. Auch ihr dürft es nicht wollen, meine Brüder; auch über eure Kinder soll eine schönere Sonne aufgehen. —

Ich bin höheren Orts bevollmächtigt, die Freiwilligen der Provinz, welche noch vor Aushebung einer zweiten Landwehr sich stellen, und sich selbst zu bekleiden und mit brauchbaren Gewehren zu versehen imstande sind, zu einer eigenen Schützenkompagnie um

mich zu versammeln und dieselbe zu führen. Sollten auch ärmere unter ihnen sein, so wird es ihnen nicht an Unterstützung fehlen.

Ich fordere daher meine braven Mitbürger auf, sich oder ihre Kinder, die waffenfähig sind, und den innern Beruf zum Kampfe für König und Vaterland und eigene Freiheit in sich fühlen, meiner Leitung anzuvertrauen. Ich darf es ihnen versprechen: sie sollen in guten Händen sein. Sollte es dahin kommen, daß wir alle die Waffen ergreifen müssen, so wird die Reue zu spät uns treffen, daß wir es nicht freiwillig schon früher gethan, und Schande und Unglück von unsern Grenzen abgewehrt haben.

Wer nicht selbst mitgehen kann, aber brauchbare Gewehre hat, der gebe wenigstens diese zur Unterstützung der Freiwilligen, denen es daran mangelt. Wer nicht selbst für seine Familie, für sein Eigentum kämpfen kann, der gebe von dem letzteren zur Bekleidung der Freiwilligen, die sich nicht selbst vorschriftsmäßig bekleiden können. Gewissenhaft soll, was mir vertraut ward, für die heilige Sache verwandt werden; denn Fluch komme über den Ehrlosen, der von dem, was die Liebe des Volkes der guten Sache opfert, nur sich bereichern kann!"

So kam ich, hocherfreut durch das Gesehene und mit neuen Hoffnungen für den endlichen Sieg unserer Sache, nach Berlin zurück, wo ich indes unter den einflußreichsten oder vermögenden Leuten eine nicht ganz erfreuliche Herabstimmung meiner enthusiastischen Ansichten nur zu bald zu bemerken Gelegenheit hatte. Bülow, dem eine Menge einseitiger Klagen über die der Landwehr noch fehlenden Gegenstände zu Ohren gekommen waren, hatte, ohne meine Zurückkunft abzuwarten, den etwas schnellen Befehl gegeben, daß die bestehende Landwehrformation aufgehoben und aus zwei bisherigen Bataillonen nur eines gebildet werden sollte. Dies hätte nicht allein der Armee mehrere Tausend nützliche Streiter geraubt, sondern auch die ganze Formation, die nach den landrätlichen Kreisen angelegt war, in ein förmliches Chaos gestürzt, und bei allen Beteiligten

ein allgemeines Mißvergnügen verbreitet. Unter diesen Umständen mußte ich es daher versuchen, womöglich die Zurücknahme des soeben erwähnten Befehles herbeizuführen. Ich stattete daher sowohl dem General Bülow als dem Gouvernement ausführlichen Bericht ab, und nach einigem Hin- und Herreden war ich endlich so glücklich, daß meine Vorschläge angenommen und die ursprüngliche Formation beibehalten wurde.

Die Landwehr hatte also hier in der Mark für den Augenblick ihren Prozeß gewonnen, aber dagegen stürmte nun fast alles auf den armen Landsturm los. L'Estocq und Bülow, beides patriotische und vorurteilsfreie Männer, konnten doch ihr an Kriegssymmetrie gewohntes Auge nicht an die minder strengen Formen des Landsturmes gewöhnen, sie sahen dies als eine nutzlose Spielerei an, während der Kommandant von Berlin, der General Brauchitsch, eine vollständige Entweihung aller Soldatenheiligtümer in dieser Anordnung erblickte, und so dachte der bei weitem größte Teil der älteren Offiziere. Im Civilstande aber vereinigten sich mehrere furchtsame oder egoistische Ansichten, um gegen das Landsturmedikt als ein allgemeines Unglück zu Felde zu ziehen.

Der König kam am 14. Juli des Abends spät aus Schlesien, ging, ohne sich aufzuhalten, nach Charlottenburg und ließ für den andern Morgen mehrere Militärpersonen in das Palais nach Berlin bestellen. Als wir hier versammelt waren, kam der König im höchsten Grade zornig angefahren, und nachdem er durch eine Menge einzelner heftiger Ausrufe sich Luft gemacht hatte, erfuhren wir, daß ein Teil der Charlottenburger Bürgerschaft des Nachts dem König ein Vivat gebracht und dabei seine Gewehre abgefeuert habe. Dies war allerdings, wenn man

will, unschicklich, aber doch auf keinen Fall eine Auflehnung oder etwas, das von böser Absicht zeugte. Nichtsdestoweniger trat der General Brauchitsch, ohne alle dienstliche Veranlassung, vor und sagte dem König, das sei allein eine Folge des verderblichen Landsturmediktes, welches alle Bande der Zucht und des Gehorsams gelöst habe, und bei dessen längerer Fortdauer die höchste Gefahr für den Staat zu besorgen sei. Dagegen mußte ich mich nun zur Steuer der Wahrheit laut erklären, und es ward mir nicht schwer, zu zeigen, daß das Schießen auf den Straßen nur durch die Schwäche der Polizei entstanden, und daß das Landsturmedikt daran ganz unschuldig sei.

Der König setzte sich nach diesem Streit, den ich mit der hochlöblichen Kommandantur hatte, zu Pferde, und wir begleiteten ihn nach dem Exerzierplatz im Tiergarten, wo er verschiedene Truppenteile besichtigte. Während einer Pause, die dabei entstand, frug mich der König noch über verschiedenes meiner Inspektionsreise. Ich hielt es hier für Pflicht, ihm die guten Gesinnungen, die ich unter allen Volksklassen, besonders bei den unteren Ständen, gefunden hatte, lebhaft, und so daß es alle Umstehenden hören konnten, zu schildern, da ward auf einmal das Pferd des Generals Knesebeck, der doch sonst immer ganz vernünftige Pferde zu reiten pflegte, unruhig, er traversierte zwischen dem König und mir durch, entschuldigte sich bei dem ersteren, und die Unterredung hatte ein Ende — war dies nicht ein sonderbarer Zufall? Ich konnte erst nach der königlichen Mittagstafel zum Staatskanzler gehen, der ebenfalls aus Schlesien nach Berlin gekommen war, und den ich womöglich noch aufgeregter als den König fand: die früher geschilderte Partei hatte ihm die Gefahren des Landsturmes so lebhaft ausgemalt, daß sein sonst freier Blick in jenem

Augenblick ganz befangen war, und es zwischen uns beiden zu einem ziemlich lebhaften Streit kam.

Offenbar war die Partei, welche den Landsturm bei dem König und dem Staatskanzler damals anfeindete, die stärkere, ich in dem Augenblick vielleicht in diesem Kreise der einzige Verteidiger jener Anordnung. Da mir aber die Sache aus noch weiter zu entwickelnden Gründen zu wichtig schien, so schrieb ich noch am Abende an den König und den Staatskanzler.

Ob es mir gelungen ist, die damals beschlossene gänzliche Aufhebung des Landsturmes etwas zu hintertreiben, will ich nicht behaupten, da die Sache doch eigentlich, sobald man nur vorurteilsfreier prüfte, für sich selber sprach, genug, man begnügte sich mit einer Modifikation des ursprünglichen Ediktes, welches die Einrichtung zwar bestehen ließ, aber die frühere Teilnahme des Volkes durch das bewiesene Mißtrauen bedeutend schwächte; nur bei dem Ablauf des Waffenstillstandes erinnerte man sich wieder dieser Waffe, und das Gouvernement erließ nun eine Dienstanweisung zum Gebrauch des Landsturmes.

Wenn der Landsturm bei uns dem Anschein nach keine bedeutenden Erfolge hatte, so lag dies zum Teil darin, daß er, wie in Niederschlesien, durch verkehrte Ansicht der Behörden eigentlich gar nicht in Thätigkeit gesetzt war, und dann wiederum auch darin, daß nach dem Waffenstillstande die Siegestage bei Beeren, Hagelsberg, Katzbach und Dennewitz so schnell unsere Grenzen befreiten, daß hier außer dem Geleite der zur Armee abgehenden Transporte keine Gelegenheit für die Anwendung der Volksbewaffnung blieb. Aber auch so ist uns die Idee des Landsturmes von außerordentlichem Nutzen gewesen, indem sie die französischen Anführer so vorsichtig in ihren Opera-

tionen machte, daß uns dadurch eine weit größere Freiheit der Bewegungen zufiel. Ich für meine Person bin vollkommen überzeugt, daß wir künftig keine Verteidigungskriege ohne Anwendung des Landsturmes führen werden, und daß diejenige Regierung, die aus Soldateneinseitigkeit oder Polizeifurcht dies dennoch vermeiden wollte, gewiß den Kürzeren ziehen würde. Dagegen habe ich allerdings gefunden, daß, gegen sonst gerechnet, sich ein gewisses, erhöhtes Selbstgefühl in dem Volke eingefunden hatte. Wer mit Lust die Waffen ergreift, wird schon durch diesen Gedanken gehoben, und dies gebiert männlichen Trotz oder auch ein wenig Mutwillen; ich will es wohl glauben, daß bei den ersten Landsturmsversammlungen, zu denen sich geheime Räte, Kammerherren 2c. einfinden mußten, hin und wieder ihnen ein derber Scherz zu Ohren gekommen sein mag, oder in Reih und Glied ihre Schultern vom Nachbar unsanft berührt sein können, (was übrigens dem Offizier beim Exerzieren alle Tage begegnet), und dies war offenbar die erste Klippe, welche den Widerstand gegen den Landsturm hervorrief. Aengstliche Gutsherren und Polizeibeamte sahen einen Teil ihres bisherigen Nimbus schwinden und glaubten oder sagten es wenigstens, daß nun alle Bande des Gehorsams im Volke gelöst wären. Dies war aber durchaus falsch, der Geist des Gehorsams war und blieb im Volke derselbe, nur die Formen, in denen man Gehorsam leistete, hatten etwas von der bisherigen äußeren Unterwürfigkeit verloren. Der Landsturm verbreitet militärische Ordnung und das Kriegsgesetz über das ganze Volk, kann dies wohl Auflösung und Ungehorsam herbeiführen???

Aber es gab noch einen tiefer liegenden Grund der geschilderten Landsturmsfeindschaft, und dies war persön-

liche Feigheit. Nach der ersten Abfassung des Landsturmedikts konnte ein einigermaßen gesunder Mann, wes Standes er auch sei, sich nicht der Teilnahme entziehen, sobald der Kampf seine Heimat erreicht hatte, ohne durch die öffentliche Meinung entehrt zu werden; dies war aber den Vornehmen oder Reichen denn doch zu viel, zu so etwas hatten ihre Nerven nicht hinreichende Spannkraft, und um diesen bitteren Kelch von sich abzuwenden, mußte jedes Mittel aufgeboten werden.

Da ich alle diese Fäden offen vor mir liegen sah, so ward es mir Pflicht, auch offen dagegen zu kämpfen, wogegen ich aber auch sogleich ein Gegenstand der Besorgnis dieser Partei wurde. Wenige Tage z. B. nach der Rückreise des Königs und des Staatskanzlers nach Schlesien erfuhr ich durch den Civilgouverneur, den Geheimen Staatsrat Sack, mit dem ich in freundschaftlichen Verhältnissen lebte, daß ich durch die höhere Polizei, die damals unter Schuckmann mit Einfluß von Wittgenstein stand, beobachtet wurde. Diese Nachricht erbitterte mich im Anfange außerordentlich, und mein erstes Gefühl war, an den König zu schreiben und meinen Abschied zu fordern. Späterhin gab die Aussicht auf Wiedereröffnung der Feindseligkeiten mir eine beruhigendere oder andere Richtung, und ich hoffte, daß meine treue Anhänglichkeit an den König und das Vaterland die beste Widerlegung jedes Verdachtes sein würde, allein dieser Glaube war ein Irrtum, denn wo Parteiansicht im Spiele ist, da hat die einfache Wahrheit keinen Einfluß. Durch die Länge der Zeit habe ich mich endlich an diese Beobachtung ziemlich gewöhnt; ich weiß, daß ich, so unglaublich dies auch klingt, als Minister fortdauernd beobachtet wurde, und daß ich auch jetzt noch der sogenannten schon mehrmals aufge-

hobenen geheimen Polizei die fortdauernde Unbequemlichkeit der Beobachtung verursache. Wäre an mir wirklich etwas Verdächtiges oder dem Staate Nachteiliges, nun dann sind die Beobachter, die in so vielen Jahren nichts entdecken konnten, doch eigentliche Gimpel; werde ich dagegen aber nur deshalb beobachtet, um mich durch verdrehte Klatschereien immer vom König entfernt zu halten, nun dann mag die Nachwelt das Treiben dieser geheimen Beobachtung mit dem ihr gebührenden Namen beilegen.

Aus der Zeit der Anwesenheit des Königs in Berlin will ich hier noch einiges nachholen.

Am 28. Juni, verlor der Staat einen seiner ausgezeichnetsten Männer, ich meine meinen hochverehrten Freund Scharnhorst. In der Schlacht von Görschen verwundet, schien dies im Anfange nicht bedeutend, allein der Gang des Feldzuges, das Zaudern Oesterreichs und die dadurch hervorgerufene nicht unbegründete Besorgnis eines allgemeinen Ermattens in den Kabinetten wirkten fortdauernd nachteilig auf den angegriffenen Körper Scharnhorsts. Da ihm jeder Augenblick mit Recht kostbar schien, und ihm selbst seine Unthätigkeit lästig ward, so glaubte er, trotz der noch nicht geheilten Wunde, zu einer Reise nach Wien sich stark genug, um dort womöglich eine Beschleunigung des Krieges herbeizuführen. Dort aber wollte man sich wahrscheinlich noch nicht erklären, und so erhielt Scharnhorst, nur wenige Posten von der Hauptstadt entfernt, die Aufforderung, nach Prag zu gehen, wohin der Kaiser und Metternich in kurzem auch kommen würden und das weitere verabredet werden sollte. Dieser neue Aufschub ergriff den durch Krankheit so angegriffenen Mann schmerzlich, er kam in einem sehr verschlimmerten Gesund-

heitszustande in Prag an, der Brand schlug zu seiner Wunde, und wenige Tage nachher endete das Leben des edlen Mannes. Es sollte ihm also nicht die Gunst des Schicksals werden, daß er die gelungene Entwicklung der von ihm mit so großem Eifer und Umsicht gepflegten Sache selbst erblicke, er schied mit unentschiedener Hoffnung und manchem Zweifel von uns, aber der von ihm gelegte Grundbau unserer Rüstungen, der Geist, den er durch die dem König vorgelegten Gesetze im Heere und im Volke weckte, diese Elemente haben siegreich als seine Nachkommen in unseren Schlachtreihen gekämpft und uns bis Paris geführt. —

Einen Zug einer fürstlichen Frau glaube ich hier in diesem Zeitgemälde noch anführen zu können. Die verwitwete Prinzeß Ferdinand, Mutter sowohl des bei Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis, als auch des noch lebenden Prinzen August, hielt sich damals in Berlin auf und ließ mich eines Morgens nach dem abgeschlossenen Waffenstillstande zu sich rufen, wo ich, da sie unwohl war, vor ihrem Bette erscheinen mußte, von ihr sorgsam befragt wurde, ob es wohl anginge, daß ihr innig geliebter Sohn, der Prinz August, jetzt auf einige Tage zu ihr kommen könne. Dies hatte kein Bedenken, und indem sie mich beauftragte, dies einzuleiten, richtete sie sich auf einmal im Bette auf und sagte mir sehr entschieden: „Aber es muß seiner Ehre nicht schaden, denn sonst will ich ihn lieber gar nicht sehen," wobei ihr eine Thräne die Wange herabrollte. Diese schöne Mischung von mütterlicher Liebe und fürstlichem Sinn war wohl einer hohenzollernschen Fürstin würdig.

In dem ewigen Wechsel der Begebenheiten, welche der Krieg mehr als jedes andere Lebensverhältnis erzeugt, muß ich nun auch die Ankunft des für die in der Mark

Brandenburg sich sammelnde Nordarmee bestimmten Feldherrn, des Kronprinzen (Bernadotte) von Schweden erwähnen.

Der Kronprinz, welcher bereits im Mai in Stralsund gelandet war, hatte schon im März den bekannten offenen Brief an Napoleon gerichtet, in dem er sich für den entschiedenen Feind des französischen Kaisers erklärte. Ein Teil der mit dem Kronprinzen gelandeten schwedischen Truppen war bekanntlich durch Mecklenburg gegen Hamburg vorgerückt, und er selbst ging im Anfang Juni zu einer mit dem König und dem russischen Kaiser verabredeten Zusammenkunft in dem Schlosse Trachenberg in Schlesien. Der dort entworfene Operationsplan ist schon anderweitig bekannt und namentlich auch in dem zweiten Bande von Plothos Kriegsgeschichte gedruckt, also hier anzuführen unnötig. Der General Knesebeck, der von seiten der Souveräne die Unterhandlungen mit dem Kronprinzen bei jener Zusammenkunft leitete, hat mir späterhin mitgeteilt, daß des Kronprinzen ursprüngliches Projekt darin bestanden habe, alle nur irgend disponiblen Kräfte unter seinem speziellen Oberbefehl bei Berlin zu versammeln, während die österreichische Armee als ein Hilfskorps aus Böhmen den Umständen gemäß handeln sollte. Nur nach vielem Disputieren ist es gelungen, den Kronprinzen zu einer veränderten Ansicht zu bringen, und es scheint mir dies ein großer Gewinn für den Gang des ganzen Feldzuges. Es war in allen strategischen Beziehungen richtiger, die Hauptkraft in Böhmen zu versammeln, von wo aus sie freier debouchieren kannte, und Napoleon zugleich am sichersten von der Oder und den von ihm dort noch besetzt gehaltenen Festungen entfernt wurde, wobei es noch als ein bedeutender politischer Vorteil angesehen werden mußte, daß

Oesterreich bei dieser Vereinigung niemals einseitig handeln konnte.

Da die Aussicht auf die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten immer wahrscheinlicher wurde, so kam der Kronprinz von Schweden, der von Trachenberg wieder nach Stralsund zurückgekehrt war, am 28. Juli zu einer Besichtigung nach Berlin. Zu seinem Empfange war ich ihm nach Prenzlau entgegengeschickt. Wenn auch damals schon das Benehmen der schwedischen Division bei dem Falle von Hamburg einiges Mißtrauen gegen die schwedische Thätigkeit in dem Kreise der Verbündeten erzeugt hatte, so war doch die Erscheinung des Kronprinzen in vielfacher Beziehung ein wichtiges Ereignis, welches durch seine Persönlichkeit nur erhöht werden konnte, denn es vereinigten sich in ihm vorteilhafte körperliche Formen mit einem sehr einnehmenden Wesen und der Gabe nicht gewöhnlicher Wohlredenheit, obgleich dies letztere häufig in etwas Vielrednerei ausartete. In seiner ganzen Erscheinung sprach sich Humanität aus.

Unsere erste Unterredung in Prenzlau vertiefte sich sogleich in das zu erwartende Kriegsleben, über dessen an der Spree vorrätige Elemente ich Bericht abstatten mußte, doch dauerte dies nicht lange, denn der Kronprinz unterbrach mich bald, um mir seine Ansichten über Kriegsführung sehr fließend mitzuteilen. Vieles war natürlich darin, dem ich nur Beifall geben konnte, alles verriet den erfahrenen Kriegsmann und war mir zur nähern Kenntnis der französischen Kriegsführung sehr belehrend, allein der sehr oft wiederholt ausgesprochene Vorsatz: immer ohne alle Rücksichten die Mitte Napoleons anzugreifen und seine Armee nach allen Weltgegenden auseinanderzusprengen, machte mich doch am Ende schon in der Poststube in Prenzlau ein wenig

stutzig und erweckte in mir den Glauben, daß man des Feldherrn Worte nicht buchstäblich nehmen müsse. Der Kronprinz ließ bei seiner Ankunft in Berlin die dort befindlichen Truppen ausrücken, er ließ besonders die Kavallerie einige Attacken machen, die ihm sehr zu gefallen schienen, besah die um die Stadt befindlichen Verschanzungen, ließ sich von mir die Zeichnungen der Werke an der Notte und Nuthe vorlegen und befahl die eifrige Fortsetzung aller dieser Arbeiten, indem er es besonders empfahl, die Brustwehren so viel als nur möglich zu erhöhen. Für das Aufhören des Waffenstillstandes wurde auch noch das Zusammenziehen des größten Teiles der Nordarmee zwischen Potsdam und Berlin bestimmt, worauf der Kronprinz nach einem sechstägigen Aufenthalt wieder nach Stralsund zurückkehrte, um den Aufbruch der schwedischen Truppen zu veranlassen.

Zu eben dieser Zeit hatte auch der ehemalige französische Feldherr Moreau, aus Amerika kommend, seinen Weg über Berlin nach dem Hauptquartier der Souveräne in Schlesien genommen. Bei ihm hatten prinzliche Formen und Gewöhnungen nicht die einfach bürgerliche Sitte verdrängt, sein ganzes Benehmen erschien ruhiger und besonnener, so daß bei einigen der Eindruck, den er hervorbrachte, vorteilhafter als der des schwedischen Kronprinzen war. Wenn man sich, besonders in Beziehung auf die beiden erwähnten Feldherren, in jene Zeit zurückversetzt, so drängt sich uns unwillkürlich die Erinnerung an jenes alte Sprichwort: ‚Der Mensch denkt und Gott lenkt‘ auf. Als Moreau und Bernadotte hier vereint auftraten, wer hätte da zweifeln mögen, daß sie mit ihrer Kriegserfahrung das Ganze leiten und so das Schicksal Napoleons und Frankreichs entscheiden würden? Wie schnell aber änderte sich

dies! Beinahe die erste abgefeuerte französische Kanonenkugel zerstörte das Leben Moreaus, und der Kronprinz von Schweden verlor, wie ich es späterhin zeigen werde, durch sein eigenes Benehmen sehr bald die Zügel der allgemeinen Kriegslenkung: beide Männer hatten keinen Teil an der Entscheidung dieses europäischen Kampfes.

Der Versuch, durch einen in Prag gehaltenen Kongreß womöglich den blutigen Streit friedlich beizulegen, war gescheitert und die Gewißheit der Fortsetzung des Krieges an seine Stelle getreten. Hätte Napoleon sich zu einigem Nachgeben verstehen wollen oder können, so ist es mir nicht unwahrscheinlich, daß er sich den Frieden mit mäßigen Opfern erkaufen konnte. Nur im preußischen Volk und Heer, sowie in dem größten Teil von Norddeutschland war der Wunsch nach Krieg entschieden, in den höheren Kreisen aber und auch im russischen Heere war die Meinung in dieser Hinsicht mindestens sehr geteilt. Hätte Napoleon es über sich gewinnen können, Oesterreich entschiedene Vorteile anzubieten und sie ihm auch wirklich zu geben, so würden sich manche Dinge in der Geschichte anders gestaltet haben, dies wird dem, der die handelnden Personen, ihr verschiedenes Treiben und ihre einzelnen Aeußerungen kannte, nicht unwahrscheinlich sein. So aber lag im Plane der Weltenlenkung diesmal Krieg, und dieses schob die einzelnen Chorführer, trotz ihrer oft unentschlossenen Ansichten, immer tiefer in das Labyrinth eines gordischen Knotens, den zuletzt nur das Schwert lösen konnte.

Preußen hatte die ihm durch den Waffenstillstand gegebene Frist gut benutzt: die Gesamtsumme der bewaffneten Macht bestand in 302 539 Köpfen, worunter 32 659 Pferde.

Die Linieninfanterie war vollständig ergänzt und in jeder Hinsicht in einem sehr guten Zustande; ich halte sie für die beste Infanterie, die mir noch vorgekommen ist. Sie war ohne alle Kleinigkeitskrämerei gut geübt und hatte in den vorhergegangenen Gefechten Vertrauen und Erfahrung gewonnen. Die Reserve-Infanterieregimenter waren aus den vor dem Kriege einexerzierten Krümpern formiert, und also auch bis zu einem gewissen Grade ausgebildet, man hatte ihnen sehr gute Regiments- und Bataillonskommandeure gegeben.

Ueber die Ausländertruppen glaube ich folgende Erläuterungen geben zu müssen. Das Elberegiment sollte durch den Oberstleutnant Reuß nur aus den Ueberläufern der von Preußen im Tilsiter Frieden abgetretenen Provinzen errichtet werden, da man aber so ziemlich alles annahm, was sich meldete, die französischen Gefangenen Furcht hatten, nach Sibirien transportiert zu werden, so wurde das Ganze eine sehr lockere Komposition; nicht alle Offiziere waren glücklich gewählt, und so blieb in diesem Truppenteil sehr lange ein von der übrigen Armee verschiedener Geist, der zuweilen an die Ausländer in unserer früheren Armee erinnern konnte. Das Jägerbataillon Reiche bestand aus etwas besseren Elementen, doch blieb es in Hinsicht der Disziplin immer in einem nicht besonderen Zustande. Das thüringische Bataillon war das für Napoleon gestellte Kontingent der sächsischen Herzöge, besonders von Weimar; es hatte sich schon vor der Schlacht von Görschen mit uns nach einigen Scheindemonstrationen eigentlich freiwillig vereinigt und diente sehr gut. Von den durch Ausländer errichteten Truppenteilen war das Lützowsche Korps wohl das beste, es hatte fast alle deutschen Stämme in sich vereinigt und bestand größtenteils

aus gebildeten Menschen. Körner, der edle Kriegsdichter, zierte diese Reihen.

Die Detachements freiwilliger Jäger verdienen wohl eine besondere Bemerkung. Es war dies die sehr geistreiche Einrichtung von Scharnhorst; durch diese besonders bei den Regimentern gebildeten Detachements wurde auf eine sehr geschickte Art die Abneigung, welche noch hin und wieder gegen den Eintritt in die Linie stattfinden konnte, umgangen, und die gebildeten Jünglinge, welche, auf eigene Kosten ausgerüstet, in diese kleinen Genossenschaften traten, blieben doch dem Bataillon so nahe, daß dadurch eine edle Rivalität und eine wohlthätige, wohl zu beachtende Wechselwirkung entstand. Die gebildete Jugend der Nation war hier vereinigt und verdiente vielleicht mit mehr Recht, als einst jene Perser, die Benennung einer heiligen Schar. Doch nicht die Jugend allein war dem Ruf des Vaterlandes gefolgt, auch ältere Männer teilten die Gefahren, so z. B. war ein Regierungssekretär aus Marienwerder, dessen Namen ich leider vergessen habe, ich glaube, er hieß Schröner, mit seinen beiden erwachsenen Söhnen zugleich eingetreten und gab dem Detachement durch sein ganzes Benehmen ein rühmliches Beispiel. Der große Abgang an Offizieren wurde zum Teil aus diesen Jägerdetachements ersetzt, die dadurch mobile Kriegsschulen waren.

Die Linienkavallerie war in einem recht guten Zustande, einzelne Regimenter klagten zwar, daß sie viel alte Pferde hätten, was bei unseren beschränkten Finanzverhältnissen sehr natürlich war; ich habe indes auch nicht gesehen, daß diese alten Pferde in bedeutender Zahl den Kriegsbeschwerden unterlegen wären.

Der Wille unserer Kavallerie war gewiß so gut wie

der des Fußvolkes, dafür bürgt ebenso sehr das Ehrgefühl des sie anführenden Offizierkorps, als die vaterländische Stimmung der Reiter, aber eine gleiche Entschlossenheit wie bei dem Fußvolk sprach sich in den Geschwadern eigentlich nicht aus, so daß am Schlusse des Feldzuges eine nicht ganz zufriedene Stimmung gegen das Benehmen der Reiterei zuweilen laut wurde. Es rührt dies hauptsächlich von der ungeschickten Verwendung der Reiterei her.

Außer dem ausgedehnten Vorpostendienst muß sie am Tage des Gefechtes hauptsächlich darauf bedacht sein, jede durch unser Geschütz und Fußvolk erzeugte Unordnung beim Feinde möglichst zu vervollständigen, dazu aber muß sie in angemessenen Abteilungen verteilt sein und nicht in vornehmer Entfernung in großen geschlossenen Haufen zusehen, bis die gebratenen Tauben geflogen kommen. Nur durch das gemeinschaftliche Zusammenwirken aller Waffen kann heutzutage im Gefecht etwas Tüchtiges geleistet werden, und weil dies größtenteils übersehen wird, macht man entweder an die Reiterei unbillige Forderungen, oder ihre Anführer stellen sich dahin, wo sie nichts leisten können. Der kleine Krieg bildet allein den Reiter, je mehr der Reiter an ein häufiges, unvorhergesehenes Zusammentreffen mit dem Feinde gewöhnt wird, je besser ist es, das sieht man an den Husaren, bei denen mehr Unternehmungsgeist ist als bei den Reiterscharen, die den Armeen in großen Reserven folgen.

Unsere Artillerie hatte ebenfalls eine bedeutende Vermehrung von 36 auf 81 Kompagnien erhalten. Die ausexerzierten Krümper, sowie auch noch unangestellte Ueberreste der alten Armee waren mit großer Sorgsamkeit zu dieser bedeutenden Verstärkung verwendet und hatten dieser Waffe unter der Leitung ihres mutigen Chefs,

des Prinzen August, einen sehr achtenswerten Charakter gegeben.

Ein sehr bedeutender Teil unserer Rüstung bestand aus der Landwehr, welche von den Provinzen gestellt worden war. Zu den Kommandeuren der Bataillone hatte man meistenteils alte Offiziere genommen, doch gab es auch sehr viele, die vorher gar nicht gedient hatten, z. B. der Kammergerichtsrat v. Grolman, Präsident Wedel, Oberlandesgerichtsrat Friccius, die Landräte Bohlschwing und Bredow 2c. Die subalternen Stellen waren, soviel es anging, zwar durch frühere Offiziere besetzt, da diese indes nicht zureichten, so waren auch eine Menge achtenswerter Männer in diesen Kreis eingetreten, die vorher niemals gedient hatten: so führte der Justizrat Bardeleben die erste Kompagnie des Frankfurter Bataillons, der jetzige Präsident Keßler war ebenfalls Kapitän, und das Königsberger Bataillon, welches unter Friccius bei Leipzig so wacker focht, hatte lauter Civilisten zu Offizieren, der Dr. med. Motherby führte den ersten Zug.

Sehr nützlich war es für die Landwehr, daß eine Menge in der Heimat lebender alter Unteroffiziere und Soldaten, die wegen ihres Alters nicht zu den Reserveregimentern genommen wurden, durch ihren erwachten Veteranenstolz getrieben, freiwillig in die Landwehr eintraten und dort die Disziplin begründen halfen. Denn wenn auch die Landwehr von ihrem Auftreten an gleich ehrenvoll in den Gefechten mitwirkte, so muß ich zur Steuer der Wahrheit und zu richtiger Beurteilung ähnlicher Verhältnisse doch bemerken, daß sie in ihrer inneren Ordnung noch eine geraume Zeit bedurfte, ehe sie mit den anderen Truppenteilen sich in dieser Hinsicht gleichstellen konnte.

Die zu den Offensivoperationen bestimmten preußischen Truppen waren im Laufe des Waffenstillstandes in drei beinahe gleich starke Armeekorps formiert, von denen das erste der General York, das zweite der General Kleist und das dritte der General Bülow befehligte. Eine Nation, die unter ihren Anführern zu gleicher Zeit solche Männer wie Blücher, York, Bülow und Gneisenau zählt, kann sich mehr als gewöhnlich begünstigt ansehen.

Die Organisation dieser Armeekorps, noch von Scharnhorst entworfen, war ganz vorzüglich. Jedes Korps bestand aus 4 Brigaden, diese waren größtenteils aus einem Linien-Infanterieregiment, einem Reserveregiment, 4 Bataillonen Landwehr, einem Kavallerieregiment und einer 6pfündigen Batterie gebildet, nächstdem befand sich noch bei jedem Korps eine Reserve von 2 Brigaden Kavallerie, 16—20 Eskadronen, und 3 12pfündige und 3 reitende Batterien. Diese Art der Formation hat sich nach meiner Erfahrung als die beste mir bekannt gewordene bewährt. Jede Brigade war ein selbständiger, aus allen Waffen gebildeter Körper, den man jeden Augenblick ohne neue Formationen in allen Richtungen detachieren konnte.

Ein 4. Armeekorps war unter dem General Tauenzien, 80 Bataillone und 58 Eskadronen stark, größtenteils aus Landwehr formiert; seine ursprüngliche Bestimmung war die Belagerung der noch vom Feinde besetzten Festungen und Verteidigung der Verschanzung; der General suchte indes, was wohl sehr verzeihlich war, bei jeder Gelegenheit in die Linie zu rücken, wodurch mehrere innere Reibungen im Anfange herbeigeführt wurden.

Die Nordarmee bestand aus dem schwedischen, 35 Bataillone und 32 Eskadronen starken Korps, geführt durch den Feldmarschall Grafen Stedingk. Der Feldmarschall

war damals schon einige 70 Jahre alt, aber noch recht rührig. Das russische Korps der Nordarmee befehligte der General Wintzingerode.

Die schlesische Armee, unter Blücher, bestand aus dem preußischen Korps von York und den russischen Korps der Generale Langeron und Sacken. Die dieser Armee zugeteilte Rolle war eigentlich die eines Streifkorps und Parteigängers; man muß es als ein glückliches Ereignis ansehen, daß diese Aufgabe in die Hände Blüchers fiel, dessen ganzes Wesen gerade zur Durchführung einer solchen Rolle das geeignetste war. Die schlesische Armee hat unter diesen Umständen, freilich mit großen Aufopferungen, zum Erfolg des Ganzen außerordentlich viel geleistet, Blücher und sein Heer blieb bis Paris das belebende Prinzip, indem er sich, wenn alles ermatten wollte, immer wieder frisch aufraffte.

Die in Böhmen gebildete Hauptarmee zerfiel in zwei Hauptabteilungen, die österreichischen und die russisch-preußischen Truppen; die beiden letzteren befehligte der mit Reserven aus dem Innern angekommene General der Infanterie Barclay.

Als eine besondere Gunst des Schicksals nenne ich auch die Wahl des Fürsten Schwarzenberg zum nominellen Oberbefehlshaber, nicht allein des böhmischen Heeres, sondern aller Streitkräfte. Als Feldherr schien ihm Entschlossenheit und Ueberblick zu fehlen, auch mochte er wohl von den Ansichten seiner Umgebung abhängiger sein, als dies gut ist, aber sein unberechenbares Verdienst war es, daß er unter jenen eigentümlichen Verhältnissen die Einwirkungen der drei anwesenden Souveräne und die zahllosen Projekte ihrer Umgebung nicht allein mit Gelassenheit ertrug, mit diplomatischer Gewandtheit beseitigte, son-

dern auch die widersprechendsten Ansichten immer auszugleichen strebte.

Wiedereröffnung des Feldzugs.

Mein sehnlicher Wunsch in dieser Zeit war, das Kommando einer Brigade zu erhalten. Ich hatte diesen Wirkungskreis liebgewonnen, und ich war des Treibens in den Hauptquartieren über und über satt; da nun überdies mein Dienstrang in der Armee mir Ansprüche zu der obigen Anstellung gab, so hatte ich deshalb auch meinen Wunsch bei dem König ausgesprochen. Indes das hier schon mehreremale angeführte Sprichwort: ‚Der Mensch denkt und Gott lenkt' behauptete auch hier seine Rechte, denn unerwartet erhielt ich vor der Aufkündigung des Waffenstillstandes eine Anstellung als Chef des Generalstabes bei dem von dem General Bülow befehligten 3. Armeekorps. Dies war mir nun im Anfange in mancher Hinsicht gar nicht recht: ich achtete zwar die Talente des Generals Bülow, doch stieß ich mich an seiner bekannten Heftigkeit und war nicht ohne Besorgnis, daß frühere unvermeidliche Kollisionsfälle, besonders aus der Zeit, in der ich den Vortrag beim König hatte, so wie meine bekannte Freundschaft mit Scharnhorst mir einige Hindernisse in meiner neuen Stellung werden könnten. Indes die Zeit widerlegte bald meine Besorgnisse. Es gelang mir, sein Zutrauen zu gewinnen, und ich darf wohl sagen, daß wir in freundschaftlichen Verhältnissen uns beim Aufhören des Krieges von einander trennten. Zur Charakterisierung Bülows diene folgendes:

Bülow hatte einen sehr hellen Blick und ein glückliches Gedächtnis, ein kühnes Selbstvertrauen führte seine Schritte, stellte ihn aber auch größtenteils in die Reihen

der Opposition gegen seine Vorgesetzten und machte ihn zu einem etwas unbequemen Untergebenen. Der General hatte, ohne streng wissenschaftlich gebildet zu sein, sich doch in Verhältnissen des Lebens achtenswerte Kenntnisse erworben; die Musik liebte er leidenschaftlich und hatte selbst in Kompositionen sich einen gegründeten Ruf erworben, so daß der verstorbene Zelter einmal im Künstlerenthusiasmus ausrief: „Ja, wäre Bülow nur bei der Musik geblieben, da hätte aus ihm was werden können!“ Die Erscheinungen der Zeit hatte der General im liberalen Geiste aufgefaßt, seine Kriegsansichten waren hauptsächlich aus den Verhältnissen des siebenjährigen Krieges und unseren älteren Kriegseinrichtungen abgeleitet, daher er auch vor dem Kriege zu den Gegnern Scharnhorsts gehörte, doch führte sein praktischer Verstand ihn im Laufe der Begebenheiten beinahe unbewußt auf die neubegonnene Kriegsbahn. Für den Ruhm in hohem Grade empfänglich, setzte er doch auf äußere Auszeichnungen einen geringen Wert, war persönlich uneigennützig und achtete die Menschen ohne Rücksicht auf ihren oft zufällig erhaltenen Standpunkt.

Recht sorgfältig hatte man Nachrichten über den Zustand und die Dislokation der französischen Armee, die Verhältnisse in Magdeburg und die Beschreibung der Lokalität, sowie die vorrätigen Mittel, um an geeigneten Punkten über die Elbe zu gehen, gesammelt. Man wird im Laufe des Krieges selbst bei der angestrengtesten Mühe freilich oft nur unvollständige oder auch gar unrichtige Nachrichten in dieser Beziehung erhalten, allein dies ist nun einmal bei einem Kriegszustande unvermeidlich, und der in solchen Verhältnissen geübte Blick wird, indem er sich daran gewöhnt, das Unwahrscheinliche von dem Wahrschein-

lichen zu sondern, auch selbst aus unvollständigen Nachrichten die Wahrheit zu folgern verstehen. Ein großer Teil der Soldaten weiß oft nicht, was die Logik für ein Ding ist, und doch muß er sie, wenn er nur irgend etwas Erträgliches leisten will, jeden Augenblick brauchen. Für jeden höheren Befehlshaber ist es von der höchsten Wichtigkeit, das poetische, was in jenem Bericht liegt, schnell herauszufinden. Jeder Mensch, selbst die allerprosaischste Natur, wird, wenn er einen Bericht abstattet, sich selbst unbewußt, zuletzt von dem strengen Pfade der Wahrheit abgelenkt, indem er nach seiner inneren Stimmung die Fakta bald vergrößert, bald verkleinert erzählt. Wenn man in einem Krieg lange in dieser Hinsicht mit denselben Personen zu thun hat, so kommt man zuletzt dahin, genau zu wissen, wieviel ein und dasselbe Adjektiv bei diesem oder bei jenem bedeutet.

Der in Prag versammelte Kongreß hatte, wie sich dies, sobald Oesterreich zum Beitritt entschieden war, mit einiger Gewißheit vorhersehen ließ, kein friedliches Resultat gegeben, der verlängerte Waffenstillstand nahte seinem Ende, und die bis dahin noch in weiten Kantonierungen untergebrachten Truppen nahten sich den ihnen zur Formation der Korps und Armeen angewiesenen Sammelplätzen.

Der General Tauenzien hatte einen Teil des von ihm befehligten Korps bei Müncheberg konzentriert, während ein anderer Teil dieses Korps unter dem General Hirschfeld bei Brandenburg versammelt war und der General Winzingerode das Hauptquartier des von ihm befehligten russischen Armeekorps nach Spandau verlegte.

Zu ähnlichem Zweck war das schwedische Korps, bei dem sich auch der Kronprinz Bernadotte befand, bereits

früher aus der Gegend von Stralsund aufgebrochen, rückte am 12. August nach Oranienburg, den 15. nach Potsdam und am 16. nach Charlottenburg, wodurch die Nordarmee zur wechselseitigen Unterstützung vereinigt war. Die Vorposten, welche nur von Preußen und Russen gebildet wurden, lehnten sich mit ihrem rechten Flügel an das Beobachtungskorps vor Magdeburg und gingen dann längs der brandenburgischen Grenze bis zur Oder.

Da von diesem Augenblick der eigentliche Oberbefehl des Kronprinzen und die Wirksamkeit seines Generalstabes anfing, so scheint es mir passend, hier etwas über den militärischen Charakter des Kronprinzen sowie seiner nächsten Umgebung vorauszuschicken.

Der Kronprinz hatte sich einen bedeutenden Schatz von Kriegserfahrungen gesammelt, aber es fehlte ihm die natürliche Entschlossenheit, aus eigenem Antriebe sich zur Erkämpfung eines Sieges kühn in die vor ihm liegende Gefahr zu stürzen. Diese Eigenschaft, die eigentlich die Grundlage des Feldherrn bildet, ohne die er wenigstens nichts Bedeutendes leisten wird, kann weder durch Erfahrung noch Studien ersetzt werden. Eine Natur, die diese Kraft nicht besitzt, sieht aber nur immer die gefährliche Seite einer Kriegsaufgabe und wird dadurch erst zu vorherrschenden Verteidigungsmaßregeln und über diese Brücke ins Gebiet der Unthätigkeit gedrängt. Daß ich hier nicht zu hart in Hinsicht des Kronprinzen urteile, geht aus der folgenden, mir später bekannt gewordenen Aeußerung Napoleons hervor. Als dieser in Dresden den Operationsplan zu dem bevorstehenden Feldzuge entwarf, berücksichtigte er wenig oder gar nicht die Nordarmee; Berthier glaubte ihn auf dieses Vergessen durch die Frage: „Was wird aber dabei der Kronprinz machen?“

aufmerksam machen zu müssen, worauf der Kaiser kurz antwortete: „Er wird piaffieren“ *, und er hatte ihn mit diesen wenigen Worten nach meinem Ermessen sehr richtig geschildert.

Es ist für mich keinem Zweifel unterworfen, daß der Kronprinz aus Stockholm mit dem vollen Willen, kräftig in den bevorstehenden Krieg einzugreifen, auszog, allein, wie dies wohl in der Welt geht, je näher ihm der Augenblick des Handelns sich zeigte, je schärfer traten ihm nun die bis dahin zu wenig beachteten Hindernisse entgegen. Es mochte ihn innerlich verstimmen, daß er nicht den Oberbefehl über sämtliche Heere erhalten hatte, es erzeugte sich in ihm der zuletzt oft ausgesprochene Gedanke, daß Napoleon zuerst mit der von ihm befehligten Nordarmee anfangen müsse und werde. Er sah seine schwedische Stellung nicht für hinreichend befestigt an und strebte daher ängstlich, das ihm anvertraute Korps vor einem Verlust und sich dadurch vor einem Vorwurf in der neuen Heimat zu bewahren. Endlich erwachte, von dem Augenblick an, wo er seinen ehemaligen Landsleuten gegenüber trat, sichtlich eine gemischte Empfindung, aus alter Vaterlandsliebe und etwas Sehnsucht nach der Lenkung von Frankreichs Schicksalen zusammengesetzt, in der er nur zu sehr durch einen ehemaligen Jugendgespielen, den in schwedische Dienste getretenen General Cams bestärkt wurde, der die eben erwähnte Gesinnung oft sehr unvorsichtig aussprach.

Wenn man alles dieses berücksichtigt, so wird man

---

* Mit Piaffieren wird eine Bewegung des Pferdes bezeichnet, bei der es sich fortwährend so hebt, als wenn es galoppieren wollte und doch dabei nicht von der Stelle kommt.

einen Schlüssel zu manchem sonst unerklärlichen Benehmen und seiner schwankenden Handlungsweise erhalten.

Den Generalstab des Kronprinzen bildete als Chef der General Adlerkreutz, eine tüchtige, unternehmende Kriegsnatur, und als Souschef der General Tawast, der mehr einem diplomatischen als Kriegsleben anzugehören schien.

In Hinsicht des Geschäftsganges mit dem Hauptquartier ward es festgesetzt, daß wir unsere Berichte zwar deutsch, aber mit lateinischen Lettern geschrieben abstatten könnten, die Befehle dagegen in französischer Sprache erhalten würden.

Drei militärische Gesandte fanden sich zu dieser Zeit auch in dem Hauptquartier der Nordarmee ein: von russischer Seite der General Pozzo di Borgo, der gegenwärtige Gesandte in England; sein schlauer italienischer Blick ließ ihn bald das Schwankende in dem Benehmen des Kronprinzen durchblicken, und er hatte das Verdienst, zuerst den Kaiser Alexander darauf aufmerksam zu machen, daß man von der Nordarmee keine bedeutenden Offensivschritte erwarten müsse. Von britischer Seite hatte eine gleiche Stellung der damalige General Stuart, der gegenwärtige Lord Londondery. Er war ein braver Soldat, ein guter Kriegsgesellschafter und ein vollendeter Sonderling, der hauptsächlich etwas darin suchte, sich über alle Lebensformen wegzusetzen, auch deshalb dem Kronprinzen oft die allerbittersten Wahrheiten sagte, die indes unter dem Schutz der englischen Subsidiengelder mit fortrollten. Von preußischer Seite vollendete das diplomatische Kriegsdreiblatt der General Krusemarck, der früher Gesandter in Paris war.

Da der Kronprinz die Nachricht zu haben glaubte,

daß der Nordarmee ein unmittelbarer Angriff Napoleons bevorstände, so fing er mit einiger Hast an, die verschiedenen Korps bei Berlin zu konzentrieren. Am 16. oder 17. August, ich weiß es nicht mehr bestimmt, versammelte der Kronprinz einen Kriegsrat in Charlottenburg; dieser bestand aus dem schwedischen Feldmarschall Stedingk und den Generalen Adlerkreutz und Tawast, dem russischen General Wintzingerode nebst dem Chef seines Stabes, dem General Rönne, dann General Bülow und meiner Wenigkeit. Nachdem der Kronprinz die Nachrichten, welche er von der französischen Armee habe, vorgetragen hatte und aus diesen folgte, daß wir jeden Augenblick einen von Napoleon selbst geführten Angriff über Mittenwalde und Zossen zu erwarten hätten, befahl er mir, eine Schilderung der angelegten Verschanzungen zu machen und meine Ansicht über die Verteidigung derselben zu geben.

Ich wurde durch diese Bestimmung gegen meine sonstige Kriegsansicht, mir beinahe unbewußt, in die von dem Kronprinzen von Hause aus beabsichtigte Defensive verwickelt und gab daher am Schlusse meiner Terrain- und Verschanzungsschilderung meine Meinung dahin ab: daß das Tauenziensche Korps, gemäß der ihm gewordenen ursprünglichen Bestimmung, die Linien an der Notte und Nuthe, jedoch nur mit Avertissementsposten, mit dem übrigen die Verschanzungen vor Berlin besetzen solle, der aktive Teil der Nordarmee dagegen zwischen Ziethen und Heinersdorf zu versammeln sei, um dem Feinde, wenn er über die Linien vordringen wolle, mit vereinigter Kraft auf den Hals zu fallen.

Die schwedischen Mitglieder des Kriegrates sprachen keine bestimmte Meinung aus, und General Wintzingerode sagte, daß man sich um Berlin gar nicht bekümmern, son-

dern es wie Moskau behandeln müsse, um durch Zurückgehen der Nordarmee den Feind immer weiter von der Hauptarmee abzulocken. General Bülow, der zuletzt stimmte, sprach seine Meinung dahin aus: „daß Tauenzien die Linien besetzen, die Nordarmee aber sich bei Treuenbrietzen aufstellen solle, um außerhalb der Linien dem Feinde auf den Hals zu fallen.“

Diese Meinung war offenbar die beste, der ich mich auch sogleich aus Ueberzeugung anschloß, und ich kann es der Wahrheit gemäß sagen, daß es mich betrübte, als der Kronprinz dennoch die von mir zuerst ausgesprochene Ansicht als Grundlage der zu treffenden Anordnungen bestimmte.

Als ich bei dem Nachhausereiten den General Bülow begleitete, waren die in dem soeben gehaltenen Kriegsrat gemachten Erfahrungen natürlich der Gegenstand unserer Unterredung, und sie führten Bülow zu dem Resultat:

1) daß man um alles in der Welt vermeiden müsse, die Nordarmee ausweichende Manöver machen zu lassen, und daß es daher

2) die Bestimmung des preußischen Korps sei, bei allen sich darbietenden Gelegenheiten sogleich anzugreifen.

Dieser der Lage Preußens und dem Geiste unserer Truppen durchaus angemessene Entschluß des Generals war sehr wichtig; mehr als einmal, wo ich von dem General entfernt war, wußte ich doch, was ich bei schnell eintretenden Veränderungen zu thun hatte, um mit den Ansichten des Generals übereinstimmend zu handeln; die Lebensthätigkeit der Nordarmee konnte nur dadurch geweckt werden, daß man sie in das offene Meer riß.

Der Kronprinz hatte zur Eröffnung der Feindseligkeiten eine allgemeine Rekognoszierung mit den zu diesem

Zweck verstärkten Vorposten auf den 17. August bestimmt; die französischen Vorposten wurden dadurch überrascht, überall zurückgedrängt und ließen mehrere Gefangene in unseren Händen. Die Aussagen der Gefangenen schienen wenigstens im Hauptquartier die gewonnene Ansicht, daß die feindlichen Streitkräfte sich bei Dahme und Luckau befänden, zu beseitigen, und so wurde der General Bülow mit 2 Divisionen und der Reservekavallerie seines Korps nach Groß- und Kleinziethen vorgeschoben, von den beiden anderen Divisionen des Korps hatte General Borstell Mittenwalde und Thümen Trebbin besetzt. Ein Teil der russischen Kavallerie aber mußte außerhalb der Ueberschwemmungslinie auf dem rechten Flügel gegen Beelitz vorrücken, das schwedische Korps blieb bei Charlottenburg, das russische bei Teltow.

Durch die Aussagen eines Boten erfuhren wir, daß die französische Armee nicht gegen unsern linken, sondern gegen den rechten Flügel, in der Direktion über Luckenwalde, vorrücke, und dies ward auch durch die von der russischen Kavallerie von Beelitz aus vorgeschickten Patrouillen vollkommen bestätigt. Der Kronprinz befahl daher am 21. eine Rechtsbewegung der ganzen Armee. Die russische Infanterie rückte ihrer vorausgegangenen Reiterei nach Beelitz nach, Bülow wurde mit den beiden ihm disponibel gebliebenen Divisionen nach Saarmund, die Reservekavallerie unter Oppen nach Wittstock beordert. Der General Wobeser, zu Tauenzien gehörig, kam nach Mühlrose und Beeskow, Hirschfeld nach Brandenburg, und Tauenzien versammelte den Ueberrest seiner Truppen bei Tempelhof, die Schweden rückten mit dem Hauptquartier nach Potsdam. Die Franzosen waren gegen Nusdorf, Wilmersdorf und

Trebbin gerückt. Die Armee war aber kaum auf ihrem rechten Flügel konzentriert, als auch schon die Besorgnis für den linken Flügel wieder erwachte und der Linksabmarsch der Armee nach Heinersdorf und Ruhlsdorf beschlossen ward. Dieses Rechts- und Linksherumwerfen der Armee, so wie eine einzelne Nachricht dies gerade zu empfehlen schien, machte in Hinsicht des Feldherrn einen sehr ungünstigen Eindruck auf die Truppen; hätten die Feinde absichtlich mit Demonstrationen auf unsere Flügel gewechselt, so würden sie uns ohne ein Gefecht in ein Hin- und Hermarschieren verwickelt und einen Teil unserer Kräfte erschöpft haben. Bülow war daher mit diesem System sehr unzufrieden, und ich mußte auf seinen Befehl noch aus Saarmund einen Entwurf an den General Adlerkreutz aufsetzen, um den Gedanken an eine Schlacht dem Feldherrn möglichst zu empfehlen. In einer solchen Lage, wie es unsere damalige war, bleibt wohl nichts anderes übrig, als sich in der Mitte der zu verteidigenden Linie einen Lagerpunkt auszusuchen, hier ruhig die Entwicklung der feindlichen Bewegungen abzuwarten, um, wenn er wirklich übergeht, ihm ohne alles Zaudern sogleich auf den Hals zu fallen.

Der Feind, der sich am 22. des Morgens gegen Trebbin bis Zossen unserer Linie gegenüber ausgebreitet hatte, griff diese gegen Mittag an und eroberte nach einem ernsthaften, mit wechselndem Erfolg geführten Kampfe die beiden Uebergänge bei Thyrow und Wittstock. Ich war gleich bei den ersten Schüssen nach Wittstock geeilt und mußte daher bei meiner Rückkunft an den General Adlerkreutz einen Bericht abstatten. Der geringe Wasserstand der Ueberschwemmungslinie hatte den bei Trebbin und Beuthen an-

gelegten Schanzen einen großen Teil ihrer ursprünglichen Stärke geraubt, und Thümen mußte daher dem überlegenen Angriff weichen und sich an dem Walde bei Ziethen aufstellen; das zur Verteidigung der Stadt Trebbin von seiner Division bestimmte Bataillon wurde bei diesem Rückzuge abgeschnitten, zog sich aber recht geschickt an dem linken Nutheufer auf Saarmund, von wo es wieder zur Division stieß.

Da nach dem angenommenen Plan die Ueberschwemmungslinie eigentlich nur beobachtet und der Feind herüber gelassen werden sollte, so hätten vielleicht die beiden Gefechte sowohl bei Beuthen als bei Wittstock vermieden oder wenigstens von unserer Seite schneller abgebrochen werden können, indes hat bei Eröffnung eines Feldzuges es auch sein Gutes, wenn man besonders junge Truppen nicht gleich auf den ersten Schuß zurückgehen läßt.

Die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz.

Das Bülowsche Korps hatte sich in der Nacht vom 22. zum 23. zwischen Heinersdorf und Lichtenrode versammelt und das Dorf Gr.-Beeren blieb mit einem Füsilierbataillon und dem 1. Leibhusarenregiment besetzt, die Waldkette, welche vor der Front der Nordarmee lag, war dem Feinde überlassen. In der Nacht erhielten wir von dem Kronprinzen den Befehl, daß sich die Nordarmee bei Ruhlsdorf konzentrieren solle. Gleich hinterher kam noch der Befehl, daß das Bülowsche Korps sich auf dem linken Flügel des schwedischen Korps an dasselbe anschließen sollte. Dies war dem General Bülow höchst unangenehm, denn nicht allein, daß er damals schon eine nicht günstige Meinung von dem Kronprinzen hegte und vermöge seiner Charakterrichtung unabhängig zu bleiben suchte, so sah er auch in

dem vorliegenden Fall nicht mit Unrecht die vorgeschriebene Stellung als eine Einleitung zum weiteren Rückzuge an. Das Lager bei Ruhlsdorf ist eine Defensivstellung, man kann nur mit Schwierigkeiten aus demselben dem Feinde entgegengehen; fügt man aber noch hinzu, daß hinter dem genommenen Lager die Defileen bei Teltow liegen, daß in der Disposition bereits der Rückzug auf die Höhen von Steglitz nicht allein angedeutet war, sondern daß man sich aus dem Hauptquartier auch noch außerdem nach der Beschaffenheit des Weges und der Brücke bei Charlottenburg angelegentlich erkundigt hatte, so konnte man es dem General Bülow wohl nicht verargen, daß er sich unabhängig zu erhalten suchte, und ich glaube, wie es auch der Erfolg zeigen wird, daß er der allgemeinen Sache einen großen Dienst durch sein Widerstreben gegen die Ruhlsdorfer Stellung leistete. Denn als mit Tagesanbruch das 3. Armeekorps dem erhaltenen Befehl gemäß nach Ruhlsdorf aufbrach, schickte mich Bülow mit dem Auftrag an den Kronprinzen, ihm bei demselben außerhalb des Lagers eine detachierte Stellung auszumitteln; der um diese Zeit von dem 4. französischen Korps unternommene Angriff auf die Tauenzienschen Posten bei Blankenfelde gab hierzu eine giltige Veranlassung. Ich fand Se. Königliche Hoheit auf der Windmühle bei Ruhlsdorf, wo derselbe genächtigt hatte; aus den daselbst vorrätigen gefüllten Mehlsäcken hatte man einen mit zierlichen Teppichen belegten Divan gebildet, auf dem der Prinz sich eben ankleidete, indes seine zahlreiche Dienerschaft sehr umfassende Anstalten zum Rasieren ihres Gebieters traf. Nachdem ich dem Kronprinzen im allgemeinen meinen Auftrag und, so gut sich dies thun ließ, die Notwendigkeit vorgestellt hatte, daß Bülow zur Unterstützung von Tauenzien und zur Beobachtung des Terrains

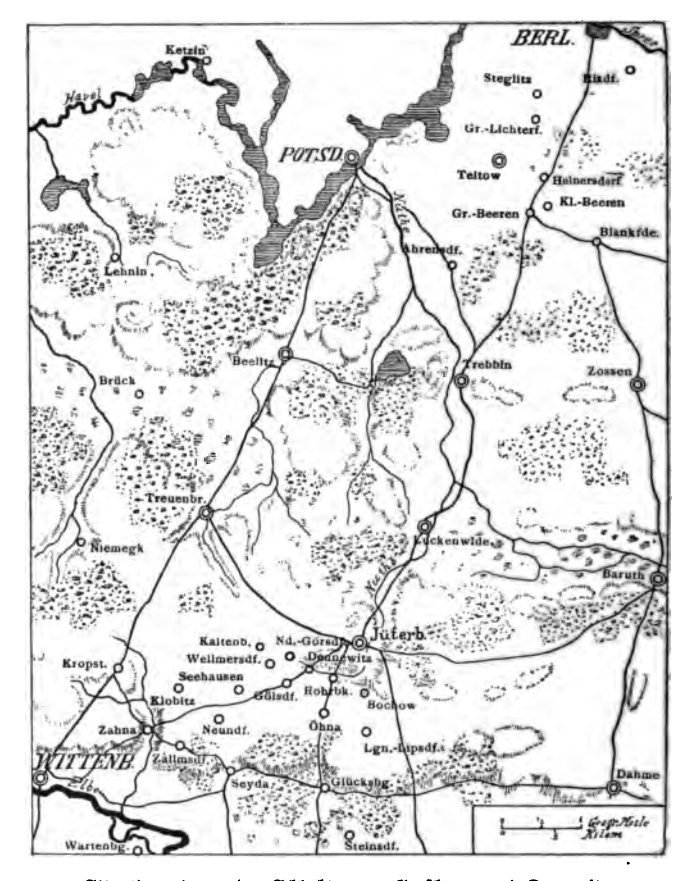
mehr vorwärts detachiert würde, erhielt ich nach einem langen, oft etwas lebhaften Gespräch die Erlaubnis, daß das 3. Armeekorps wiederum dahin zurückkehren könne, wo es die Nacht gelagert habe; jedesmal aber, wenn ich die leiterartige Treppe, welche zur Windmühle führte, mühsam herabkletterte, rief mich der Kronprinz zurück und legte mir die Frage vor: wie sich die Preußen bei dem zu erwartenden Gefecht schlagen würden, und dies wiederholte sich so oft, daß ich zuletzt durch das Ab- und Aufklettern wie in einem russischen Bade von Schweiß träufte. Alle meine Redensarten über unsere innere Ordnung, über den trefflichen Volksgeist waren erschöpft, und ich sagte daher bei dem letztenmale etwas lebhaft:

> Eh bien, nous nous batterons comme de braves gens, et vous aurez une Victoire

und verließ ohne weiteres die Mühle; ob ich noch einmal gerufen wurde, weiß ich in der That nicht, doch war ich entschlossen, es zu überhören, indem ich, was ich konnte, nach meinem Pferde lief.

Bülow, den ich mit dem Korps nahe bei Ruhlsdorf antraf, war sehr erfreut, daß ich ihm die begehrte Erlaubnis ausgewirkt hatte, er ließ die Kolonne auf der Stelle Kehrt machen und marschierte ohne Aufenthalt in der Richtung nach Birkholz, wohin er für seine Person vorausritt. Dabei trat nun die Sonderbarkeit ein, daß der Kronprinz, ohne es den General Bülow wissen zu lassen, der Division des Prinzen von Hessen-Homburg, welche gegenwärtig die Queue der Kolonne bildete, befehlen ließ, bei Ruhlsdorf stehen zu bleiben, so daß wir mit einiger Ueberraschung um eine Division schwächer auf dem Rendezvous ankamen. Welche Gründe den Kronprinzen veranlaßt hatten, sein Lager um eine Division zu verstärken, kann ich

nicht angeben und nur hinzufügen, daß sich Bülow durch dies Verfahren sehr verletzt fühlte.



Situationsplan zu den Schlachten von Großbeeren und Dennewitz.

Nachdem wir ein paar Stunden auf dem Felde gelagert hatten und die Meldung eingegangen war, daß der französische Angriff bei Blankenfelde zurückgewiesen sei, er-

hielt Bülow aus dem Hauptquartier den Befehl, nach Heinersdorf zurückzukehren; er ließ aus einem sehr richtigen Vorgefühl die Division Borstell bei Birkholz zurück und reklamierte dagegen die Division Homburg, so daß nun drei Divisionen des Korps nebst der Reservekavallerie und Artillerie um Heinersdorf biwakierten und Borstell mit uns in Verbindung blieb.

Unter allen diesen Bewegungen und Anordnungen hatte sich das Mittagessen etwas verspätet, nicht ohne Hunger hatten wir uns eben bei Bülow zu Tische gesetzt, als die Meldung einging, daß der Feind mit Uebermacht aus dem Walde vordränge und die Vorposten aus Gr.-Beeren vertrieben habe. Ich habe es in allen Feldzügen mir zum Gesetz gemacht, durch Tag und Nacht immer abwechselnd ein Reitpferd gesattelt zu haben. Dies that mir jetzt auch sehr gute Dienste, ich war schnell zu Pferde und konnte so noch mitten unter unserer aus Beeren verdrängten Arrieregarde die Stellung des Feindes sehr gut übersehen; mit Berücksichtigung unserer Verhältnisse blieb es wohl keinen Augenblick zweifelhaft, was hier zu thun sei. Die Stellung von Borstell gab die Gelegenheit zu einem kombinierten vorteilhaften Angriff auf Beeren und die feindliche rechte Flanke, während der feindliche linke Flügel auf einem für unsere Kavallerie geeigneten Terrain in der Luft stand. Mit diesen Notizen eilte ich zu Bülow zurück, traf ihn aber schon nach ein paar hundert Schritten mir entgegenkommend, er genehmigte meine Ansichten und autorisierte mich, an die mitgekommenen Generalstabsoffiziere der Divisionen sogleich mündlich die Disposition auszugeben. Sobald dies geschehen war, gab Bülow dem damaligen Major und gegenwärtigen Generalleutnant v. Reiche den Auftrag, zum Kronprinzen zu reiten und ihm zu melden,

daß er sich genötigt sehe, den bei Gr.-Beeren postierten Feind anzugreifen. Der Kronprinz hat zwar späterhin in seinen Bulletins behauptet, daß er dem General Bülow den Befehl zum Angriff zugeschickt habe, allein der General Reiche hat mir wiederholt versichert, daß bei der Unterredung, die er mit dem Kronprinzen in Ruhlsdorf hatte, dieser auch nicht mit einer Silbe den an Bülow gegebenen Befehl erwähnt habe, und ich kann dagegen beteuern, daß ich nicht eher, als bis wir in vollem Gefecht waren und den Angriff auf das Dorf Gr.-Beeren begonnen hatten, zwei schwedische Ordonnanzoffiziere bei dem General Bülow habe ankommen sehen.

Das 3. Armeekorps formierte sich nach der getroffenen Disposition sehr schnell und mit unverkennbarer Kampflust. Das Gefecht wurde durch unsere, vor dem rechten Flügel mitgefahrene Reserveartillerie, (Oberstleutnant Holzendorff) in der sich auch zwei russische zwölfpfündige Batterien unter dem Befehl des Obersten Dietrich befanden, eröffnet.

Als das Kolbergische Infanterieregiment unter seinem tapferen Kommandeur, dem Obersten v. Zastrow, an der Spitze der Division v. Krafft zum Angriff auf Gr.-Beeren vorging, rief ihnen Bülow zu: „Schweden und Russen sehen auf uns, hinter uns liegt Berlin, vergeßt nicht, daß ihr Pommern seid." Der General Borstell dirigierte den Angriff von Kl.-Beeren aus sehr gut und in richtiger Vereinigung aller Waffen, so daß durch das Zusammentreffen beider Attacken der Gewinn von Gr.-Beeren und mit ihm die Entscheidung der Schlacht wenig zweifelhaft blieb. Durch das Erscheinen der französischen Kavallerie bei Neubeeren zusammen mit andern Umständen wurde die dem General Oppen vorgeschriebene Bewegung in die

feindliche linke Flanke zum Teil gehemmt. Eine Abteilung der vorgegangenen französischen Kavallerie dagegen wurde von der unsrigen abgeschnitten, warf sich zuerst in der Verwirrung auf Heinersdorf, wo ein Teil unseres Trains unter Bedeckung von zwei Jägerkompagnien stand, und als sie von diesen mit einem wirksamen Feuer empfangen wurde, versuchte sie es nun, da es unter dieser Zeit völlig dunkel geworden war, sich einzeln in der Richtung auf Gr.-Beeren zu retten, was ihnen auch hin und wieder gelang; mehrere dieser von unseren Husaren verfolgten Franzosen sprengten durch unseren Generalstab und an der Person des Generals Bülow hart vorbei und wurden von uns im ersten Augenblick für siegesfrohe Preußen gehalten.

Das Treffen bei Beeren bildete eine schöne Grundlage für den folgenden glücklichen Feldzug des 3. Armeekorps, die Offiziere und Soldaten hatten ihren Heerführer, und dieser wiederum sie achten gelernt, und so ward das zum Siege notwendige gemeinschaftliche Zutrauen begründet. Selbst der Umstand, daß das ganze Gefecht hindurch ein ungewöhnlicher Regenguß fortdauernd anhielt, war für uns, als den angreifenden Teil, von sehr günstigem Erfolg, denn da zuletzt von beiden Teilen kein Gewehr mehr losging, so bekamen unsere Leute einen sehr geringen Begriff von der Wirksamkeit des französischen Gewehrfeuers und gewöhnten sich dadurch daran, ihrem Gegner schnell auf den Hals zu gehen. Der Soldatenwitz griff auch diesen uns günstigen Umstand richtig auf, denn wenn es späterhin im Laufe des Feldzuges zu regnen anfing, schrieen die Soldaten gleich mit Lachen: „Ha! ha! Nun scheint die Sonne von Beeren."

Es giebt nun einmal keine Rosen ohne Dornen, und so war auch hier der errungene Sieg die Veranlassung,

daß die bereits zwischen dem Kronprinzen und Bülow eingetretene Spannung sich bedeutend vergrößerte.

Bülow hatte mit gewiß richtigem Blick die Schlacht aus eigenem Antriebe unternommen, er durfte es sich ohne Anmaßung sagen, daß er dadurch die Nordarmee vor einer rückgängigen Bewegung bewahrt und Berlin gesichert habe. Desto mehr aber mußte es auffallen, daß der Kronprinz das ganze Gefecht hindurch mit den beiden ersten Armeekorps in einer ruhigen Zuschauerstellung blieb. Daß dies Bülow ziemlich lebhaft empfand, war bei seinem Charakter fast nicht anders möglich, und daher auch erklärlich, daß er dem Kronprinzen die pflichtmäßigen Meldungen von der gewonnenen Schlacht schriftlich machte, nicht, wie es der Kronprinz zu erwarten schien, selbst zu ihm hinritt; aber das mache ich mir zum Vorwurf, daß, als am andern Tage der Kronprinz über einen Teil des Schlachtfeldes ritt, ich Bülow nicht beredete, zu ihm hinzureiten. Wenn ein Chef des Generalstabes soviel als möglich seine Pflicht erfüllen will, und wenn er noch besonders seinem Feldherrn persönlich zugethan ist, so muß er seinen Einfluß benutzen, solche kleine Häkeleien auf eine besonnene Art wegzuräumen, da sich aus diesen nur zu leicht sehr nachteilige Folgen entwickeln.

Die Führung der Franzosen an diesem Tage unterliegt mit Recht dem Tadel. Marschall Oudinots Hauptangriff auf die Mitte der feindlichen Linie ist, selbst wenn auch Napoleon sie mehrmals in der Schlacht brauchte, wohl nicht zu empfehlen. Nur eine schlechte Stellung des Feindes oder ein entschiedenes numerisches oder moralisches Uebergewicht kann eine solche Direktion rechtfertigen. Keine dieser Bedingungen sprach hier zu Gunsten der Franzosen, und ein Hauptangriff eines unserer Flügel, sei es von

Mittenwalde oder besser noch bei Trebbin oder Saarmund, würde richtiger gewesen sein. Außerdem hatte Oudinot auch wohl die beiden Korps gegen Blankenfelde und Gr.-Beeren, während er bei Trebbin blieb, offenbar zu weit vorgeschoben, er konnte sie nicht unterstützen. Etwas kann man hier vielleicht zur Entschuldigung annehmen, daß bei der damaligen so entschiedenen Volksstimmung die Franzosen wahrscheinlich ohne alle Nachrichten waren und ganz eigentlich im Finstern tappten.

Daß zur Verfolgung des geschlagenen Feindes eigentlich gar nichts geschah, ist nicht zu leugnen, auch selbst von preußischer Seite hätte trotz der eingetretenen Nacht doch etwas mehr geschehen sollen. Während aber für diese Unterlassung die Ermüdung der Truppen eine Entschuldigung ist, erscheint das unthätige Verhalten unseres Oberfeldherrn ganz und gar tadelnswert. Wenn er seinen rechten Flügel, der den Tag über noch gar nichts gethan hatte, von Gütergotz auf Ziethen vorrücken und Bülow das Verfolgen befehlen ließ, so kamen die im Gefecht gewesenen französischen Korps in eine sehr üble Lage, ihnen allen blieb zum Rückzuge nur die unbedeutende Brücke bei Wittstock übrig, und bei dem aufgelösten Zustande, in dem sie sich bereits befanden, konnte ein neues Gefecht unter diesen ungünstigen Verhältnissen zu ihrer gänzlichen Auflösung führen.

Wenn am 23. des Abends der erkämpfte Sieg uns einschläferte, so erwachte dagegen am andern Morgen, als wir den unerwarteten Befehl erhielten, an diesem Tage ruhig stehen zu bleiben, der Gedanke an die dadurch verlorene Zeit und Gelegenheit in doppelter Stärke. Bülow schickte eine Vorstellung über die andere ins

Hauptquartier und beobachtete, als diese nicht nach Wunsch berücksichtigt wurden, in seinen vor aller Welt gemachten Aeußerungen wohl nicht immer das in diesen Verhältnissen erforderliche Maß. Unglücklicherweise brachte dieser nach einem Siege allerdings nicht passende Ruhetag noch eine neue Veranlassung, den Mißmut Bülows zu vergrößern. Die Stadt Berlin sandte auf die Nachricht von dem bei Gr.-Beeren erkämpften Siege eine Deputation ab, um dem Kronprinzen für diese sie beschützende That zu danken. Das war gewiß in dieser Beziehung sehr richtig, aber daß diese Deputation mitten durch das Quartier von Bülow und die Biwaks seines Korps fuhr, dort ihre verwundeten Landsleute, die den Schutz eigentlich erkämpft hatten, erblickte und doch für die Vaterlandsverteidiger auf der Rückkehr aus dem Hauptquartier kein Wort hatte, sondern vornehm vorbeifuhr, dies war, glaube ich, doch wirklich eine Ungeschicklichkeit. Es ist freilich wohl nur der Unbehilflichkeit der Deputation oder der verkehrten Ansicht derer, die sie absendeten, dieser Vorgang zuzuschreiben. Es kränkte Bülow tief, daß man einem andern dasjenige zuzuschreiben schien, was er aus eigenem Antriebe und auf eigene Verantwortung unternommen und ohne weiteren Beistand ehrenvoll durchgeführt hatte.

Eine natürliche Folge davon war es nun, daß Bülow einen Bericht über die Schlacht von Gr.-Beeren aufsetzen ließ und ihn an das Gouvernement nach Berlin zum Einrücken in die dortigen Zeitungen sendete. Die Erzählung war ganz einfach und deutete bloß an, daß Bülow, durch die Notwendigkeit des Augenblicks getrieben, den Entschluß zum Angriff gefaßt und ihn sogleich an den Oberfeldherrn gemeldet habe. Des Generals Erstaunen

war daher außerordentlich, als er erfuhr, daß dem Gouvernement der Druck dieses Berichtes durch die Zensur verweigert sei. Die Zensur leitete damals öffentlich der Polizeipräsident Le Coq und hinter der Gardine der Fürst Wittgenstein.

Nachdem wir endlich durch unsere Streifpartien in Erfahrung gebracht hatten, daß das 4. französische Korps nach Salow, das 7. nach Gotow gerückt war, Oudinot mit dem 12. Korps nach Baruth gegangen sein sollte, setzte sich am 25. ein Teil der Nordarmee in Bewegung. Der General Wobeser wurde auf Baruth, Borstell nach Kunersdorf und Oruck nach Beelitz dirigiert, Tauenzien rückte nach Zossen und Bülow nach Kerzendorf, die Schweden und Russen blieben nicht allein stehen, sondern der Kronprinz verlegte sein Hauptquartier noch etwas rückwärts nach Teltow und gab dadurch dem einmal gegen seine Absichten aufgeregten Argwohn eine neue Nahrung. Die Differenz zwischen dem preußischen und schwedischen Standpunkt trat dann immer schärfer hervor. Bei Preußen war der einstimmige Wunsch möglichst schnelle Entscheidung des Krieges, und in dieser Richtung war bei dem preußischen Heere eine entschiedene Kampflust, aber auch ein entschiedener eigener Wille, wogegen die eigentlichen Interessen Schwedens sich nur sehr bedingungsweise in dieser Richtung bewegten. Dadurch wurde der Kronprinz zu einem schwankenden System gedrängt, er wollte nichts unternehmen, sondern temporisieren und doch den Vorwurf der Unthätigkeit von sich abhalten, und gerade dadurch wurde er oft zu Schritten geleitet, die seine eigentlichen Absichten nur zu schnell entschleierten und ihm das Vertrauen seiner Untergebenen raubten.

Den 26. August blieb Tauenzien bei Zossen stehen,

Bülow rückte nach Trebbin, die Schweden nach Saarmund und der General Hirschfeld nach Ziesar. Da die Franzosen überall ihre rückgängige Bewegung fortsetzten, so folgte ihnen ein Teil der Nordarmee auch wieder in angemessener Entfernung nach, Tauenzien marschierte nach Baruth und Golzen, Bülow nach Elsholz, die Russen und Schweden blieben stehen. Es war nur eine zu billigende Vorsicht, daß der Kronprinz hier die Vervollständigung und Erweiterung der Verschanzungen an der Notte und Nuthe durch einen Tagesbefehl auf das dringendste empfahl, da mitten im Lauf des Sieges der Feldherr daran denken soll, den unerwartet eintretenden Unfällen durch seine Vorkehrungen ihre Kraft zu brechen, allein das Mißtrauen gegen den Unternehmungsgeist des Feldherrn war so allgemein verbreitet, daß jener Befehl, wenigstens bei den preußischen Truppen, zu einer Menge Spottreden Anlaß gab.

Den 27. und 28. August blieb die Nordarmee mit den eigentlichen Korps stehen, und nur die Avantgarden und Flügeldetachements waren zum Vorrücken bestimmt, in deren Folgen der General Wobeser Luckau, und der General Woronzow Jüterbog besetzte, der General Hirschfeld aber auf dem rechten Flügel das schöne Gefecht bei Hagelberg schlug. Man kann dieses Gefecht als einen Glanzpunkt für unsere Landwehr und neu errichteten Reserveregimenter ansehen, denn aus diesen bestand ganz allein das Detachement des Generals Hirschfeld, und wer den Gang dieses Gefechtes verfolgt, wird wohl die Ueberzeugung gewinnen, daß die französischen Truppen an jenem Tage nicht zu leicht den Sieg aus den Händen gaben, und daß unsere Reserve und Landwehr sich ihn nur durch wahrhaft kriegerische Anstrengung erkaufen mußten.

Den 29. machte die gesamte Nordarmee in dem Verhältnis eine Vorwärtsbewegung, daß sie die von den Franzosen verlassenen Punkte besetzte. Infolgedessen rückte der General Wobeser nach Dahme, Borstell nach Zinna, Woronzow nach Niemegk, Tauenzien nach Luckau, Bülow nach Treuenbrietzen, die Russen rechts von Treuenbrietzen und die Schweden nach Beelitz. Von den Franzosen sollte, nach unseren Nachrichten, Reynier* nach Kropstädt, Oudinot und Bertrand nach Zahna gegangen sein.

Den 30. gab es nach dem obigen Marsch wiederum Ruhetag, der Kronprinz verlegte sein Hauptquartier nach Buchholz, und französische Posten ließen sich in Feldheim, Marzahna und Schwabeck sehen.

Am 31. August rückte Borstell nach Altenseele, die Schweden nach Rietz und Treuenbrietzen, die Russen nach Pflügkuff und Boßdorf, Bülow nach Frohnsdorf, Hirschfeld nach Niemegk.

Das schneckenartige Vorgehen und häufige Stillstehen der Nordarmee hatte unter manchen anderen Uebelständen auch noch den, daß unsere Vorposten sehr häufig die beweglicheren Franzosen aus dem Gesicht verloren, und wir, trotz unserer ihnen so überlegenen Kavallerie, ohne Nachrichten vom Feinde waren. Um diese Dunkelheit ein wenig aufzuhellen, erhielt Bülow bei seinem Einrücken in Frohnsdorf aus dem Hauptquartier den Befehl, mit einem ihm vorgeschriebenen Teil seiner Reservekavallerie eine Rekognoszierung zu unternehmen, um den Feind aufzusuchen. Wir marschierten daher sogleich, zwar mit der nötigen militärischen Vorsicht, aber eigentlich doch auf gut Glück ab und waren nicht wenig verwundert, als wir uns nach

* An früherer Stelle wurde der Name dieses Generals irrtümlich Regnier statt Reynier gedruckt.

einem im Verhältnis kurzen, ohne alles Hindernis zurückgelegten Marsch bei unserem Herausrücken aus dem Walde bei Frohnsdorf auf einmal in der rechten Flanke und dem Rücken der zwischen Schwabeck und Marzahna gelagerten französischen Armee, kaum tausend Schritte von ihnen entfernt, befanden. Wenn wir durch diese Entdeckung überrascht waren, so waren es die Franzosen sichtbar noch mehr, bei denen mindestens ihre eben am Feuer stehende Suppe auf dem Spiel stand. Der erste Entschluß von Oppen, der unsere Kavallerie führte, war, die überraschten Feinde anzugreifen, indes überzeugte sich doch Bülow bald, daß unsere Kräfte dazu außer allem Verhältnis standen, und dies um so mehr, da die Feinde, wenn sie uns auch eben einen Beweis von ihrer Sorglosigkeit bei Aussetzung der Vorposten gegeben hatten, doch nun auch wieder diesen bedeutenden Fehler durch große Thätigkeit gut zu machen suchten. Alles verließ schnell seine Kessel und Töpfe, eben so schnell waren Massen, die gegen uns Front machten, formiert, und von dem nicht bedrohten linken Flügel rückten mit rühmlicher Entschlossenheit ein paar Batterien auf uns los, denen Bataillone in Massen folgten und eine Linie gegen uns bildeten. Dies alles geschah wirklich außerordentlich schnell, und uns blieb nichts übrig, als den Rückzug nach Frohnsdorf anzutreten, wobei uns die Franzosen fortdauernd mit Granaten begrüßten, die indes, in den Wurfweiten verfehlt, keinen Schaden anrichteten.

Dieser unerwartete Besuch bestimmte indes doch Oudinot, nach Wittenberg zurückzugehen, indem er mit seiner Avantgarde das waldige Terrain bei Thießen und Kropstädt besetzt behielt. Die Nordarmee folgte nun am 1. September dieser Bewegung, indem der General Dobschütz nach Kurz-Lipsdorf, Borstell nach Marzahna, die russischen Ge-

nerale Dorck und Tschernitschew nach Lobesen und Niemegk, der Oberst Prendel nach Lichtferre und Ruhlsdorf, Bülow nach Schwabeck, der General Hirschfeld nach Görzke rückte, die Schweden bei Treuenbrietzen und Wintzingerode bei Pflügkuff stehen blieben und alle Heeresteile am 2. September Ruhetag hatten.

Diese fortdauernde Unthätigkeit erhielt Bülow in einer immerwährenden Aufregung, die er bei der Lebhaftigkeit und Offenheit seines Charakters oft ungemessen aussprach. Ich mußte täglich ins Hauptquartier, um dort bei dem Kronprinzen und Adlerkreutz ein rascheres Verfolgen in Anregung zu bringen. Der Erfolg war gleich null und der Kronprinz ließ mich nur zu bald fühlen, daß das Resultat meines peinlichen Geschäftes dem Dreschen von leerem Stroh wohl zu vergleichen sei. Zu diesem kam nun noch bei der endlichen Annäherung an Wittenberg ein neuer Umstand, der das Zerwürfnis mit dem Kronprinzen noch vergrößerte. Bülow hatte vor dem Waffenstillstande vor Wittenberg gestanden, kannte das dortige Terrain genau und hielt es daher für seine Pflicht, durch mich den Umriß eines Entwurfs zum Angriff auf die französische Armee dem Kronprinzen zu senden. Ein auf dem rechten Elbufer um Wittenberg angenommener Halbkreis über Apollensdorf, Kropstädt und Gallin bildet einen Terrainabschnitt, der dem auf die Festung gestützten Verteidiger mehrere Vorteile darbietet, die bei einem unternommenen Angriff wohl zu berücksichtigen sind und die noch durch einzeln aufgeworfene Schanzen erhöht wurden. Die rechte Flanke dieses zum Teil durch die Natur verschanzten Lagers deckt der von Zahna nach der Elbe zu fließende Bach, hinter dem sich noch mehrere gute Abschnitte finden. Ein Angriff auf die Front von Kropstädt aus stieß auf hintereinander

stehende Waldstellungen, und selbst wenn man nicht ohne Opfer Thießen erreicht hatte, konnte der Feind, wenn er sich in dem dazu geeigneten Terrain bei Trajuhn festsetzte, mit der Armee auf dem rechten Elbufer bleiben. Nur auf der Seite von Apollensdorf ist das Terrain offener, man konnte hier den Feind am sichersten zu einem rangierten Gefecht bringen. Auf diese Lokalität gestützt, schlug Bülow vor, die linke Flanke des Feindes anzugreifen; er erbot sich dazu, wenn die übrigen Korps der Nordarmee ihn zu unterstützen angewiesen würden, um wenigstens durch dieses vereinigte Wirken sicher zu sein, daß die gesamte feindliche Armee auch wirklich auf das linke Elbufer zurückgedrängt würde. Der Kronprinz schien diesem Vorschlage seine Genehmigung zu geben und ging selbst auf den Gedanken ein, eine Brücke bei Roßlau zu schlagen, um von da aus auf das linke Elbufer vorgehen zu können, so daß ich ganz vergnügt von meiner Sendung zu Bülow zurückkehrte, worauf ich noch einen Brief an den General Adlerkreutz zur möglichsten Belebung dieses Unternehmens aufsetzen mußte.

Wir wurden indes bald enttäuscht, da in dem Tagesbefehl für den 3. September ein Teil des Korps Tauenzien unter dem General Dobschütz nach Zahna, Bülow nach Kropstädt und Thießen dirigiert wurden, Schweden und Russen in die Gegend von Lobesen und General Woronzow nach Dobien rückten. Indem Bülow die ihm vorgeschriebene Bewegung am 4. anordnete, mußte ich wiederum nach dem nach Rabenstein verlegten Hauptquartier. Dies war eigentlich unnütz, denn die Sache war doch nicht mehr abzuändern, der Kronprinz motivierte diesen veränderten Befehl dadurch, daß er erst heller sehen müsse, und daß man den Zweck, die Feinde auf das linke Elbufer zu vertreiben, doch auch auf diesem Wege erreichen könne, da sie nirgends

Stich halten würden. Ob der Kronprinz auf meine Gründe bloß deshalb nicht einging, weil es Vorschläge von Bülow waren, möchte ich nicht glauben; mir ist es wahrscheinlicher, daß seine Besorgnis, in eine allgemeine Schlacht verwickelt zu werden, der Hauptgrund seines Benehmens war. Wegen der Lebhaftigkeit, mit der ich dem Kronprinzen begegnete, schien derselbe den Gedanken aufzufassen, daß ich der eigentliche Urheber der von Bülow gegen ihn ausgehenden Opposition sei. Dies war aber wirklich nicht der Fall. Nach dieser unangenehmen Unterredung eilte ich, soviel ich konnte, zu Bülow, und fand hier bereits das Gefecht bei Thießen angefangen; General Borstell, der die Avantgarde des 3. Armeekorps führte, hatte es auf Befehl von Bülow unternommen, und es war auch notwendig, da wir sonst rings um unsere Stellung den Feind ganz nahe vor uns gehabt hätten. Da das Gefecht größtenteils im Walde geführt wurde, so war es an einzelnen Stellen sehr hartnäckig, und es schmerzte mich recht, die schönen Männer, aus denen das 1. Pommersche Regiment vorzugsweise bestand, ohne daß dies ein großes Resultat geben konnte, teils getötet, teils zahlreich verwundet zu sehen. Denn es trat ein, was vorhergesagt war: mit dem Verlust von einigen hundert Toten und Verwundeten erkauften wir uns zwar die notdürftige Aufstellung unserer Vorposten, allein der Feind setzte sich bei Trajuhn fest und blieb, da unser einzelnes Armeekorps nicht den Kampf bis unter die Kanonen der Festung fortsetzen konnte, auf dem rechten Elbufer und so in der Lage, jeden Augenblick die Offensive zu ergreifen. Den 4. blieb die Nordarmee in dieser Stellung stehen, nur Tauenzien rückte von Oehna nach Seyda, und Hirschfeld nach Göritz.

Wir blieben daher, unserem angenommenen System

gemäß, auch den 5. des Morgens unthätig und mußten warten, wenn und wie es dem Feinde gefallen würde, die Initiative zu ergreifen, er ließ uns indes nicht zu lange warten: wir waren zufällig, ebenso wie bei Beeren, bei Bülow zum Mittage versammelt, als der Kanonendonner und ankommende Meldungen uns von dem Angriff auf Zahna Kunde gaben. Ich warf mich sogleich aufs Pferd und eilte, von einigen Offizieren begleitet, über Woltersdorf, wo wir einen Posten hatten, gegen Zahna. Der General Dobschütz war, durch die feindliche große Uebermacht gedrängt, bereits auf dem Rückzuge, aber nie habe ich, und besonders bei neuen Truppen, eine größere Ordnung und Haltung bei einem Rückzuge bemerkt, die mir eine gerechte Achtung für diese Truppen und ihren braven Anführer einflößte. Man kann sagen, Zahna war der Defensiv- und Hagelberg der Offensivehrentag der jetzt ins Kriegsleben eintretenden preußischen Landwehr. Der Marsch des Feindes, dem ich eine ganze Zeit zur Seite blieb, ließ in Vereinigung mit der Lokalität und unseren Stellungen keinen Zweifel über den Zweck übrig. Es war kein Augenblick zu verlieren, damit nicht Tauenzien am anderen Morgen völlig erdrückt würde und Ney durch den Gewinn von Jüterbog sich in der linken Flanke der Nordarmee festsetze. Dieses alles lag offen vor, und ich konnte daher auch nur durch den mich begleitenden Leutnant Auer bei Auseinandersetzung der Verhältnisse dem General Bülow den Vorschlag machen lassen, sogleich links abzumarschieren, um sich Tauenzien und Jüterbog zu nähern. Daß diese Bewegung den Ansichten des Generals angemessen sein würde, konnte ich voraussehen. Bülow brach daher auch sogleich auf, versammelte sein Korps bei Werzzahna und ließ dem Kronprinzen diese notwendig gewordene Bewegung melden.

Der Oberbefehlshaber genehmigte zwar, was sich nicht mehr ändern ließ, aber mit einer ähnlichen Subtraktionsbedingung, wie sie schon bei Beeren stattgefunden hatte, nämlich er befahl dem General Borstell vor Kropstädt stehen zu bleiben. Dieser Befehl war beinahe noch unerklärlicher, denn während der Kronprinz mit zwei Armeekorps keinen Feind gegen sich hatte, entzog er dem gegen den Feind marschierenden 3. Armeekorps ein Viertel seiner Stärke. Die schnelle Entschlossenheit, mit der Bülow hier wiederum auf eigene Gefahr handelte, verdiente den Sieg, den er wenige Stunden darauf so heldenmütig errang, und der, wenn man die Bewegungen und Marschdistanzen des folgenden Tages sorgfältig vergleicht, ohne diesen Entschluß des Generals viel zweifelhafter geworden wäre.

Das 3. Armeekorps setzte seinen Marsch nach Kurz-Lipsdorf fort, wo es spät am Abend ankam und ich wiederum zu demselben stieß. Die Franzosen dagegen, welche gegen Abend von der Verfolgung von Dobschütz abgelassen hatten, bezogen mit großer Sorglosigkeit ihre verschiedenen Biwakplätze bei Leetza, Seyda, Zallmsdorf und Neuendorf; man weiß, daß sie auf die Ankunft des Kaisers bei Dahme rechneten, vielleicht war sie auch nur den Truppen vorgespiegelt. Da wir bei Kurz-Lipsdorf gar nicht entfernt von Neuendorf standen und jede Bewegung des Feindes entdecken konnten, so wurde bei dem 3. Armeekorps das Anmachen von Lagerfeuern verboten und die größte Stille empfohlen, und dies wirkte so gut, daß der Feind von uns gar keine Notiz nahm.

Die Kritik hat den Marschall Ney hinterher über seine Unternehmung bitter getadelt, doch, wie es mir scheint, nicht mit vollem Recht: einmal wissen wir jetzt, daß er den bestimmten Befehl zum offensiven Vorgehen mitgebracht

hatte, und so ist er dadurch bei allen Billigdenkenden entschuldigt. Aber auch der Kaiser Napoleon hatte zu diesem Befehl mehr als einen wichtigen strategischen Grund, er mußte die Nordarmee von einer Offensive zurückzuhalten suchen und sie deshalb beschäftigen; überdies lud die fehlerhafte Stellung der Nordarmee einen Mann, wie Ney es war, wohl zum Angriffe ein, mit dem Besitz von Zahna hatte er eigentlich schon einen Sieg erkämpft, dessen bedeutende Folgen ihm nur Bülow durch seinen schnellen Entschluß aus der Hand riß.

Mit dem Anbruch des Tages war ich wieder bei unseren Vorposten und konnte mich mit eigenen Augen überzeugen, daß die Feinde die Nacht in Hinsicht unser in der größten Sorglosigkeit zugebracht hatten; sie setzten sich frühzeitig in der Richtung auf Jüterbog in Marsch, auf einmal aber schwenkte die Spitze ihrer Kolonne links und schien gerade auf uns zuzukommen.

Dies war unter den gegebenen Verhältnissen nicht unwahrscheinlich, und ich schickte sogleich den gegenwärtigen General Weyrach an Bülow ab, um ihm dies zu melden, worauf auch das Korps, mit Ausnahme der zurückbehaltenen Brigade von Borstell, sich auf den sanften Höhen bei Eckmannsdorf konzentrierte, und dem General Tauenzien, über dessen Verhältnisse man noch nichts Bestimmtes wußte, der Vorschlag gemacht wurde, wenn es bei Eckmannsdorf zum Gefecht käme, sich an das 3. Korps heranzuziehen. Ich mußte mich indes bald überzeugen, daß meine Meldung etwas übereilt war, denn nach kurzer Zeit schwenkte die anscheinend auf uns zukommende feindliche Kolonne wiederum rechts und setzte ihren Weg auf Jüterbog ruhig fort, da, wie es sich hinterher erwiesen hat, die anscheinende Marsch-

richtung des Feindes auf uns zu nur durch eine lokale Biegung des Weges erzeugt wurde.

Während unserer Versammlung bei Eckmannsdorf (die einen bloß defensiven Charakter hatte) lief die Nachricht von dem durch Blücher an der Katzbach erfochtenen Sieg ein. Dieselbe wurde sogleich wie ein Lauffeuer in allen Gliedern verbreitet, mit lautem Jubel aufgenommen und trug nicht wenig dazu bei, die mutige Stimmung unserer Soldaten zu erhöhen. Nachdem alle scharfsehenden oder bewaffneten Augen den sorglos fortgesetzten Marsch der Franzosen beobachtet hatten, und wir endlich auch die Queue ihrer Kolonnen erblickten, faßte Bülow den Entschluß, mit seiner rechten Flügelbrigade und der Reservekavallerie in die Queue der feindlichen Kolonne zu fallen, während die beiden anderen Brigaden dieser Attacke als Unterstützung folgen sollten. Indem ich nun mit den Anordnungen zur Ausführung dieses Entwurfs beschäftigt war, kam plötzlich die Nachricht, daß eine starke französische Kavalleriekolonne soeben aus Zahna debouchiere; dies wurde wenige Sekunden später durch den preußischen Oberförster aus Frohnsdorf, der aus patriotischem Eifer mit dem Korps mitgeritten war, bestätigt. Wir jagten schnell in jener Richtung eine Strecke vor und wurden in der That hinter uns eine bedeutende Staubsäule gewahr, die auf den Anmarsch einer Kolonne schließen ließ. Es hat sich späterhin erwiesen, daß dies ein Pulk Kosaken war, der von Dobien bei Wittenberg vorbei auf Zahna gekommen war und, nach der Gewohnheit dieser Leute, das Feld durchstreifte. Indes in jenem Augenblick fehlte uns die Zeit, die obige Erscheinung näher zu prüfen, man konnte keinen Augenblick verlieren, um die oben angedeutete, schon zum Teil in Ausführung

gekommene Disposition sogleich abzuändern. Bülow entschloß sich daher, nun mit dem linken Flügel, der Brigade Thümen, den ersten Angriff zu unternehmen, die Brigade Kraft sollte als 2. Echelon folgen, und die Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg, welche unter diesen Verhältnissen die Reserve bildete, bekam zugleich den Auftrag, die rechte Flanke gegen einen etwaigen Angriff der aus Zahna kommenden Kolonne zu sichern, zu welchem Zweck der General Oppen mit der Reservekavallerie noch mehr rechts geschoben wurde. Es war bei dieser Anordnung die Absicht, auf dem kürzesten Wege in der Richtung von Gölsdorf und Dennewitz vorzugehen, um sich mit dem General Tauenzien, von dessen Stellung unterdes Nachricht eingegangen war, durch die Gewalt der Waffen in Verbindung zu setzen.

Das angegangene Geschützfeuer, und die Richtung, die dasselbe nahm, überzeugte uns, daß der Feind mit Tauenzien handgemein geworden war, und daß wir zur Unterstützung des ersteren eilen müßten. Wir zogen daher, so schnell es sich thun ließ, in der angenommenen Richtung auf Nieder-Görsdorf weiter. Ungefähr als die Kolonne in der Höhe von Kaltenborn angekommen war, schien der Feind zuerst unsere Absicht zu bemerken, denn er nahm nun schnell auf dem Windmühlenberge bei Gölsdorf gegen uns eine Flankenstellung.

Die Brigade Thümen, zum ersten Angriff bestimmt, war unter der Zeit in Schußweite aufmarschiert, und Bülow, der noch immer wegen jener angeblich über Zahna kommenden Kolonne im Zweifel war, befahl mir, zum rechten Flügel und der Reserve zu reiten, um dort die Bewegung der Truppen mit Rücksicht auf den beginnenden Angriff zu leiten.

Es war mir aus einem natürlichen Soldatengefühl unangenehm, daß ich mich anscheinend von dem beginnenden Hauptgefecht entfernen sollte, und ich ahnte dabei wahrlich nicht, daß ich wenige Augenblicke später beinahe in ein persönliches Gefecht verwickelt werden sollte. Ich ritt in einem gewöhnlichen Galopp zwischen dem ersten Treffen und der Reserve nach dem rechten Flügel, um die dortigen Verhältnisse zu überblicken, als einer der mich begleitenden Offiziere, der gegenwärtige Oberstleutnant Schwykowsky mir zurief: „Herr Oberst, machen Sie, daß Sie fortkommen, die feindliche Kavallerie ist hinter uns!" Dies schien mir so unwahrscheinlich, daß ich, ohne die Gangart meines Pferdes zu verändern, ihm mit umgedrehtem Gesicht lachend zurief: „Wo sollen die närrischen Kerls herkommen?" Aber kaum hatte ich diesen Ausruf geendet, so fuhr ein Pistolenschuß sehr nahe an meinem Gesicht vorbei, und ich merkte wohl, daß ein feindlicher Reiter mich beinahe schon erreicht hatte; unvorsichtigerweise hatte ich den Ueberrock über meinem Säbel zugeknöpft, und so blieb nichts übrig, als Reißaus zu nehmen. Mein ehrlicher Schimmel schien indes, als ich ihm Zügelfreiheit gab, die Lage so gut begriffen zu haben, daß er mich mit wenigen Sätzen von dieser gefährlichen Nachbarschaft befreite, so daß ich ruhiger die Veranlassung und die dagegen zu treffenden Mittel übersehen konnte. Es hatte nämlich bei der ersten nun bald näher zu erwähnenden Attacke der Brigade Thümen sich eine Abteilung polnischer Ulanen auf die Flanke der Brigade geworfen und dabei übersehen, daß diese Flanke in einiger Entfernung durch unser erstes Leib-Husarenregiment überflügelt wurde. Die Husaren schwenkten daher in den Rücken der vorgegangenen Ulanen und trieben diese, da ihnen kein anderer Ausweg übrig

blieb, zwischen unsere Treffen, wo sie nun, so gut es ging, durchzukommen suchten, doch größtenteils einzeln niedergehauen oder heruntergeschossen wurden, so daß ich zweifeln muß, ob einer von ihnen entkommen ist. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß von Zahna aus nichts zu besorgen sei, dagegen aber neue feindliche Kolonnen in der Richtung von Oehna vorrückten, wurde mein Blick unerwartet wieder auf unsern linken Flügel gelenkt. Der damalige Brigadeadjutant, jetzige Oberst v. Kaweczinsky, machte mich auf das Zurückgehen unseres linken Flügels aufmerksam; unsere dortige Attacke war in der That mißlungen. Durch Zufall hatte den ersten Angriff das sogenannte Elbe- oder Ausländerregiment unternommen, das aus lauter feindlichen Deserteuren zusammengesetzt und überhaupt im Verhältnis gegen die anderen Regimenter in keinem guten Zustande war; auch hatte man aus Begierde, an den Feind zu kommen, die Attacke etwas übereilt, sie nicht durch die Wirkung des Geschützes eingeleitet und unterstützt. Genug, das Elberegiment war bis ins kleine Gewehrfeuer des Feindes vorgegangen, hatte dann gestutzt, und als nun das feindliche Geschoß ihm Schaden zufügte, das Geschrei von jenem polnischen Ulanenangriff hinzukam, waren diese erschreckten Leute umgekehrt, und ein großer Teil von ihnen hatte sich in einer förmlichen Flucht aufgelöst, so daß dadurch die Bewegung der übrigen Teile der Brigade gehemmt wurde und ins Stocken geriet. So weit ich dies von meinem Standpunkt neben Gölsdorf übersehen konnte, sah die Sache übel aus, und ich zog daher aus der Reserve die 12-pfündige russische Batterie des Obersten Dietrich bis auf die Höhe von Gölsdorf vor. Meine Absicht dabei war nur, unsere Linie zu verstärken, aber zufällig gab ich dadurch dem General Bü-

low das Mittel, mit seltener Entschlossenheit dem Feinde die soeben erhaltenen Vorteile aus den Händen zu reißen. Der Feind nämlich, welcher sich einbilden mochte, daß die gesamte Brigade Thümen eine Neigung zum Zurückgehen habe, war von dem Windmühlenberge herabgestiegen und wollte einen Angriff auf unseren noch nicht wieder geordneten Flügel unternehmen; sobald aber Bülow die Batterie Dietrichs ankommen sah, eilte er ihr zu, setzte sich an die Spitze derselben und fuhr mit ihr bis auf Kartätschenschußweite in die linke Flanke des vorgegangenen Feindes. Der Oberst Dietrich, ein sehr tüchtiger Offizier, begann ein sehr wirksames Feuer, und dieses unerwartete Seitenstechen bewog den Feind Halt zu machen. So gelang es dem General Thümen durch seine persönliche Energie, seine Brigade wieder zu ordnen; er war durch das Reserveregiment unter dem Major Uttenhöven und zwei ostpreußische Landwehrbataillone von der Reservebrigade verstärkt, ritt vor die Linie und rief mit lauter Stimme: „Das ist ein infamer Hundsfott, der mir nicht folgen wird!" So begann der neue Angriff, der bald den Feind zurückwarf, und indem er mit dem Vorgehen des Tauenzienschen Korps zusammentraf, nun auch fortdauernd im Avancieren blieb, wenngleich der Angriff auf Dennewitz dieser Brigade noch viele Leute kostete.

Da ich keine ausführliche Schlachtbeschreibung zu geben beabsichtige, sondern mich auf das beschränke, was ich selbst gesehen oder angeordnet habe, führt mich dieses nun auf die Ereignisse auf unserem rechten Flügel zurück.

Die Brigade von Kraft, welche der Disposition gemäß als zweites Echelon der Brigade Thümen in einiger Entfernung folgen sollte, war, wie dies im ernsten Gefecht

sich häufig ereignen wird, zu weit vorgerückt und mit der Brigade Thümen auf gleiche Höhe gekommen; sowie aber unser erster Angriff zurückging, mußte daher die Brigade Kraft, deren rechte Flanke noch obenein die jetzt ankommenden Kolonnen des 7. und 12. feindlichen Armeekorps zu bedrohen anfingen, ebenfalls sich zurückziehen, was in einer musterhaften Ordnung ausgeführt wurde. Ich hatte, beschäftigt, dem linken Flügel aus der Reserve Verstärkungen zuzuschicken, dieses Zurückgehen der Brigade Kraft nebst dem Anmarsch feindlicher Kolonnen nicht bemerkt und ritt nun etwas verwundert an das linke Flügelbataillon der Brigade, welches der nachherige General Carbel führte, indem ich ihn frug: „Mein Gott! Sie ziehen sich zurück?" Da antwortete mir der wackere Mann: „Ja! aber nur auf Befehl." Beinahe gleichzeitig hatte der Feind einen Angriff auf Gölsdorf unternommen, zu dessen Behauptung nach und nach vier Bataillone aus der Reserve verwendet wurden, so daß die Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg eigentlich ganz aufgelöst und auf dem rechten und linken Flügel des Korps zersplittert war.

Der Kampf bei Gölsdorf blieb lange unentschieden, bald gewannen wir mehrere Häuser im Dorf, bald büßten wir das Gewonnene ein, und man schlug sich auf beiden Seiten mit großer Erbitterung. Die Brigade von Kraft war, um Gölsdorf besser unterstützen zu können, wieder vorgerückt, dadurch entstand aber ein sehr großer Zwischenraum zwischen ihr und der Brigade Thümen, in die auf einmal eine feindliche Kolonne sich zu werfen schien. Um diesem Uebelstande entgegenzuwirken, blieben mir nichts als zwei Jägerkompagnien übrig, die ich in die dortigen Feldgräben warf und dahinter das einzige übrig gebliebene Bataillon der Reserve als Unterstützung aufstellte. Indes

blieb es nur außer einzelnen Demonstrationen bei einer feindlichen Kanonade, wozu sie ihr Geschütz mit vielem Geschick hinter Höhen aufgestellt hatten und oft die Plätze desselben wechselten. Ich glaube nach den später bekannt gewordenen Nachrichten, daß dieser uns hier gegenüber stehende Truppenteil das Korps des Marschalls Oudinot gewesen ist, welcher bekanntlich auf Befehl von Ney aus der Gegend von Gölsdorf nach Rohrbeck gezogen wurde und auf diesem Marsch wohl zur Deckung seiner Flanke eine derartige Seitendemonstration unternommen haben könnte.

Um einen Sieg zu erkämpfen, muß eigentlich die Göttin des Glücks zuletzt entschieden auf eine Seite treten. Bülow hatte, wie es wohl aus meiner Erzählung hervorgeht, bis dahin unter schwierigen Umständen gekämpft, und es mußte ihm also sehr empfindlich sein, daß der Kronprinz ihm die Brigade Borstell ohne alle Veranlassung zurückbehielt, er hatte daher auch Adjutanten über Adjutanten sowohl an den Kronprinzen als den General geschickt, um das Herannahen der Brigade zu fordern. Mir ist es bis diesen Augenblick noch ein Rätsel, was dieses Benehmen des Kronprinzen herbeigeführt hat: das schwedische und russische Korps hatte nicht einen feindlichen Mann gegen sich, während Bülow in einen angestrengten Kampf schon von früh morgens an verwickelt war; wären die Preußen geschlagen, so wäre der übrige Teil der Nordarmee gewiß auch mitgerissen worden. Es war daher unter allen diesen Umständen, als ich nicht ohne Sorge unsere schwach besetzte Mitte bewachte, eine sehr erfreuliche Erscheinung, als der damalige Oberstleutnant Reichel-Kleist (jetzt Generalleutnant und Gouverneur von Danzig), der als Generalstabsoffizier bei der Brigade Borstell an-

gestellt war, an mich herankam und mir sagte, daß der General sich vom Kronprinzen losgemacht habe und mich nun fragen lasse, wohin er am besten seine Direktion nehmen könne. Bei dem Gange, den die Schlacht genommen hatte, konnte ich ihn natürlich nur auf Gölsdorf weisen, wohin sich Borstell auch mit sehr richtiger Beurteilung sogleich dirigierte. Da unser linker Flügel im Vorschreiten blieb, vor der Mitte nichts mehr zu besorgen war, so eilte ich nun nach Gölsdorf hin, wo die eigentliche Schlachtentscheidung noch erkämpft werden mußte, und traf hier nun wieder mit Bülow zusammen, der im vollen Lauf seines Pferdes auf mich zueilte und mir lachend zurief: „Das hätte ein verfluchter Streich werden können!" Als ich ihn um eine Erklärung deshalb fragte, sagte er mir, er wäre, um nach dem rechten Flügel zu reiten, durch Dennewitz gekommen und hätte das bereits von uns genommene Dorf voll versprengter Franzosen angetroffen, die mit dem Gewehr bei Fuß sich ganz ruhig mit einander unterhielten. Bülow hatte ganz recht, daß er unter diesen Umständen sich so schnell als möglich der unerwarteten Gesellschaft entzog.

Indem Bülow sich nun etwas auf dem rechten Flügel orientierte und sein Gefolge sich wieder um ihn sammelte, wurden wir von einer seitwärts Gölsdorf placierten, nicht fern stehenden feindlichen Batterie entdeckt und recht ordentlich behagelt, wobei der General Holtzendorf beinahe totgeschossen worden wäre.

Borstell hatte seine Brigade nun nicht weit von dem Eingange von Gölsdorf formiert und kam zu Bülow, dem er sagte: „Wenn ich vor dem Dorfe stehen bleibe, verliere ich unnütz viel brave Leute, erlauben Sie daher, daß ich das Dorf angreife!" Natürlich konnte Bülow einen so

schönen Antrag nur mit Freuden bewilligen, und Borstell nahm mit seinen braven Pommern das Dorf, wodurch auch auf dem rechten Flügel der Gewinn der Schlacht entschieden ward.

Nun langten auch noch einzelne Verstärkungen von schwedischen und russischen Truppen bei uns an. Zuerst kamen zwei schwedische Husareneskadronen von Mörner an, sie gerieten aber bald in das Feuer einer Batterie, womit der Feind seinen Rückzug deckte, und mußten schnell zurück. Ihnen folgte der General Adlerkreutz mit einer schwedischen Batterie, er ritt an Bülow heran und frug ihn, wo er am nützlichsten wirken könne: Bülow zeigte ihm die Hauptrichtungen des feindlichen Rückzuges; Adlerkreutz kommandierte seiner Batterie Marsch und sang dann ganz vergnügt: „ça ira, ça ira“. Es war ein origineller, aber schöner militärischer Anblick. Wenige Zeit nachher kam auch ein russisches Jägerregiment und hinter ihm der General Wintzingerode mit dem größten Teil der Kavallerie seines Korps. Alle diese Truppen reihten sich sogleich in unsere im Verfolgen begriffene Linie mutig ein und vergrößerten die Niederlage des Feindes. Die Schlacht war durch die preußischen Truppen gewonnen, doch zog sich der Feind bis dahin noch in geschlossener Ordnung zurück, und das Hinzukommen jener frischen Kräfte bewirkte mit unseren Anstrengungen seine vollständige Flucht.

Daß in dieser Schlacht von beiden Teilen mit mehr als gewöhnlicher Erbitterung gekämpft wurde, dürfte schon aus meiner einfachen Erzählung hervorgehen. Das erste einzelne Zurückweichen des Elberegiments abgerechnet, zeigten unsere Soldaten einen wahrhaft heldenmütigen Geist, der in demselben Grade, in dem der Feind sich ehrenvoll schlug,

zu steigen schien; man kann ohne Uebertreibung sagen, daß beide gegen einander streitende Teile sich vollständig einander würdig betrugen. Nicht allein in den Reihen unserer Offiziere, sondern auch bei den Unteroffizieren und Soldaten gab es eine Menge wahrhaft heldenmütiger Züge, wie z. B. die schöne That des Kapitäns v. Hülsen (jetzt General a. D.) vom 4. Regiment, der, als der Fahnenträger seines Bataillons erschossen ward, sogleich die sinkende Fahne ergriff und sie zum Angriff von Dennewitz vor dem Bataillon trug. Ebenfalls bei dem 4. Regiment stand ein Major Mirbach, der durch seine heitere Laune und seinen schnellen, oft sehr scharfen Witz allgemein bekannt war. Bei dem Angriff von Dennewitz drehte er sein Pferd halb nach dem von ihm geführten Bataillon um, um von demselben das Gewehr fällen zu lassen, in dieser Stellung aber zerschmetterte ein aus ziemlicher Nähe abgefeuerter feindlicher Kartätschenschuß nicht allein das Hinterteil seines Pferdes und Sattels, sondern zerriß ihm auch die Muskeln seines Gesäßes, so daß er besinnungslos vom Pferde fiel. Das Bataillon setzte, ohne zu stutzen, den Weg fort, und als nach einigen Augenblicken der Major von einem hinzugeeilten Chirurgen wieder ermuntert wurde, frug er, wo er denn eigentlich verwundet sei, was ihm ohne weitere Umschreibung beantwortet wurde. Da erwiderte Mirbach ganz in seinem gewöhnlichen Charakter: „Na, das begreif' ich doch nicht, was unser Herrgott damit sagen will; wenn's noch die Zunge gewesen wäre!" Es wird wenig Menschen geben, die bei einer so bedeutenden Verwundung noch einen solchen Scherz auszusprechen im stande sind.

Auch will ich hier noch mit ein paar Worten ein Ereignis bei dem Detachement des Majors v. Blanken-

burg als einen Beitrag zur Schilderung der damaligen Verhältnisse anführen. Dieser Offizier war zur Beobachtung von Torgau detachiert, und es war mir bei der unterbrochenen Kommunikation nicht gelungen, ihm eine Anweisung über sein ferneres Benehmen zukommen zu lassen; nachdem er indes den Gang des Gefechtes bei Dennewitz nach dem Donner des Geschützes zu beurteilen gesucht hatte, entschloß er sich am 6. des Nachts zum Rückzuge in der Richtung auf Jüterbog, und so geriet er auf einem Waldwege auf einmal mitten in eine aus der Schlacht zurückeilende feindliche Kolonne. Da er hier nicht mehr umkehren konnte, so setzte er seinen Weg eine ganze Zeit im Trabe fort, bis er zu den in größerer Ordnung heimkehrenden Sachsen kam. Von diesen wurde er zwar erkannt, doch ließen sie ihn nach einigem Hin- und Herreden über den jetzt zu erwarteten politischen Wechsel ruhig fortziehen.

Daß Bülow nach dem Siege von Dennewitz noch stärker auf eine von der Nordarmee zu unternehmende Offensivoperation dringen würde, war vorauszusehen, ich mußte den Tag nach der Schlacht zu diesem Zweck eine Denkschrift aufsetzen. Bülows Schlußantrag darin war: daß der General Tauenzien mit seinem Armeekorps zur Beobachtung von Wittenberg und Torgau auf dem rechten Elbufer zurückzulassen sei, der übrige Teil der Nordarmee aber bei Dessau auf das linke Ufer übergehen, die Ueberreste von Ney zu einer neuen Schlacht aufsuchen und demnächst durch Vorsendung starker Kolonnenabteilungen auf der Straße von Leipzig nach Dresden die Verpflegung der von Napoleon geführten Armee unmöglich machen sollte.

Von dem glücklichen Erfolg dieser Operation ganz durchdrungen, mußte es Bülow bei seinem lebhaften Cha-

rakter auf das schmerzlichste berühren, als wir die beiden Tage nach der Schlacht mit Ausnahme einzelner Kavalleriedetachements den 7. und 8. ruhig und in einem schon ziemlich ausgezehrten Schlachtfelde stehen blieben; Bülow schickte eine Epistel nach der andern ins Hauptquartier, ich mußte selbst dort unterhandeln, wobei die Spannung zwischen dem Kronprinzen und Bülow immer heftiger hervortrat.

Bei allen diesen Verhandlungen war die einzige bedeutende Einwendung des Kronprinzen die Rücksicht auf das von Davoust geführte Korps in Mecklenburg, der, stärker wie Wallmoden, diesen allerdings schlagen konnte, weshalb der Kronprinz, wie er sagte, es nicht für möglich hielt, sich zu weit von Berlin zu entfernen.

Diese Ansicht hat allerdings, besonders auf den ersten Anblick, einiges für sich, prüft man indes näher, so konnte ja Tauenzien, insofern er, wie oben angeführt, auf dem rechten Elbufer blieb, und Wallmoden sich etwa gegen die Priegnitz gezogen hätte, ihm dorthin zur Hilfe eilen, wodurch das Gleichgewicht sogleich wieder hergestellt und in Verbindung mit unserem organisierten Landsturm ein schnelles Operieren von Davoust eigentlich nicht mehr zu erwarten war.

Die Diskussionen um diese strategischen Gründe waren von seiten des Kronprinzen aber nur ein Scheingefecht, da er, ohne Rücksicht auf die Lösung der großen vorliegenden Aufgabe, um keinen Preis in die Lage kommen wollte, von Napoleon angegriffen zu werden, den er ebenso haßte als fürchtete.

Da die Forderungen Bülows doch auch nicht ganz abzuweisen waren, so entschloß sich der Kronprinz zu einzelnen Bewegungen, die die Nordarmee eigentlich von ihrem

Ziel entfernten, aber doch die Zeit töteten. Am 9. September mußte Bülow nach Nonnendorf, Tauenzien nach Luckau, Hirschfeld nach Seyda rücken, und am 11. marschierte das russische Korps nach Jessen und Schweinitz, der Kronprinz zog mit den Schweden nach Seyda, wogegen Hirschfeld von dort nach Zahna beordert wurde, und der General Krusemarck schrieb von Seyda aus an Bülow, daß nach gemeinschaftlichen Vorstellungen aller bei dem Kronprinzen befindlichen fremden Offiziere man hoffen könne, daß wenigstens etwas Offensives unternommen werde.

Belagerung von Wittenberg.

Unsere Nachrichten, die wir um diese Zeit über den uns gegenüberstehenden Feind hatten, stimmten sämtlich dahin, daß Ney sich zwischen Torgau und Eilenburg aufgestellt habe, die Gegend von Dessau aber, die sich für uns zu einem Uebergange am meisten eignete, nicht zu beachten schien. Die Nordarmee setzte indes den 10. September ihre Bewegung in der Richtung auf Torgau fort. Die Schweden rückten mit dem Hauptquartier nach Seyda, den 12. aber wurde diese Richtung wieder aufgegeben, und die ganze Armee schob sich auf der Peripherie eines Kreises und in buntem Kreuzen rechts. Der General Tauenzien rückte nach Schlieben, der General Wobeser über Sonnenwalde vor Torgau, in dem Armeebefehl hieß es, daß er den dortigen Brückenkopf attackieren sollte, was indes ohne alle Folge blieb, da ihm alle Mittel dazu fehlten und dies auch nur als eine von den Redensarten angesehen werden muß, mit denen die aus dem Hauptquartier erlassenen Tagesbefehle im grellen Kontrast gegen die dort herrschende Unthätig-

keit ausgeschmückt wurden. Die Russen unter Winzingerode rückten nach Kerzendorf und Berka, Tschernitschew und Hirschfeld sollten Wittenberg einschließen, die Schweden zogen nach Koswig, und Bülow wurde nach Seyda beordert.

Endlich am 13. erhielt Bülow den Auftrag, Wittenberg zu belagern, und da dies offenbar den Zweck andeutete, ihm zur Strafe für sein unbequemes Vorwärtstreiben eine Fessel anzulegen, so wurde in dem darüber erlassenen Befehl noch etwas spöttisch hinzugesetzt: daß er, nachdem er schon so Großes ausgeführt habe, nun durch diese letzte Handlung seine Thaten krönen möge. Der einmal gereizte Bülow setzte jener Phrase die Frage entgegen: weshalb denn sein Korps ganz allein zu allen Angriffen vorgeschoben und so einem unverhältnismäßigen Abgange gegen die übrigen ausgesetzt würde.

Um indes nichts zu versäumen, was die Ausführung der von dem Kronprinzen ausgesprochenen Absicht sichern könne, beschloß Bülow sogleich, eine Brücke bei dem Dorfe Elster zwischen Torgau und Wittenberg zu schlagen und diese mit einer Brigade zu besetzen, da dies das einzige Mittel war, sichere Nachrichten von den Bewegungen des Feindes zu erhalten und die Kommunikation desselben mit dem Kommandanten zu erschweren. Obgleich auf wiederholten Befehl der Franzosen alle auf dem Strom befindlichen Fahrzeuge entweder nach den Festungen gebracht oder vernichtet waren, so gelang es uns doch mit Hilfe der Einwohner, deren persönliches Interesse die ihnen befohlene Versenkung ihrer Kähne nur unvollkommen ausgeführt hatte, eine hinreichende Anzahl großer und kleiner Fahrzeuge flott zu machen, mit denen wir bei Elster eine recht gute Brücke schlugen, die indes erst den 21. bei dem

mühsamen Zusammenbringen des Materials ganz fertig wurde.

Den 14. September setzte die Nordarmee ihr angefangenes Auseinanderschieben fort, die Schweden rückten nach Roßlau, wo sie an einer Brücke zu arbeiten anfingen, und die Russen nach Zerbst, denen der Auftrag zu teil ward, bei Aken an einer Brücke zu arbeiten; General Tschernitschew ging mit seinem Streifkorps nach Dessau über, von wo er unbelästigt vom Feinde den 19. nach Köthen marschierte. Bei Wittenberg wurde der General Hirschfeld unter den Befehl von Bülow gestellt, damit dieser, nach Angabe des Tagesbefehls, zum Zweck der Belagerung stärker an Infanterie sei, und dabei die Vorschrift gegeben, auf der einen kurzen Seite der Festung eine Tranchee zu eröffnen, auf der entgegengesetzten aber die Stadt zu bombardieren. Zur Verstärkung von Hirschfeld hatte Bülow bereits die Brigade des Generals Thümen nach Thießen dirigiert, während er selbst bei Seyda stehen blieb und die Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg die Brücke bei Elster bewachte.

Bülow, der noch immer im höchsten Grade unwillig über die getroffene Maßregel der vorzunehmenden Belagerung war, die es dem Feinde offenbar verriet, daß wir auf dieser Seite nichts Offensives unternehmen wollten, wodurch Napoleons Bewegungen gegen die übrigen Armeen unbedingt erleichtert wurden, ließ von mir ein Schreiben an den General Adlerkreutz, den Chef des Generalstabes, entwerfen, zu dem er noch eigenhändig mehrere Bemerkungen schrieb, welches mir jetzt die Veranlassung giebt, das ganze Verhältnis der sogenannten Belagerung näher zu beleuchten.

Es blieb im vorliegenden Fall vernünftigerweise nichts

übrig, als ein regelmäßiger Angriff, der, nachdem er das feindliche Geschütz zerstört, an dem starken Erdwalle Bresche gelegt, nun den kunstgerechten Uebergang über den nassen Graben versuchte. Zu einem derartigen Unternehmen fehlte uns aber eigentlich alles: der ganze sogenannte Belagerungstrain bestand aus zwei Mörsern, zwei schweren Haubitzen und vier schweren Zwölfpfündern, die wir mit Vorspann aus Spandau an uns ziehen mußten, und denen nur ein sehr geringer Schußbedarf, wegen unseres allgemeinen Mangels an Munition, mitgegeben werden konnte. Zu diesem bescheidenen Belagerungstrain sollten noch vier Einhörner von dem Korps des Generals Wintzingerode stoßen, die aber, sowie unser übriges Feldgeschütz, nicht zum Breschelegen zu benutzen waren. Danach wird man wohl zu der Ueberzeugung kommen, daß die von Bülow gemachten Einwendungen nicht ohne Grund waren, und daß seine feste Ansicht, daß die ganze Unternehmung nur den Zweck habe, die Unthätigkeit der Nordarmee zu beschönigen, leider sehr viel Wahrscheinlichkeit hatte.

Den 15. rückte Tauenzien nach Koßdorf, die Franzosen gingen aus der Gegend von Torgau nach Gräfenhainichen, welches die besorgte Annäherung an Wittenberg anzudeuten schien, und der Kronprinz verlegte sein Hauptquartier nach Zerbst. Dieser letzte Umstand, der wahrscheinlich keinen anderen Grund hatte, als für die Zeit des beabsichtigten Stillstehens dem Hauptquartier ein bequemes Unterkommen zu verschaffen, setzte meinen schon aufgeregten Bülow, der dies als eine offene Erklärung des Kronprinzen, nichts unternehmen zu wollen, deutete, in Feuer und Flamme, und ich mußte, sobald die Nachricht in Seyda ankam, sogleich nach Zerbst, um dort neue

Pläne zu Offensivoperationen in Antrag zu bringen. Mir war diese Bestimmung in vielfacher Hinsicht sehr unangenehm, eine Abänderung der nun einmal getroffenen Bestimmungen war bei dem Charakter des Kronprinzen nicht zu erwarten, indes dies alles half mir nichts, und ich mußte meine etwas schwierige Mission antreten. Um indessen doch mit einiger Bestimmtheit vor dem Kronprinzen auftreten zu können, entwarf ich den folgenden Plan, der die Genehmigung von Bülow erhielt:

Bülow sollte bei Elster, Schweden und Russen bei Dessau übergehen, um Ney aufzusuchen und ihn zu einem Gefecht oder zum Rückzuge zu zwingen. Sowie das gelungen, sollte Hirschfeld, so viel als nötig durch Teile von Tauenzien verstärkt, Wittenberg an beiden Ufern der Elbe einschließen, Bülow die Belagerung gegen den anbringenden Feind decken, die Schweden und Russen aber bei Roßlau und Dessau bleiben und dort für unerwartete Fälle eine große Verschanzung als Brückenkopf, in die sich Bülow im übelsten Falle zurückziehen könne, anlegen. Dieser Plan überstieg nicht unsere Kräfte, und da die vom Kronprinzen einmal befohlene Belagerung von Wittenberg darin aufgenommen war, so konnte man vielleicht auf die Annahme desselben hoffen.

So sehr ich meine Reise auch beeilte, so kam ich doch erst den 15. des Abends um 9 Uhr nach Zerbst. Der Kronprinz empfing mich ganz freundlich, ich stattete ihm zuerst einen Bericht über die zur Belagerung getroffenen Vorkehrungen ab und versuchte dann, meinen oben auseinandergesetzten Vorschlag als eine notwendige Entwicklung der vorliegenden Aufgabe einzuschmuggeln; das gelang mir aber nicht, denn ohne auf weitere militärische Gründe einzugehen, sprang der Kronprinz sogleich zu der

Persönlichkeit Bülows über, den er in den heftigsten Ausdrücken des offenbaren Ungehorsams und, was noch schlimmer war, einer entschiedenen Absicht, alle Pläne des Kronprinzen umzuwerfen, beschuldigte. In dieser heftigen Unterredung, die bis 1/2 3 Uhr des Morgens dauerte, mischte der Prinz auf eine bunte Weise ganz fremde Fakta untereinander und zog aus diesen mit immer steigender Leidenschaft die sonderbarsten Folgerungen. Der Kronprinz erblickte in Bülow einen Revolutionär, den er an die Spitze des Tugendbundes stellte, und so folgerte er daraus, daß Bülow einen heimlichen, dem Königtum gefährlichen Plan verfolge, und um dieses Truggebäude zu vollenden, folgerte er aus meiner früheren Anstellung beim König, daß ich gegenwärtig als eine Art von polizeilichem Aufseher Bülow zugeordnet sei, eine Ansicht, die ich weder bejahen konnte, noch glücklicherweise zu widersprechen Zeit erhielt. Das komischste bei der Sache war, daß, wenn es ein Verbrechen gewesen wäre, ein Mitglied des Tugendbundes zu sein, dies nur mich und nicht Bülow traf, der niemals ein Mitglied dieser Verbindung war. Da der Kronprinz, wenn er einmal ins Sprechen kam, nicht so bald aufhörte, so gewann ich Zeit, meine Verteidigung Bülows etwas zu ordnen und das Grundlose der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen wenigstens der ruhigen Prüfung vorzulegen; indes alle meine Gründe halfen hier nichts, der Kronprinz fiel mir auf einmal ins Wort und fragte mich mit großer Heftigkeit: „Was werden Sie machen, wenn ich den General Bülow arretieren lasse?“ Ich muß gestehen, daß ich nach dem Gange der Unterredung Aehnliches vorhergesehen hatte und daher ohne Ueberraschung antwortete: „Ich werde alsdann nach meinen Instruktionen handeln, und ich weiß nicht, ob dies ein Gewinn für die

Nordarmee sein wird!“ In dieser peinlichen Lage hatte ich meine Antwort absichtlich etwas zweideutig gestellt und erreichte auch wirklich meinen Zweck, der Kronprinz ließ das Thema ganz fallen und benutzte den Lauf der folgenden Unterredung, mir, wenn auch immer indirekt, seinen Unwillen auszusprechen. Daß mich der Prinz als einen Teilnehmer an den Ansichten Bülows hielt, war begründet, ich war mit dem größten Teil derselben vollständig einverstanden und hatte daher auch kein Hehl, dieses bei dem Prinzen, nachdem der Gegenstand einmal in dieser heftigen Art zu Tage gekommen, offen auszusprechen. Da dieses lange, höchst unangenehme Gespräch eine Menge von Gegenständen umfaßte und der Kronprinz fortdauernd die grundlosesten Beschuldigungen, ohne auf irgend einen dagegen sprechenden Grund zu hören, wiederholte, so muß ich gestehen, daß ich zuweilen auch wohl zu lebendig wurde, und ich mache mir wohl den Vorwurf, nicht immer die Ruhe behalten zu haben, die bei solchen Gelegenheiten notwendig ist, wobei mich auch bei zunehmender innerer Aufregung meine nur bedingte französische Sprachfertigkeit zuweilen verließ. So hatte ich z. B., um das gänzlich zwecklose Bombardement von den Einwohnern von Wittenberg abzuwenden, nachdem alle meine militärischen und politischen Gründe erschöpft waren, dem Prinzen gesagt: „Votre Altesse veut ainsi que nous brûlions le berceau de votre Apôtre?“ „Quoi?“ frug er, und ich antwortete: „Luther!“ Da der Prinz von der katholischen Kirche erst zur protestantischen übergetreten war, so lag in meiner Aeußerung eine Bitterkeit, die ich hätte vermeiden sollen.

Genug, als es beinahe zu tagen anfing, entließ mich der Prinz, ohne daß ich etwas ausgerichtet hatte. Die Stellung zwischen ihm und Bülow hatte sich nicht ver-

bessert, und mich traf noch obenein sein gesteigerter Unwille, den er indes auf keine andere Art als bei Verleihung der schwedischen Orden aussprach; dies habe ich ihm indes gern verziehen, da so etwas, gottlob, nicht meine schwache Seite ist, auch ist mir Aehnliches mehr als einmal passiert.

Auf dem Rückwege mußte ich nun noch daran denken, wie ich diese peinliche Unterredung Bülow vortragen sollte; von der einen Seite rief mich meine Pflicht, sowie mein ganzer Charakter zur wahrhaften Schilderung, während von der andern Seite ich daran denken mußte, daß bei der leidenschaftlichen Aufregung, in der Bülow sich befand, ich hier nur zu leicht Oel ins Feuer gießen konnte, und so mußte ich mich zu einer Dichtung bequemen, die zwar den General, jedoch in milderen Formen, auf seine gespannte Stellung gegen den Feldherrn aufmerksam machte.

Die Einschließung Wittenbergs wurde nunmehr durch Bülow angeordnet und durch die Generale Hirschfeld, Thümen und Kraft ohne weitere Hindernisse vollzogen, da die Besatzung nur einzelne Häuser der Vorstädte besetzt hielt und sich außerhalb dieses Bereiches nicht sehen ließ.

Bülow blieb fürs erste noch in Seyda und behielt auch dort die Brigaden von Homburg und Borstell, da unter dieser Zeit die ersten Nachrichten von dem Vorrücken Blüchers auf dem rechten Elbufer uns bekannt wurden, mit dem Tauenzien vor Torgau bereits in Verbindung stand.

Da der Vorschlag von Bülow, bei der zu erwartenden Annäherung von Blücher Offensivoperationen zu beginnen, abermals abgewiesen war, so verlegte Bülow am 22. sein Quartier nach Rudersdorf vor Wittenberg und beschloß nun, den Feind am 24. aus sämtlichen noch außer-

halb der Festung besetzten Punkten in den Vorstädten zurückzuwerfen und in die Festung zu drängen; der Feind leistete geringen Widerstand und wurde gänzlich in die Festung zurückgeworfen.

Da nun auch das aus Spandau erwartete Belagerungsgeschütz, wenigstens die erste Hälfte desselben, nebst einer englischen Raketenbatterie angekommen war, so rückte General Borstell an die Brücke nach Elster, und der Prinz von Hessen-Homburg wurde zur Verstärkung der Belagerungstruppen herangezogen und auf dem linken Flügel derselben aufgestellt.

Der zur Ausführung der Belagerung oder richtiger des Bombardements, worauf sich, nach des Kronprinzen Bestimmung, das Ganze beschränken sollte, angenommene Plan war: zuerst auf der Seite vom Lutherbrunnen einen Laufgraben anzulegen und, wenn in diesem die Batterien etabliert sein würden, auch auf der entgegengesetzten Seite einen ähnlichen Laufgraben zu ziehen.

Indem Bülow sich jetzt aus allen Kräften bemühte, mit den geringen ihm zu Gebote stehenden Belagerungsmitteln soviel als möglich vorzuschreiten, erhielt die ganze Unternehmung eine nicht ganz erklärliche Unterbrechung, indem der General Hirschfeld, ohne daß dazu ein Grund zu entdecken war, von der Belagerung abgerufen und durch den Kronprinzen nach dem gar nicht entfernt liegenden sogenannten Burzberge dirigiert wurde. Es war dies eine Anordnung, die ein gänzliches Herumwerfen sämtlicher Belagerungstruppen notwendig machte und sie so von dem Terrain, mit welchem jede Brigade bereits bekannt war, entfernte.

Den 26. mußte der General Hirschfeld nach Grimme, also zur Verstärkung des bei Zerbst befindlichen rechten

Flügels marschieren, von wo er, wie es hieß, gegen Magdeburg rücken sollte. Man erfuhr, daß der General Tschernitschew bis Halle und Eisleben, der preußische Oberstleutnant Marwitz bis Braunschweig vorgedrungen sei, und der Kronprinz verbreitete in seinem Hauptquartier die Nachricht, daß er mit dem disponiblen Teil der Nordarmee nach Leipzig marschieren wolle. Dies hatte aber keinen Erfolg, Ney war über Eilenburg gegen Dessau und Oranienbaum vorgerückt, und Bülow erhielt darauf den 25. vom Kronprinzen den wirklich unbegreiflichen Befehl, die kaum mit vieler Mühe zu stande gebrachte Brücke bei Elster sogleich abzubrechen. Dieser Befehl, der in einem Augenblick gegeben wurde, wo wir nichts vom Feind gegen die Brücke zu befürchten hatten, war natürlich Bülow sehr unangenehm, da er uns des einzigen Mittels beraubte, vom linken Elbufer Nachrichten einzuziehen. Ich kann bis diesen Augenblick zu dieser Anordnung keinen andern Grund auffinden, als daß der Kronprinz, der zu dieser Zeit wohl schon einige Nachricht von dem beabsichtigten Anmarsch Blüchers haben konnte, durch das befohlene Abbrechen der Brücke (es war auch hinzugefügt, daß alle Schiffe und Fahrzeuge ruiniert werden sollten) sich sichern wollte, nicht unerwartet zu einer Offensive fortgerissen zu werden.

Am 26. gab es bei Dessau einige Scharmützel; die bis dahin vorgedrungenen Kosaken und die schwedische Reiterei wurden durch die Vortruppen von Ney gegen Roßlau zurückgedrängt, auch erfuhren wir, daß Tschnernitschew bis Kassel vorgedrungen sei und die Behörden des Königreichs Westfalen verjagt habe. Politisch waren diese Unternehmungen nicht unwichtig, da sie den Glauben an die unwiderstehliche Macht Napoleons zerstörten und den Schreck darüber selbst in Frankreich verbreiteten; ob aber, wenn

man alle diese Parteigänger in den Rücken von Ney und Napoleon geworfen, diesen das Herbeischaffen ihrer Subsistenz unmöglich gemacht hätte, nicht schnellere Entscheidungsresultate für die Armeen herbeizuführen gewesen wären, dies ist eine anderweitige Frage.

Endlich am 29. konnten wir, nachdem die Batterien in stand gesetzt und die Munition angekommen war, des Abends beim Dunkelwerden das Bombardement von Wittenberg anfangen, welches bis gegen den Morgen dauerte, und es am 30. in derselben Art fortsetzen. Das Resultat dieser zweitägigen Anstrengung war eine große Beschädigung des alten Schlosses und der damit verbundenen Kirche, sowie das Niederbrennen einer bedeutenden Anzahl Wohnhäuser, ohne daß dadurch, wie man dies vorhersehen konnte, in dem Verhältnis der Festung selbst etwas geändert worden wäre. Wir hatten beide Tage mit den herangezogenen Mörsern, schweren Haubitzen und den russischen Einhörnern die Stadt beworfen und zugleich auch die englische Raketenbatterie in ähnlicher Art gebraucht. Indes kann ich nicht sagen, daß die Raketen im Verhältnis zu dem übrigen Wurfgeschütz eine besondere Wirkung hervorgebracht hätten, es mangelte ihnen die nötige Schwere der Bomben und Granaten, um durch die Gebäude durchzuschlagen und in ihrem Innern zu zünden.

Während das Bombardement den 29. stattfand, wurde uns von den Flügelwachen beider Trancheen gemeldet, daß eine feindliche Verstärkung über die Elbbrücke marschiere und auf dem Anger zwischen der Festung Halt gemacht habe; sie muß indes doch nicht bedeutend gewesen sein, denn ein Ausfall der Besatzung, auf den wir nun mit Bestimmtheit rechneten, unterblieb.

Aber ein anderweitiges Unternehmen, welches wir in

der Nacht vom 29. auszuführen beabsichtigten, wurde höchst wahrscheinlich durch die Ankunft der eben erwähnten Truppen gehemmt. Der ehemalige Artilleriehauptmann Neander, ein Mann, der seinen Zeitgenossen durch seine Versuche in neuen Erfindungen vielfach bekannt war, hatte dem Kronprinzen ein Projekt vorgelegt, durch einen mit dem Strom herabgelassenen Brander die Wittenberger Elbbrücke zu zerstören; der Kronprinz war sogleich auf diesen Vorschlag eingegangen, der auch in der That ausführbar war, und Neander hatte teils aus dem Artillerielaboratorium, teils durch Aufkauf aus den benachbarten Städten alles Nötige zur Ausrüstung seines Brandschiffes erhalten: es war bei dem Dorfe Elster in stand gesetzt, beim Dunkelwerden in die Gegend der Tranchee vom Lutherbrunnen gebracht und wurde, sobald das Bombardement einige Wirkung zeigte, in der Stromfahrt durch einige Nebenkähne in Gang gesetzt. Die Leute, welche die Direktion dieser ihnen unbekannten Maschine übernommen hatten, scheinen sie indes zu früh verlassen zu haben, so blieb der Brander der Gewalt des Stromes überlassen, der ihn zwar an die Brücke, aber in der Nähe des Ufers trieb: die Explosion erfolgte zu früh, und wenngleich auch die Brücke dabei an zwei Stellen zu brennen anfing, so ward dies Feuer doch, ehe es bedeutende Beschädigungen angerichtet hatte, von den auf dem Anger befindlichen französischen Truppen gelöscht.

Mit den beiden Bombardements am 29. und 30. war der geringe Vorrat unserer zu dieser Unternehmung bestimmten Munition erschöpft, und wir standen bis zum 4. Oktober, an welchem Tage Bülow den Befehl zum Aufbruch erhielt, ziemlich unthätig vor Wittenberg, so daß von beiden Teilen nur selten ein Schuß fiel.

Nachdem Bülow die ihm zum Bombardement gelieferte Munition verschossen und ganz gegen seine Gesinnungen eine Straße in Wittenberg abgebrannt hatte, erklärte er seine ihm zu Gebot stehenden Mittel erschöpft und sprach sich sehr offen über das ganze, seiner Ansicht nach unzweckmäßige Unternehmen aus, wodurch natürlich der Unwille des Kronprinzen bedeutend gesteigert wurde: er sah nicht allein seine Kriegskenntnis bezweifelt, seine Befehlshaberautorität gefährdet, sondern er mußte es auch fühlen, daß ihm nun ein Hauptgrund fehlte, den er den aus dem großen Hauptquartier und von Blücher beinahe täglich an ihn ergangenen Aufforderungen, offensiv zu agieren, bis dahin wenigstens mit einigem Schein der Belagerung wegen, entgegengestellt hatte. Um sich nun soviel als möglich aus diesem unangenehmen Verhältnis herauszuziehen und sich rein zu waschen, beredete er den (als preußischen Militärgesandten bei ihm angestellten) General Krusemarck, im Namen des Kronprinzen den General Bülow wegen Ungehorsam und wegen gemachter Schwierigkeiten bei der Belagerung von Wittenberg bei dem König zu verklagen, wie dies Krusemarck wehmütig in einem Schreiben dem General Bülow selbst anzeigte. Krusemarck, der ein sehr schwacher Mensch war, hatte sich durch die Wohlredenheit des Kronprinzen zu diesem Geschäft fortreißen lassen, eigentlich gegen seinen Dienstauftrag. Nachher rühmte er sich gegen Bülow durch einen zweiten, seinem Schreiben beigelegten Bericht, die Klage wiederum aufgehoben zu haben. Die Klage hatte auch thatsächlich keinen besonderen Erfolg, Bülow wurde vom König in sehr gnädigen Ausdrücken aufgefordert, alles aufzubieten, damit die Einigkeit in der Nordarmee nicht gefährdet werde, und alles übrige wurde bei dem nun rascher hervortretenden Entwicklungsgange im Strome der Zeit begraben.

Die Offensive der schlesischen Armee.

Menschlicher Wahrscheinlichkeit nach hätten wir ohne das Zutreten fremder Einwirkungen noch lange vor Wittenberg verweilen können, der Kronprinz gefiel sich mit der Elbe vor der Front, seinem Quartiere in Zerbst ganz gut, und in der sogenannten großen Armee unter Schwarzenberg fehlte Einheit und Unternehmungsgeist. Glücklicherweise bildete der rastlose Thatendurst Blüchers und Gneisenaus Scharfblick eine Vereinigung, die Kraft genug besaß, alle diese Hindernisse zu besiegen; der ebenso kühn gedachte als geschickt ausgeführte Marsch der schlesischen Armee aus der Lausitz gegen Wittenberg ist unbestritten eine der wichtigsten Handlungen dieser Periode und die Haupteinleitung zur siegreichen Schlacht bei Leipzig. Gneisenau schrieb mir zuerst über sein Vorhaben, und gab mir später in weiteren Briefen Nachricht über den Fortgang der Unternehmung. Gneisenaus Ansicht war, daß Bülow, wenn der Kronprinz sich den Offensivoperationen widersetzen würde, sich von der Nordarmee trennen und dagegen mit der schlesischen vereint über die Elbe gehen solle. Da dies indes ein in jeder Beziehung unangenehmes Verfahren gegen den Kronprinzen gewesen wäre, so verschwendete Blücher eine Masse schmeichelhafter Briefe an den Kronprinzen und erhielt dadurch das Versprechen, daß, wenn die schlesische Armee über die Elbe gegangen sein würde, die Nordarmee ihr ungesäumt zur Unterstützung folgen solle; vielleicht schmeichelte man sich in dem Hauptquartier zu Zerbst, daß nach der befohlenen Zerstörung der Brücke bei Elster ein Uebergang über die Elbe nicht so leicht auszuführen sein würde. Die Brücke bei Elster war aller-

dings dem erhaltenen Befehl gemäß zerstört und die Schiffe, welche dazu gebraucht waren, versenkt, jedoch alle in der Elster so verwahrt, daß man sie mit leichter Mühe wieder flott machen konnte. Blücher hatte sich unter der Zeit über Herzberg und Jessen dem zum Brückenschlagen ausgewählten Punkte Elster genähert, und am 3. Oktober fand, nachdem aus jenen Fahrzeugen eine Brücke und aus russischen Pontons, die die schlesische Armee bei sich hatte, eine zweite Brücke geschlagen war, der Uebergang von Blücher auf das linke Elbufer statt. Die Franzosen, durch den Anmarsch der schlesischen Armee beunruhigt, hatten mit der Division Bertrand schon einige Tage vorher das Dorf Wartenburg, welches dem Punkte Elster gegenüber liegt, besetzt, und es hatten zwischen unserem Posten in Elster und den Franzosen bereits einige Plänkeleien stattgefunden.

Die Feinde setzten dem Brückenschlagen, sobald sie Ernst sahen, nur einen geringen Widerstand entgegen und beschränkten sich auf die Behauptung von Wartenburg, welches allerdings, so lange es im Besitz der Franzosen blieb, das weitere Vordringen über die Brücken gehemmt hätte. Blücher ließ daher auch, sobald das Korps des Generals York über die Elbe war, Wartenburg ungesäumt angreifen. Es war am frühen Morgen, und als die preußischen Truppen sich zum Angriff formierten, rauchten alle Schornsteine im Dorfe, da ritt Blücher vor die Front und sprach mit seiner hellen, wohlklingenden Stimme zu den Soldaten: „Jungens! Seht, da backen sich die verfluchten Franzosen Weißbrot zum Frühstück, das wollen wir ihnen wegnehmen, weil es noch warm ist, Marsch!“

Durch den Uebergang von Blücher über die Elbe schienen endlich die Bedenken des Kronprinzen gehoben,

und er setzte die Nordarmee am 4. Oktober auch in Bewegung, das Hauptquartier nebst dem schwedischen Korps kam nach Dessau, Wintzingerode nach Aken, Tauenzien nach Koswig, Hirschfeld und Bülow nach Roßlau. Von dem Korps des Generals Bülow mußte die Division des Generals Thümen zur Einschließung von Wittenberg zurückbleiben.

Den 5. Oktober rückte Bülow mit dem ihm übrig gebliebenen Teil seines Armeekorps über die Elbe nach Hinsdorf und Meilendorf. Bei dem Durchmarsch durch Dessau gab es wieder einen neuen Aerger für den Kronprinzen. Bülow that sehr wenig für seine Toilette, im grellen Gegensatz zu dem Kronprinzen, der diesem Gegenstande alle mögliche Sorgfalt widmete. Wir hatten keine Ahnung, daß der Kronprinz, der im ganzen Laufe des Feldzuges sich kein einzigesmal um die Truppen bekümmert oder sich ihnen auch nur gezeigt hatte, hier eine Ausnahme machen würde, und so ritt Bülow in seinem Dienstüberrock und einer etwas schadhaften Feldmütze auf einem kleinen polnischen Pferde an der Spitze seiner Truppen, als wir auf einmal die Nachricht bekamen, daß der Kronprinz wenige Schritte von uns in den Straßen von Dessau halte, um das Korps in Parade vorbeimarschieren zu lassen. Da war bei dem besten Willen nichts mehr zu ändern möglich, Bülow zog seinen Degen und führte, so wie er war, mit allen möglichen Kriegsehren seine Scharen dem Feldherrn vorüber. Das war aber dem Kronprinzen ein Stich durchs Herz, er sah dies als eine persönliche Verletzung der ihm gebührenden Ehrfurcht an, anstatt dies aber direkt auszusprechen, rief er mich zu sich und mischte nun mit allen Umstehenden hörbarer Stimme zu den Vorwürfen über diesen Kleiderverstoß die alte Litanei aller

von Bülow wirklich oder auch nur angeblich gegen ihn begangenen Sünden. Ich war dabei, wie man sich denken kann, in einer höchst peinlichen Lage, als er aber aufs neue auf den Toilettenfehler zurückkam, antwortete ich ein wenig barsch, daß dies bei uns die Dienstordnung seit Friedrich dem Großen sei, worauf ich entlassen wurde; doch war ein Teil meiner Antwort eigentlich eine Lüge, denn der preußische Offizier dankt nur unserem gegenwärtigen Monarchen den erwähnten für den Krieg zweckmäßigen Anzug.

Tauenzien war an dem obigen Tage über die Elbe nach Pöllnitz bei Dessau dirigiert, und die Feinde hatten sich, ohne stand zu halten, in der Richtung auf Leipzig zurückgezogen. Bülow erhielt den 6. Oktober in der oben erwähnten Stellung Ruhetag. Wintzingerode war an diesem Tage bei Aken über die Elbe gegangen und hatte Woronzow an die Saale gegen Halle detachiert.

Die schlesische Armee war in dieser Zeit über Kemberg gegen Düben gerückt, wo Blücher am 5. sein Hauptquartier nahm, seine Vorposten dehnten sich gegen Torgau und Eilenburg aus. Gleich nach dem Elbübergang hatte man auf Betrieb von Gneisenau ein befestigtes Lager bei Wartenburg zu bauen angefangen, mit dessen Anfertigung der General v. Rauch (jetziger Kriegsminister) und ein aus der ganzen Armee gezogenes Kommando von Arbeitern beauftragt war. Die Oertlichkeit von Wartenburg, wo die Elbe einen großen, einwärts gehenden Bogen bildet, dessen Sehne nur befestigt zu werden brauchte, eignete sich wohl zu einem befestigten Lager, doch würde in den damaligen Verhältnissen der feindliche Besitz von Torgau und Wittenberg für die Besatzung dieses Lagers manche

Schwierigkeiten herbeigeführt haben. Da man von den in der Richtung von Delitzsch und Landsberg vorgeschickten Streifparteien der Nordarmee übereinstimmende Nachrichten über das Zurückweichen und die geringe Anzahl der Feinde in jenen Gegenden erhielt, so mußte Bülow am 7. nach Jeßnitz, seine Vorhut nach Bitterfeld rücken. Stedingk mit dem schwedischen Korps und Wintzingerode marschierten nach Radegast, Woronzow nach Wettin. Der Kronprinz hatte an diesem Tage mit Blücher eine Unterredung in Mühlbeck bei Bitterfeld, und da man zu dieser Zeit noch keine Nachricht von dem Abmarsche Napoleons aus Dresden hatte, so wurde in jener Konferenz beschlossen, daß beide Armeen konzentriert in zwei Märschen auf Leipzig marschieren und den bis dahin zurückgedrängten Feind angreifen sollten. Allein, kaum daß beide Feldherren auseinandergegangen waren, so bekamen die Sachen durch den Anmarsch von Napoleon über Meißen und Wurzen eine veränderte Gestalt.

Der erste Plan von Blücher, in das Lager von Wartenburg mit der schlesischen Armee zu gehen, dort eine Defensivschlacht anzunehmen, während die Nordarmee in die Flanken Napoleons fallen sollte, ward glücklicherweise aufgegeben, denn die Befestigungen waren nicht vollendet, und an einer kühnen Offensive des Kronprinzen, wenn er sich allein überlassen blieb, konnte man aus vielen Gründen zweifeln. Dagegen tauchten noch zwei andere Pläne auf: der erste, auf den der Kronprinz besonders drang, war, daß beide Armeen, angeblich zum Schutz von Berlin, aufs eiligste über die Elbe zurückgehen sollten; der zweite, der Blücher der beste schien, setzte fest, daß beide Armeen beim Andrängen Napoleons auf das linke Saaleufer übergehen und so dem Feind bis zur Annäherung der großen

Armee aus Böhmen ausweichen sollten. Nach vielem Hin- und Herreden hatte der Kronprinz endlich diesem auch seine Zustimmung gegeben. Infolge des angenommenen Marsches nach der Saale rückte Bülow den 10. nach Zörbig, den 11. über Wettin nach Rothenburg. Wintzingerode ging bei Wettin über die Saale, und die Schweden bei Alsleben. Der Kronprinz hatte dem General Blücher bestimmt versprochen, für seine Armee durch Pontons eine besondere Brücke bei Wettin schlagen zu lassen, als aber die Spitze der schlesischen Armee dort ankam, war auch nicht das geringste zu diesem Zweck geschehen, sondern, noch unbegreiflicher, selbst die Pontons dorthin nicht dirigiert. Blücher war indes nicht der Mann, der bei so etwas unschlüssig blieb, er ließ die Teten seiner Kolonnen links schwenken und marschierte am rechten Saaleufer nach Halle. Dieser Marsch, sowohl der schwedischen als der schlesischen Armee, war vom Feinde gar nicht beunruhigt, dagegen erfuhr man am Morgen die feindlichen Angriffe auf Dessau und das Zurücktreiben unseres Blockadekorps bei Wittenberg. Man hegte damals bei uns die Meinung, daß Napoleon allenfalls auf dem rechten Elbufer einen Marsch nach Magdeburg versuchen und sich dort, wie früher bei Dresden, etablieren könne; diese Ansicht war sehr verbreitet, obgleich bei ruhigem Durchdenken man noch bezweifeln konnte, daß Napoleon in der Art seine Kommunikation mit Frankreich bloßgeben würde. Tauenzien nahm dagegen jene Demonstration aufs rechte Elbufer (daß sie nicht mehr war, zeigte sich bald) noch ernstlicher, er glaubte, es wäre dies eine beabsichtigte Expedition nach Berlin. Gegen alle Vorstellungen seiner Umgebung ließ er einen ungewöhnlich forcierten Marsch bis Berlin machen und setzte diesen mit derselben Eile noch

fort, als seine Nachhut nicht mehr vom Feinde verfolgt wurde; das heißt auf jeden Fall die Vorsicht zu weit treiben. Wie dieser übereilte Marsch damals angesehen wurde, wird die folgende Anekdote am besten bezeichnen.

Tauenzien kam mit den aufs äußerste ermüdeten Truppen am Morgen vor Berlin an und ließ sie in die Stadt einrücken, da rief der Chef seines Generalstabes, der Oberst Rothenburg ganz laut, der Bediente möge ihm den Mantel geben, und als der General ganz verwundert sagte: „Bei diesem schönen Wetter?" erwiderte der Oberst ganz trocken: „Ja, ich habe einen neuen Rock an, und es könnte doch kommen, daß die Straßenjungen nach uns werfen."

Bei dem ersten Hervorbrechen der Feinde aus Wittenberg hatten sie sich auch auf dem rechten Elbufer gegenüber Aken gezeigt, und dies veranlaßte den General Hirschfeld, die dortige Brücke abbrechen zu lassen; dies war vielleicht etwas zu schnell, allein ich halte es doch für ein großes Glück, denn wäre die Brücke stehen geblieben, so würde der nun gleich zu schildernde Kriegsrat in Köthen wahrscheinlich ein übles Resultat erhalten haben.

Sobald der Kronprinz die Vorgänge bei Wittenberg, Dessau und Aken erfuhr, vergaß er alle mit Blücher genommenen Verabredungen und hatte nur den einen Gedanken, wie er auf eine gute Art über die Elbe kommen könne. Den 13. brach die gesamte Nordarmee von der Saale nach Köthen auf, und das Korps des Generals Bülow wurde in und um diese Stadt verteilt. Es gingen hier noch mehrere beunruhigende Berichte von Hirschfeld aus Aken ein, und der Prinz von Hessen-Homburg mußte aufs eiligste mit seiner Division dorthin aufbrechen, die abgebrochene Brücke sollte aufs schleunigste wieder hergestellt werden.

So sehr der Kronprinz auch wünschte über die Elbe zu gehen, so suchte er doch diesen Entschluß als eine allgemein gefühlte Notwendigkeit darzustellen, und veranstaltete deshalb den 14. vormittags auf dem Schlosse zu Köthen einen Kriegsrat, der aus folgenden Personen bestand: die im Hauptquartier angestellten Gesandten, nämlich die Generale Pozzo di Borgo, Krusemarck und Stuart, von schwedischer Seite der Feldmarschall Stedingk und die Generale Adlerkreutz und Tawast, von russischer Seite General Wintzingerode und der Chef seines Stabes, General Renne, und von den Preußen General Bülow und ich. Der Kronprinz eröffnete den Kriegsrat, indem er das Gefährliche unserer augenblicklichen Lage, die Notwendigkeit, Berlin zu decken, sehr ausführlich schilderte und daraus die Notwendigkeit, so eilig als möglich über die Elbe zu gehen, ableitete. Bülow trat sehr entschieden dagegen auf, er zeigte, daß, wenn der Feind wirklich mit Uebermacht auf dem rechten Elbufer stehen sollte, ein versuchter Elbübergang bei der einmal abgebrochenen Brücke nur mit großen Schwierigkeiten durchzuführen sei und doch kein Resultat haben würde, als die Streitkräfte zu zersplittern, und daß es daher, da die französische Hauptmacht bei Leipzig sei, notwendig wäre, dorthin zu gehen und in Vereinigung aller Armeen eine Hauptschlacht zu liefern. Diese Ansicht erhielt die allgemeine Zustimmung, und niemand unterstützte den Vorschlag des Kronprinzen. Dieser wollte sein Spiel aber doch nicht aufgeben und fing seine Rede mit lauter sentimentalen Gründen an. „Also sollen wir," sprach er, „alles, was dem Menschen heilig und teuer ist, aufgeben, die Verbindung mit dem Vaterlande, unseren Frauen und Kindern?" und seine Sprache ward, so unglaublich es scheinen mag, bis zum weiner-

lichen Ausdruck gesteigert, indem er unaufhörlich in dem Fluß seiner Rede auf jene oben angeführten Phrasen zurückkehrte, so daß endlich der alte Stedingk, um dieser Scene ein Ende zu machen, halb unwillig ausrief: „Man muß bei solchen Gelegenheiten doch auch etwas für die Ehre thun!" Dies war nun, da es aus dem Munde eines Schweden kam, dem Kronprinzen doppelt unangenehm, er unterbrach seinen Vortrag, zog sich zu einer besonderen Besprechung mit Adlerkreutz und Tawast in die Ecke des Saales zurück und sendete endlich den letzteren an Stedingk, um ihn wegen des Sinnes seiner Worte zu befragen; der Feldmarschall, der ein gewandter Mann war, gab eine einlenkende Erklärung, und nachdem der Kronprinz erzählt hatte, was er alles für Schweden gethan habe, fand eine Versöhnungsscene statt. Der eigentliche Kriegsrat war durch dieses Hin- und Herreden bereits aufgelöst, sollte nun aber noch durch eine komische Scene geschlossen werden. Der englische General Stuart, der oft an unbegreiflichen Sonderbarkeiten litt, setzte, vermutlich aus Zerstreuung, seinen englischen Montierungshut auf den Kopf und fing im ziemlich geräumigen Saale an, für sich allein, als wäre es auf der Straße, spazieren zu gehen. Natürlich verletzte dies den Kronprinzen, und Tawast mußte wieder eine Sendung an den zerstreuten Engländer übernehmen, worauf Stuart sich ganz verwundert umsah und langsam den Hut vom Kopfe nahm, der Kronprinz aber, der seinen Kriegsrat herzlich satt haben mochte, uns schnell entließ.

Der Kronprinz hatte Blücher aufgefordert, mit ihm über die Elbe zu gehen, dieser aber hatte es abgeschlagen und war ruhig bei Halle geblieben. Ebenso hatte der Kronprinz dem General Rauch, der mit einem Pontontrain und Arbeiterbataillonen von Wartenburg in Köthen ange-

kommen war, befohlen, bei Aken eine Brücke zu schlagen. Dieser war dagegen, als ein Teil der schlesischen Armee nach Halle beordert, so daß der Kronprinz, wo er sich auch hinwenden mochte, keine Unterstützung zur Erfüllung seines Lieblingswunsches, über die Elbe zurückzugehen, fand. Nun ward er wieder besorgt, isoliert bei Köthen zu bleiben, und so entschloß er sich den 15. zur Wiedervereinigung mit Blücher; im Anfang sollte die Nordarmee vereinigt auf Halle marschieren, da aber späterhin bestimmte Nachrichten über das fortdauernde Zurückgehen der Franzosen und über das Anrücken der großen Armee unter Schwarzenberg eintrafen, so wurde der Marsch nach Halle in der Art abgeändert, daß die Schweden zwischen Wettin und dem Petersberg, Bülow am Petersberge und Wintzingerode bei Zörbig sich aufstellten, das Hauptquartier des Kronprinzen nach Sylitz kam. Den folgenden Tag wurde die Bewegung der Armee fortgesetzt, und Bülow bekam die Bestimmung, nach Landsberg zu marschieren.

Die Schlacht bei Leipzig.

An dem Tage dieses Marsches fiel das blutige und für das Korps des Generals York so ehrenvolle Treffen bei Möckern bei der schlesischen Armee vor. Der Kronprinz hätte, wenn er nicht so unbegreiflich zauberte, sehr wohl dies Gefecht nicht allein unterstützen, sondern durch sein bloßes Erscheinen auf der rechten Flanke und selbst im Rücken des Feindes zu einer schnellen Beendigung bringen, den Verlust mehrerer Tausend tapferer Preußen vermeiden können. Allein nur dem General Wintzingerode war es möglich gewesen, auf sein Ansuchen mit seiner Kavallerie,

jedoch erst, nachdem das Gefecht beinahe beendigt war, bei Möckern zu erscheinen.

Den 17. Oktober wurde Bülow von Landsberg nach Podelwitz dirigiert, während der übrige Teil der Nordarmee nach Radefeld und Breitenfeld rückte. Der letzte Name mußte bei jedem Schweden ehrenvolle Erinnerung wecken, aber zugleich, wenn er den Gang des gegenwärtigen Feldzuges mit dem früheren verglich, ihm auch sagen, daß er diesmal keinen Gustav Adolf an seiner Spitze hatte. Der Kronprinz hatte wiederholt den General Blücher zu einer Konferenz aufgefordert, die auch an diesem Tage, wenn ich nicht irre, bei Milkau stattfand, und bei der er eine Reihe ganz sonderbarer Anträge entwickelte. Zuerst verlangte er, mit der Nordarmee den rechten Flügel, den er wenige Tage vorher an die schlesische Armee freiwillig abgetreten hatte, wiederum einzunehmen. Dieser wechselseitige Tausch in den Stellungen hätte einen Tag Zeit zur Ausführung erfordert, und es konnte dahin kommen, daß dadurch beide Armeen verhindert wurden, am 18. an der Schlacht teilzunehmen, vielleicht war dies auch der geheime Grund des Antrages, und Blücher erwarb sich ein neues Verdienst um den Gang des Feldzuges, daß er jenes Beginnen sehr ernst abschlug. Nun versuchte es der Feldherr der Nordarmee auf eine andere Manier, indem er erklärte, daß er an der morgigen Schlacht unter keiner andern Bedingung teilnehmen und über die Parthe gehen könne, als wenn ihm Blücher für den Schlachttag 30000 Mann zur Verstärkung der Nordarmee abtrete. Ein solches Ansuchen, wo zwei und mehrere Armeen zu einem gemeinschaftlichen Zweck wirken sollen und sich, da keine bedeutenden Naturhindernisse sie von einander trennen, jeden Augenblick unterstützen können, hat an und für sich keinen mili-

tärischen Grund, aber in einem noch sonderbareren Lichte erscheint jener Antrag, wenn man bedenkt, daß die Nordarmee bedeutend stärker als die schlesische war. Blücher durchschaute mit dem ihm eigentümlichen Scharfblick sehr bald den Zweck dieses neu hingeworfenen Hemmschuhes und erwiderte daher: er wäre bereit, morgen das Korps des Generals Langeron zur Disposition Sr. Königlichen Hoheit zu stellen, und als dies nun wohlgefällig angenommen wurde, setzte Blücher recht boshaft hinzu: „Ich werde es mir zur Ehre rechnen, das Korps von Langeron Ew. Königlichen Hoheit selbst zuzuführen.“ Dadurch wurde nicht allein die geheime Absicht des Kronprinzen zu Wasser, sondern Blücher ward auch ein wohlthätiger Stachel für die ganze Nordarmee, denn daß sich Blücher im Gefecht nicht würde durch den Kronprinzen zügeln lassen, hat der letzte wohl selbst gefühlt.

Endlich nahten jene von uns allen, besonders den Preußen, so sehnlich gewünschten Schlachttage, an denen die Heere von beinahe ganz Europa gegeneinander kämpfen und das nach dem Feldzuge des Jahres 1812 von Napoleon sehr schnell wieder formierte Heer in offener Feldschlacht besiegt werden sollte. Es ist nicht meine Absicht, ein zusammenhängendes Gemälde dieser denkwürdigen Tage zu entwerfen. Ich werde mich nur darauf beschränken, das, was mir von jenen Tagen im Gedächtnis geblieben ist, zu dem allgemein bekannten Verlauf der Schlacht hinzuzufügen.

Das Vorrücken der Nordarmee war den 18. in der Art angeordnet, daß Bülow bei Taucha über die Parthe gehen, Wintzingerode dies bei Grasdorf und Stedingk bei Plaußig thun sollte. Der Kronprinz verlangte, daß das

Langeronsche Korps erst zu ihm nach Breitenfeld kommen sollte, Blücher aber antwortete, das wäre ein Umweg und er würde das Korps zur bestimmten Stunde bei Mockau durch die Parthe führen. Die Nordarmee trat nach der Sitte des Kronprinzen bei ziemlich vorgerücktem Tage ihren Marsch an, so daß Bülow erst gegen Mittag bei Taucha anlangen konnte. Der Ort war nicht mehr vom Feinde besetzt, dagegen aber auf eine unbegreifliche Weise von Fahrzeugen der verschiedenen Armeen so verfahren, daß wir Gewalt anwenden mußten, um uns notdürftig einen Gang durch die Straßen freizumachen. Dies verzögerte das Korps außerordentlich, und da währenddessen eine heftige Kanonade von dem lebhaften Gange der Schlacht Kunde gab, so ward Bülow ungeduldig und ging mit der zuerst formierten Division des Prinzen von Hessen-Homburg allein vor, dem die beiden anderen Divisionen von Kraft und Borstell erst nach einiger Zeit folgen konnten. An der Spitze der Division von Hessen-Homburg marschierte das 4. Reserveregiment, welches der Major v. Polczinsky, ein höchst mutiger Mann, führte. Der Feind hatte das Dorf Paunsdorf besetzt, Bülow ließ es sogleich durch das 4. Reserveregiment angreifen, und das Dorf ward nach tapferer Gegenwehr von uns erobert. Nun aber ließ sich Polczinsky von seinem Mut fortreißen und folgte dem fliehenden Feinde bis nach den Dörfern Stünz und Sellerhausen, wo er aber auf überlegene Streitkräfte stieß und zurückweichen mußte. Da auf diesem Punkte die Division von Hessen-Homburg sich noch allein auf dem Schlachtfelde befand, so geriet dadurch, indem der Feind auch nicht weiter verfolgte, das Gefecht ins Stocken, und Bülow ließ die Division eine Stellung vor dem eroberten Paunsdorf nehmen. Uns zunächst links stand der Hetmann Pla-

tow mit einer bedeutenden Anzahl Kosaken. Späterhin ward sein Platz durch die von dem General Bennigsen herbeigeführte sogenannte polnische Armee ausgefüllt, und die dazu gehörige österreichische Division unter dem Befehl des Generals Bubna stieß an den linken Flügel des 3. Armeekorps. Sowie die Divisionen Kraft und Borstell anrückten, verlängerten sie den rechten Flügel der Division von Hessen-Homburg, denen sich, aber wenigstens 1½ Stunden später, die beiden anderen Korps der Nordarmee, jedoch in weiterem Abstande von der feindlichen Schlachtlinie, anschlossen. Der Feind hielt die Dörfer Stüntz und Sellerhausen besetzt, und auf den dahinter liegenden Höhen erblickte man zwei, dem Anschein nach ziemlich starke feindliche Linien. Indessen waren doch die feindlichen Reihen nicht bloß durch Kugeln oder Hunger, sondern auch auf andere Art bedeutend gelichtet, so kam z. B., wie wir durch Taucha durchgingen, ein Teil des sächsischen Korps uns bereits entgegen, und schloß sich sogleich an uns zum Kampfe gegen den Feind Deutschlands an.

Sobald die sämtlichen Korps der Nordarmee in die Schlachtlinie gerückt waren, entspann sich, wie dies bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich der Fall ist, von beiden Seiten eine ziemlich lebhafte Kanonade, in der zuletzt unsere gesamte Artillerie beschäftigt wurde; aber zur Entscheidung der Schlacht wirkte jene Kanonade wenig oder gar nichts, sie gehörte zu dem an solchen Tagen üblichen Ceremoniell. Etwa eine Stunde später brachen die Franzosen aus den von ihnen besetzten sogenannten Krauthäusern mit einer zwei bis drei Bataillone starken Kolonne vor; sie schien sich gegen das etwas zurückstehende schwedische Armeekorps zu richten. Bei diesem war die englische Raketenbatterie unter dem Kapitän Boyd; dieser tapfere

Soldat fuhr sogleich mit seiner Batterie der feindlichen Kolonne unerschrocken und so nahe entgegen, daß, ehe er noch sein Feuer anfangen konnte, ein feindlicher Tirailleurschuß ihn tötete, aber seine Untergebenen ließen sich durch diesen Verlust nicht erschüttern, und die Raketen äußerten in der Nähe, in der sie angezündet wurden, eine ganz ungewöhnliche Wirkung. Die französische Kolonne, die bis dahin, wenn auch zuletzt mit etwas verkürztem Schritt, in sehr guter Ordnung vorgedrungen war, wurde, wie man einen Ameisenhaufen durch einen Schlag auseinandersprengt, gänzlich aufgelöst und lief ohne alle Ordnung, was ein jeder nur laufen konnte, unter unserem beinahe allgemeinen Gelächter, nach den Krauthäusern zurück.

Als wir am andern Tage über die Gegend marschierten, auf der die französische Kolonne vorgedrungen war, konnte man sich von der bedeutenden Wirkung der Raketen überzeugen: nicht allein daß eine ansehnliche Menge Toter da lag, sondern auch mehrere von ihnen waren auf eine ungewöhnliche Weise im Gesicht und an ihren Kleidungsstücken ganz verbrannt, so daß man es sich wohl erklären konnte, wie durch diese ungewöhnliche Wirkung die Fassung des Feindes erschüttert werden mußte.

Wenige Zeit nach dieser Raketenepisode erhielt der General Bülow den Befehl, die vom Feinde noch besetzten Dörfer Stüntz und Sellerhausen anzugreifen, dies wurde sogleich von vier Bataillonen des 3. Armeekorps ausgeführt, und die Dörfer nach einem mäßigen Widerstande erobert und als Vorposten unserer Linie behauptet. Es war bei allen diesen Vorgängen völlig dunkel geworden, Bülow nahm für die Nacht sein Quartier in dem durch die Kanonade größtenteils abgebrannten Dorfe Paunsdorf, ich aber entschloß mich, um die feindliche Stellung möglichst

zu erkennen, nach dem Dorfe Stüntz zu gehen. Unsere Vedetten waren noch vor die Dorfgärten gegen eine Anhöhe geschoben, wo sie sich platt niedergelegt hatten, ich schlich mich ebenso heran und konnte nun die feindliche Stellung in großer Nähe sehr gut übersehen: es brannten eine sehr zahlreiche Menge gut unterhaltener Biwakfeuer, und die Soldaten schienen zwischen ihnen sich den gewöhnlichen Lagerbeschäftigungen hinzugeben, so daß ich mich mit der Ueberzeugung zurückschlich, daß wir am andern Morgen mit dieser Linie noch einen ernsthaften Kampf zu bestehen haben würden. Später fiel mir jedoch ein, daß die große Regelmäßigkeit, mit der die Feuer in beinahe symmetrischer Ordnung angelegt waren, wohl auf eine Kriegslist schließen lassen konnte.

Kaum daß den 19. der Tag zu grauen anfing, erhielten wir die Meldung, daß die feindliche Armee im vollen Rückzuge begriffen sei: dies brachte uns alle auf die Beine und auf die Pferde. Ich eilte, so schnell ich nur konnte, zu unseren Vorposten und sah hier nur noch die Arrieregarde der französischen Armee in ganz guter Ordnung Leipzig zueilen, einzelne österreichische Husaren von der Division Bubna folgten beobachtend den feindlichen Kolonnen. Der Rückzug des französischen Heeres hatte, durch die gegen uns stehenden Biwaks gedeckt, bereits die ganze Nacht gedauert, später erst ward er durch unsere von den Anstrengungen des vorhergegangenen Schlachttages wohl etwas ermüdeten Posten entdeckt. Es war dies in der That ein schöner Anblick, die Macht Napoleons war nun auch sichtbar gebrochen, und das Auge unserer frohen Krieger blickte dankend zu dem Vater der Welten empor.

Sobald Bülow die Gewißheit von dem begonnenen Rückzuge hatte, ließ er sogleich ohne weiteren Befehl sein

Armeekorps antreten, um womöglich die feindliche Arrieregarde noch auf dem freien Felde zu einem Gefecht zu bringen. Allein dies war nicht mehr möglich, die Feinde hatten schon, wie wir uns auf einen kleinen Kanonenschuß näherten, die Umgebungen Leipzigs erreicht, und man sah, wie sie verschiedene Anstalten zur Verteidigung trafen; zu beiden Seiten des Weges waren mehrere Hundert von Munitions- und Trainwagen unbespannt stehen geblieben, so daß man sich an einzelnen Stellen durchdrängen mußte. Unter diesen Verhältnissen konnte man eine schnelle Ueberwältigung des Feindes nur durch einen auf allen gangbaren Punkten unternommenen gemeinschaftlichen Angriff erwarten, und da Bülow in nicht sehr weiter Entfernung den General Bennigsen an der Spitze der ebenfalls vorgerückten polnischen Armee erblickte, so ritt er dorthin, um mit dem russischen General das Weitere zu verabreden. Unter dieser Zeit war der Kronprinz auch angekommen, und da er die Division des Prinzen von Hessen-Homburg an der Spitze des 3. Armeekorps fand, so befahl er diesem, den vor ihm liegenden Eingang der Vorstädte anzugreifen. Der Prinz führte diesen Befehl ohne Zögern mit großer Entschlossenheit aus, allein da er in den ersten Augenblicken ganz isoliert blieb, so kostete dieser Angriff seiner Division wohl an tausend Tote und Verwundete, und er selbst erhielt einen Schuß in die Schulter. Bülow war bei diesem Vorgange sogleich zurückgeeilt und nicht ohne Grund über das einseitige und übereilte jenes einzelnen Angriffs unwillig. Die Feinde hatten zu beiden Seiten der Straße, auf welcher unser Angriff vordrang, die Häuser bis zu den oberen Stockwerken besetzt und schossen von hier, vollständig gedeckt, auf unsere Leute, so daß die Zahl der zurückkommenden Verwundeten sich mit jedem Augenblick mehrte; die

von seiten der polnischen Armee zugesagte Mitwirkung beschränkte sich fürs erste darauf, daß zwei ihrer Batterien gegen einen Kirchhof auffuhren, und die nicht besetzte Mauer sehr lebhaft beschossen. Da dies aber unseren mit dem Feinde handgemein gewordenen Truppen keine direkte Hilfe gewährte, so befahl der General Bülow dem General Borstell, mit seiner Division einen rechts liegenden Schlag anzugreifen und dadurch dem Prinzen von Hessen-Homburg Luft zu machen. Das Gefecht in den Straßen wurde mit ungewöhnlicher Heftigkeit geführt. Der an der Spitze der Division Homburg zuerst mit dem Königsberger Landwehrbataillon eingedrungene Major Friccius (jetzt Generalauditeur der Armee) war in der Hitze des Gefechtes auf einer Seitenstraße vorgedrungen, wurde dabei aus einer andern Seitenstraße durch den Feind abgeschnitten und mußte sich nun förmlich durchschlagen, wobei er beinahe die Hälfte seines Bataillons verlor, doch aber wieder in die rechte Straße und an die Spitze der Kolonne kam. Da das Gefecht länger dauerte und blutiger ward, als es der Kronprinz vielleicht erwartet hatte, so befahl er einem Bataillon der schwedischen Armee, zur Unterstützung in die Vorstadt zu rücken; dieses Bataillon hatte aber zufälligerweise nicht seinen guten Tag, kam in Unordnung und auch bald wieder ins Freie. Glücklicherweise hatte indes der Angriff des Generals Borstell gute Fortschritte gemacht, der Feind, der sich dadurch in seiner linken Flanke bedroht sah, von der Stadt und der Elster abgeschnitten zu werden befürchten mußte, fing an zu wanken, und so gelang es dem Major Friccius, indem er einen Eingang in das Thorschreiberhaus forcierte, sich des Grimmaschen Schlages zu bemächtigen. Friccius war bis zum ausbrechenden Kriege Oberlandesgerichtsrat in Königsberg, der Führer der ersten

Kompagnie dieses Bataillons war der Doktor Motherby, dem hier ein ehrenvoller Tod zu teil ward.

Mit der Eroberung der Vorstadt hörte auf einmal das bis dahin mit so großer Erbitterung geführte Gefecht auf, und die französischen Soldaten, die nicht entkommen waren, ergaben sich ruhig ihrem Schicksale. Die Division Borstell hatte viele Gefangene gemacht, unter ihnen den General Reynier, und auch bei der von Hessen-Homburg hatte man, ohne die, welche verwundet liegen geblieben waren, mehrere Gefangene zusammengebracht; da es nun notwendig wurde, diese schnell unterzubringen, so wurde eine in der Vorstadt befindliche Kirche zu dem ersten Unterkommen derselben bestimmt. Vor der Kirche lag ein französisches Artilleriepferd, welches im Gefecht totgeschossen war, die Gefangenen schrieen nach Brot, und da wir ihnen dieses natürlich nicht gleich schaffen konnten, so fielen sie vor unseren Augen über jenes Pferd her und zerfleischten es, um sich daran ihren Hunger zu stillen. Es ist nicht möglich, die furchtbar elenden Gestalten der französischen Krieger zu schildern; viele, die wir noch auf dem nächsten Marsch aufgriffen, waren durch Hunger ihrer geistigen Kräfte gänzlich beraubt und irrten wahnsinnig auf den Feldern umher. Wenn man derartige Vorgänge mit dem Jubel der Pariser in diesem Augenblick bei dem eingeleiteten Zurückbringen der Asche Napoleons vergleicht, so kann man wenigstens sagen, daß die Franzosen ein leicht vergeßliches Volk sind. Man wird schwer in der Kriegsgeschichte einen Feldherrn auffinden, der so wenig wie Napoleon für seine Krieger sorgte.* Das Leben des Soldaten im Gefecht, wo

* Diese Behauptung wird man nicht allgemein aufrecht halten können; ebensowenig die nachfolgende, daß Napoleon schwelgerisch für sich sorgte.

es sein muß, ohne Bedenken zu opfern, dies ist das große Kriegsgesetz, dem sich der Soldat wie der Anführer mit gleicher Bereitwilligkeit unterwerfen muß, aber nach dem Gefecht für die Erhaltung des Soldaten nach allen Kräften sorgen, dies war und ist die höchste Pflicht des Feldherrn. Nur Napoleon hat sich ihr schamlos entzogen: ob die Soldaten etwas zu leben hatten oder nicht, dies war ihm gleichgültig, während er doch unter den Scenen des größten Elendes seiner Soldaten fortdauernd für seine eigene Ernährung schwelgerisch sorgen ließ.

Sowie die letzten Schüsse verhallt waren, zeigten sich auch die Bewohner an den Fenstern ihrer Häuser, mit jenem wahrhaften Ausdruck der Freude, die aus der deutschen Gesinnung entsprang, die in diesem Augenblick die Sachsen von der Politik ihres Landesfürsten losriß. Frauen und Mädchen winkten uns freundliche Grüße zu, und ohne Worte zu wechseln verstanden sich beide Teile, es war ein herrlicher Augenblick, eine allgemeine Ordensverleihung, an der jeder Krieger teilnahm. Mittlerweile waren die Souveräne von der andern Seite ebenfalls auf der Esplanade angekommen und hielten, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, unter ähnlichen Freudenbezeigungen ihren Einzug in die Stadt.

Der König von Sachsen, bei dessen Wohnung dieser Zug vorbeiging, war vor die Hausthür getreten und wollte den Souveränen wahrscheinlich hier den gegenwärtigen Wechsel seiner Gesinnungen persönlich anzeigen. Der Kaiser Franz schien auch geneigt, an ihn heranzureiten, aber der Kaiser Alexander ritt kalt und entschieden vorbei, und da der König von Preußen dasselbe that, so zog das ganze Gefolge, ohne Sachsens Herrscher zu begrüßen, vorüber, der sich, sichtbar betreten, schnell in das Haus zurückzog.

Auf dem Marktplatz machten die Souveräne Halt, und es entstand hier in den ersten Augenblicken ein Gewirr von Menschen und Pferden, dessen schnelle Entwicklung alle Hofmarschälle und Ceremonienmeister in Verzweiflung gesetzt haben würde. In diesem Chaos wurde ich hart an das Pferd des Königs gedrängt. Da er mich einige Monate nicht gesehen hatte, so fing er ein Gespräch mit mir an, an dem der Kaiser Alexander, der auf der andern Seite des Königs hielt, teilnahm, und welches, ohne alle politische Beziehung, sich um die heutigen glücklichen Ereignisse bewegte. Mittlerweile hatte sich die Sache etwas geordnet und ein freier Kreis gebildet, auf dessen entgegengesetzter Seite der Kronprinz von Schweden hielt. Dieser mochte die eben erzählte Unterredung bemerkt haben, denn auf einmal rief er mit überlauter Stimme: „Colonel Boyen! Colonel Boyen!“ Ich war im Anfange unschlüssig, ob ich auf seinen Ruf die Unterredung mit den beiden Souveränen abbrechen könne, bis der König, der dies merken mochte, mir lächelnd sagte: „Nun, reiten Sie nur zu Ihrem Feldherrn hin.“ So spornte ich mein Pferd an ihn heran, und der Kronprinz sagte mir nun mit einer so stark erhobenen Stimme, daß die Leute in den Häusern es vielleicht hören konnten: „Nehmen Sie die gesamte Kavallerie der Nordarmee und verfolgen Sie den Feind, solange ein Pferd nur Atem hat, ich habe vollständiges Vertrauen in Sie ꝛc.“ Ein solcher Auftrag, im Angesicht einer so bedeutenden Versammlung gegeben, belebt natürlich einen Soldaten, der etwas zu unternehmen wünscht. Ich drehte also, als der Kronprinz geendet hatte, schnell um, sprengte durch den Kreis, ritt diensteifrig ein paar arme Reitknechte über und fing nun an, meinen Operationsplan zu überdenken. Allein hier stieß ich bald auf

Schwierigkeiten, die mich von meiner erträumten Höhe ein wenig herabstießen.

Die Kavallerie war nicht in die Stadt gerückt, und die der verschiedenen Korps der Nordarmee stand wohl zwei Meilen auseinander. Sollte ich nun zu jedem selbst hinreiten, um es in Bewegung zu bringen, so ging eine für die Verfolgung kostbare Zeit verloren, wollte ich aber an jede Kavallerie eine Ordre schicken, so mußte ich dazu einen schriftlichen Befehl des Kronprinzen haben. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als hier eine neue Bestimmung herbeizuführen; ich drehte daher mein Pferd schnell um und begegnete nach wenigen Schritten dem Kronprinzen, der mir schon von weitem ganz freundlich zurief: „Eh bien, Boyen, aujourd'hui on peut se reposer!“ Dies paßte noch weniger zu dem Gedankengange, der mich bestürmte, und ich lenkte daher mein Pferd zu dem General Adlerkreutz, der hinter dem Kronprinzen ritt, um ihm meine Bedenken vorzutragen. Dieser gab mir indes lachend eine meinen Wünschen unangemessene Beruhigung, von dem Verfolgen war nicht mehr die Rede, das ganze mochte von Hause aus nur ein kleines Manöver gewesen sein, denn der Kronprinz hatte gleich hinterher die Souveräne für den Nachmittag zur Besichtigung des schwedischen Armeekorps eingeladen. Selbst aber, wenn es mit diesem Verfolgen auch ernstlich gemeint gewesen wäre, so hätte doch nichts Ernstliches daraus werden können, da bekanntlich der unglückliche französische Korporal die Elsterbrücke gesprengt hatte. Ich ritt nun für meine Person nach der Elster und sah dort die unbeschreiblichen Spuren der Verwirrung, mit der sich die Trümmer der französischen Armee über den Fluß zu retten versucht hatten, alles, was der Mensch nur von seinem Leibe trennen kann, lag

hier zur Erleichterung der Flucht weggeworfen umher, auf keinem andern Schlachtfelde habe ich ein solches Bild gänzlicher Auflösung gesehen.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß wir bei diesem Anblick, der uns die Größe des errungenen Sieges augenscheinlich bekundete, uns hoch erhoben fühlten. Indes die Natur behauptete ihre Rechte, und indem ich mich satt gesehen und gefreut hatte, sagte mir mein Magen immer ungestümer, daß ich seit 36 Stunden nichts Ordentliches gegessen habe. Die Befriedigung dieses natürlichen Bedürfnisses war nicht leicht, denn in den Gasthöfen war entweder schon alles aufgezehrt oder sah man dieselben mit ihrer neuen Einquartierung beschäftigt. Nach vielem vergeblichem Umherziehen gelangte ich endlich in das Gasthaus, in dem der jetzt zum Feldmarschall erhobene alte Blücher sein Quartier genommen hatte; er nahm mich sehr freundlich auf und schien sogleich meinen Zustand zu ahnen, indem er mich an einen mit kalter Küche reichlich besetzten Tisch führte, an dem sein Hauptquartier mit exemplarischem Diensteifer beschäftigt war.

Der General Bülow hatte sein Quartier in dem Dorfe Reudnitz genommen, und ich erhielt von ihm am folgenden Morgen den Auftrag, in Leipzig alles aufzubieten, damit das von ihm befehligte 3. Armeekorps von der Nordarmee getrennt und zu den Operationen gegen Frankreich verwendet würde. Wenn auch die bis auf den höchsten Punkt gesteigerte Spannung des Generals mit dem Kronprinzen und die Sorge, von diesem zu seiner nach Holstein beabsichtigten Expedition verwendet zu werden, einen großen Anteil an dem Wunsche des Generals hatte, so gab es doch auch noch höhere Gründe, die dieses Verlangen unterstützten. Es war dringend notwendig, daß

die in Westfalen belegenen preußischen Provinzen so bald als möglich durch vaterländische Truppen wieder in Besitz genommen wurden, und hierzu war das Bülowsche Korps seiner Stellung nach am gelegensten, dann aber schwebte mir auch die Möglichkeit, von Münster aus die Eroberung von Holland zu versuchen, lebhaft vor; dem Besitz von Holland mußte der von Belgien folgen. Der General hatte diese meine Ansichten bereits genehmigt, und glücklicherweise hatte ich den Tag vorher mit dem vortragenden Adjutanten des Königs, dem General Thile, darüber schon gesprochen. Ich ritt also mit allen diesen strategischen, politischen und persönlichen Gründen zum Staatskanzler, der sehr bald darauf einging und nur den Wunsch hegte, daß ich vor seinem Antrage noch besonders dem König diesen Gegenstand vortragen möge. Hierzu fand sich glücklicherweise eine Gelegenheit: ich hatte einen Tag früher den Auftrag bekommen, die in Leipzig unter dem Grafen Hochberg (jetzigen Markgrafen) zu uns übergegangenen badenschen Truppen zu übernehmen und ihnen Marschrouten nach dem Brandenburgischen anzuweisen. Dies war geschehen, und indem ich Sr. Majestät Bericht davon abstattete, erhielt ich auch die Gelegenheit, die oben erzählte anderweitige Bestimmung des 3. Armeekorps in Antrag zu bringen. Der König ging nicht allein auf alle meine Gründe ein, sondern befahl mir auch, zum Staatskanzler zu gehen und demselben die Ausfertigung aller dazu nöthigen Verhandlungen und Befehle aufzutragen. Der Staatskanzler war eben vom russischen Kaiser zurückgekehrt und erzählte mir hocherfreut, daß Alexander ihm die feierliche Versicherung gegeben habe, daß bei den zu erwartenden Abmachungen ganz Sachsen an Preußen fallen sollte, (ähnlich hatte der Kaiser zu mir bereits in Petersburg

hier zur Erleichterung der Flucht weggeworfen umher, auf keinem andern Schlachtfelde habe ich ein solches Bild gänzlicher Auflösung gesehen.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß wir bei diesem Anblick, der uns die Größe des errungenen Sieges augenscheinlich bekundete, uns hoch erhoben fühlten. Indes die Natur behauptete ihre Rechte, und indem ich mich satt gesehen und gefreut hatte, sagte mir mein Magen immer ungestümer, daß ich seit 36 Stunden nichts Ordentliches gegessen habe. Die Befriedigung dieses natürlichen Bedürfnisses war nicht leicht, denn in den Gasthöfen war entweder schon alles aufgezehrt oder sah man dieselben mit ihrer neuen Einquartierung beschäftigt. Nach vielem vergeblichem Umherziehen gelangte ich endlich in das Gasthaus, in dem der jetzt zum Feldmarschall erhobene alte Blücher sein Quartier genommen hatte; er nahm mich sehr freundlich auf und schien sogleich meinen Zustand zu ahnen, indem er mich an einen mit kalter Küche reichlich besetzten Tisch führte, an dem sein Hauptquartier mit exemplarischem Diensteifer beschäftigt war.

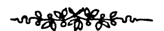
Der General Bülow hatte sein Quartier in dem Dorfe Reudnitz genommen, und ich erhielt von ihm am folgenden Morgen den Auftrag, in Leipzig alles aufzubieten, damit das von ihm befehligte 3. Armeekorps von der Nordarmee getrennt und zu den Operationen gegen Frankreich verwendet würde. Wenn auch die bis auf den höchsten Punkt gesteigerte Spannung des Generals mit dem Kronprinzen und die Sorge, von diesem zu seiner nach Holstein beabsichtigten Expedition verwendet zu werden, einen großen Anteil an dem Wunsche des Generals hatte, so gab es doch auch noch höhere Gründe, die dieses Verlangen unterstützten. Es war dringend notwendig, daß

die in Westfalen belegenen preußischen Provinzen so bald als möglich durch vaterländische Truppen wieder in Besitz genommen wurden, und hierzu war das Bülowsche Korps seiner Stellung nach am gelegensten, dann aber schwebte mir auch die Möglichkeit, von Münster aus die Eroberung von Holland zu versuchen, lebhaft vor; dem Besitz von Holland mußte der von Belgien folgen. Der General hatte diese meine Ansichten bereits genehmigt, und glücklicherweise hatte ich den Tag vorher mit dem vortragenden Adjutanten des Königs, dem General Thile, darüber schon gesprochen. Ich ritt also mit allen diesen strategischen, politischen und persönlichen Gründen zum Staatskanzler, der sehr bald darauf einging und nur den Wunsch hegte, daß ich vor seinem Antrage noch besonders dem König diesen Gegenstand vortragen möge. Hierzu fand sich glücklicherweise eine Gelegenheit: ich hatte einen Tag früher den Auftrag bekommen, die in Leipzig unter dem Grafen Hochberg (jetzigen Markgrafen) zu uns übergegangenen badenschen Truppen zu übernehmen und ihnen Marschrouten nach dem Brandenburgischen anzuweisen. Dies war geschehen, und indem ich Sr. Majestät Bericht davon abstattete, erhielt ich auch die Gelegenheit, die oben erzählte anderweitige Bestimmung des 3. Armeekorps in Antrag zu bringen. Der König ging nicht allein auf alle meine Gründe ein, sondern befahl mir auch, zum Staatskanzler zu gehen und demselben die Ausfertigung aller dazu nötigen Verhandlungen und Befehle aufzutragen. Der Staatskanzler war eben vom russischen Kaiser zurückgekehrt und erzählte mir hocherfreut, daß Alexander ihm die förmliche Versicherung gegeben habe, daß bei den zu erwartenden Abmachungen ganz Sachsen an Preußen fallen solle; (ähnlich hatte der Kaiser zu mir bereits in Petersburg

gesprochen). Ich führe diesen Vorgang deshalb hier an, weil Alexander jenes Versprechen bei den Wiener Verhandlungen gänzlich ableugnete und es nur bedingungsweise gegeben haben wollte.

Am folgenden Tage bekam Bülow den Befehl, zur Besitznahme der ehemaligen preußischen Provinzen in Westfalen abzumarschieren, und wir trennten uns ohne weitere Abschiedskomplimente von unserem bisherigen Feldherren, der mit seinen Schweden, dem Korps von Wallmoden und einigen preußischen Truppenteilen, Lützow und Schill, nun zum Feldzuge gegen die Dänen zog.

[Hier enden die Aufzeichnungen des Verfassers.]



Anhang.

Wir bringen nachstehend das im ersten Bande erwähnte von Boyen gedichtete Preußenlied zum Abdruck. Dasselbe war in der Komposition von Clemens lange ein beliebter Gesang und nach dem Tode Boyens hat E. M. Arndt diesen Wahlspruch seinem Gedächtnisliede zu Grunde gelegt.

Die preußische Losung.

Der Preußen Losung ist die Drei;
Und wie dies recht zu deuten sei,
Will ich hier schlicht erzählen:
Es sind drei Dinge stark und zart,
Entsprossen aus der Landesart,
Die wir zur Losung wählen.

Das Erste ist des Preußen Schwert,
Bereit zum Schirm für Thron und Herd,
Zum Kampf auf Tod und Leben.
Wir müssen mutig weiter gehn,
Noch ist's zu früh zum Stillestehn:
Wir sollen vorwärts streben.

Es werde Licht! sprach unser Gott,
Zu aller Finsterlinge Spott,
Die gern im Dunkeln treiben.
Und Preußens Kön'ge riefen laut:
„Das Licht hat uns den Thron erbaut,
Dies soll zur Losung bleiben!"

Armeekorps antreten, um womöglich die feindliche Arrieregarde noch auf dem freien Felde zu einem Gefecht zu bringen. Allein dies war nicht mehr möglich, die Feinde hatten schon, wie wir uns auf einen kleinen Kanonenschuß näherten, die Umgebungen Leipzigs erreicht, und man sah, wie sie verschiedene Anstalten zur Verteidigung trafen; zu beiden Seiten des Weges waren mehrere Hundert von Munitions- und Trainwagen unbespannt stehen geblieben, so daß man sich an einzelnen Stellen durchdrängen mußte. Unter diesen Verhältnissen konnte man eine schnelle Ueberwältigung des Feindes nur durch einen auf allen gangbaren Punkten unternommenen gemeinschaftlichen Angriff erwarten, und da Bülow in nicht sehr weiter Entfernung den General Bennigsen an der Spitze der ebenfalls vorgerückten polnischen Armee erblickte, so ritt er dorthin, um mit dem russischen General das Weitere zu verabreden. Unter dieser Zeit war der Kronprinz auch angekommen, und da er die Division des Prinzen von Hessen-Homburg an der Spitze des 3. Armeekorps fand, so befahl er diesem, den vor ihm liegenden Eingang der Vorstädte anzugreifen. Der Prinz führte diesen Befehl ohne Zögern mit großer Entschlossenheit aus, allein da er in den ersten Augenblicken ganz isoliert blieb, so kostete dieser Angriff seiner Division wohl an tausend Tote und Verwundete, und er selbst erhielt einen Schuß in die Schulter. Bülow war bei diesem Vorgange sogleich zurückgeeilt und nicht ohne Grund über das einseitige und übereilte jenes einzelnen Angriffs unwillig. Die Feinde hatten zu beiden Seiten der Straße, auf welcher unser Angriff vordrang, die Häuser bis zu den oberen Stockwerken besetzt und schossen von hier, vollständig gedeckt, auf unsere Leute, so daß die Zahl der zurückkommenden Verwundeten sich mit jedem Augenblick mehrte; die

von seiten der polnischen Armee zugesagte Mitwirkung beschränkte sich fürs erste darauf, daß zwei ihrer Batterien gegen einen Kirchhof auffuhren, und die nicht besetzte Mauer sehr lebhaft beschossen. Da dies aber unseren mit dem Feinde handgemein gewordenen Truppen keine direkte Hilfe gewährte, so befahl der General Bülow dem General Borstell, mit seiner Division einen rechts liegenden Schlag anzugreifen und dadurch dem Prinzen von Hessen-Homburg Luft zu machen. Das Gefecht in den Straßen wurde mit ungewöhnlicher Heftigkeit geführt. Der an der Spitze der Division Homburg zuerst mit dem Königsberger Landwehrbataillon eingedrungene Major Friccius (jetzt Generalauditeur der Armee) war in der Hitze des Gefechtes auf einer Seitenstraße vorgedrungen, wurde dabei aus einer andern Seitenstraße durch den Feind abgeschnitten und mußte sich nun förmlich durchschlagen, wobei er beinahe die Hälfte seines Bataillons verlor, doch aber wieder in die rechte Straße und an die Spitze der Kolonne kam. Da das Gefecht länger dauerte und blutiger ward, als es der Kronprinz vielleicht erwartet hatte, so befahl er einem Bataillon der schwedischen Armee, zur Unterstützung in die Vorstadt zu rücken; dieses Bataillon hatte aber zufälligerweise nicht seinen guten Tag, kam in Unordnung und auch bald wieder ins Freie. Glücklicherweise hatte indes der Angriff des Generals Borstell gute Fortschritte gemacht, der Feind, der sich dadurch in seiner linken Flanke bedroht sah, von der Stadt und der Elster abgeschnitten zu werden befürchten mußte, fing an zu wanken, und so gelang es dem Major Friccius, indem er einen Eingang in das Thorschreiberhaus forcierte, sich des Grimmaschen Schlages zu bemächtigen. Friccius war bis zum ausbrechenden Kriege Oberlandesgerichtsrat in Königsberg, der Führer der ersten

Kompagnie dieses Bataillons war der Doktor Motherby, dem hier ein ehrenvoller Tod zu teil ward.

Mit der Eroberung der Vorstadt hörte auf einmal das bis dahin mit so großer Erbitterung geführte Gefecht auf, und die französischen Soldaten, die nicht entkommen waren, ergaben sich ruhig ihrem Schicksale. Die Division Borstell hatte viele Gefangene gemacht, unter ihnen den General Reynier, und auch bei der von Hessen-Homburg hatte man, ohne die, welche verwundet liegen geblieben waren, mehrere Gefangene zusammengebracht; da es nun notwendig wurde, diese schnell unterzubringen, so wurde eine in der Vorstadt befindliche Kirche zu dem ersten Unterkommen derselben bestimmt. Vor der Kirche lag ein französisches Artilleriepferd, welches im Gefecht totgeschossen war, die Gefangenen schrieen nach Brot, und da wir ihnen dieses natürlich nicht gleich schaffen konnten, so fielen sie vor unseren Augen über jenes Pferd her und zerfleischten es, um sich daran ihren Hunger zu stillen. Es ist nicht möglich, die furchtbar elenden Gestalten der französischen Krieger zu schildern; viele, die wir noch auf dem nächsten Marsch aufgriffen, waren durch Hunger ihrer geistigen Kräfte gänzlich beraubt und irrten wahnsinnig auf den Feldern umher. Wenn man derartige Vorgänge mit dem Jubel der Pariser in diesem Augenblick bei dem eingeleiteten Zurückbringen der Asche Napoleons vergleicht, so kann man wenigstens sagen, daß die Franzosen ein leicht vergeßliches Volk sind. Man wird schwer in der Kriegsgeschichte einen Feldherrn auffinden, der so wenig wie Napoleon für seine Krieger sorgte.* Das Leben des Soldaten im Gefecht, wo

* Diese Behauptung wird man nicht allgemein aufrecht halten können; ebensowenig die nachfolgende, daß Napoleon schwelgerisch für sich sorgte.

es sein muß, ohne Bedenken zu opfern, dies ist das große Kriegsgesetz, dem sich der Soldat wie der Anführer mit gleicher Bereitwilligkeit unterwerfen muß, aber nach dem Gefecht für die Erhaltung des Soldaten nach allen Kräften sorgen, dies war und ist die höchste Pflicht des Feldherrn. Nur Napoleon hat sich ihr schamlos entzogen: ob die Soldaten etwas zu leben hatten oder nicht, dies war ihm gleichgültig, während er doch unter den Scenen des größten Elendes seiner Soldaten fortdauernd für seine eigene Ernährung schwelgerisch sorgen ließ.

Sowie die letzten Schüsse verhallt waren, zeigten sich auch die Bewohner an den Fenstern ihrer Häuser, mit jenem wahrhaften Ausdruck der Freude, die aus der deutschen Gesinnung entsprang, die in diesem Augenblick die Sachsen von der Politik ihres Landesfürsten losriß. Frauen und Mädchen winkten uns freundliche Grüße zu, und ohne Worte zu wechseln verstanden sich beide Teile, es war ein herrlicher Augenblick, eine allgemeine Ordensverleihung, an der jeder Krieger teilnahm. Mittlerweile waren die Souveräne von der andern Seite ebenfalls auf der Esplanade angekommen und hielten, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, unter ähnlichen Freudenbezeigungen ihren Einzug in die Stadt.

Der König von Sachsen, bei dessen Wohnung dieser Zug vorbeiging, war vor die Hausthür getreten und wollte den Souveränen wahrscheinlich hier den gegenwärtigen Wechsel seiner Gesinnungen persönlich anzeigen. Der Kaiser Franz schien auch geneigt, an ihn heranzureiten, aber der Kaiser Alexander ritt kalt und entschieden vorbei, und da der König von Preußen dasselbe that, so zog das ganze Gefolge, ohne Sachsens Herrscher zu begrüßen, vorüber, der sich, sichtbar betreten, schnell in das Haus zurückzog.

Auf dem Marktplatz machten die Souveräne Halt, und es entstand hier in den ersten Augenblicken ein Gewirr von Menschen und Pferden, dessen schnelle Entwicklung alle Hofmarschälle und Ceremonienmeister in Verzweiflung gesetzt haben würde. In diesem Chaos wurde ich hart an das Pferd des Königs gedrängt. Da er mich einige Monate nicht gesehen hatte, so fing er ein Gespräch mit mir an, an dem der Kaiser Alexander, der auf der andern Seite des Königs hielt, teilnahm, und welches, ohne alle politische Beziehung, sich um die heutigen glücklichen Ereignisse bewegte. Mittlerweile hatte sich die Sache etwas geordnet und ein freier Kreis gebildet, auf dessen entgegengesetzter Seite der Kronprinz von Schweden hielt. Dieser mochte die eben erzählte Unterredung bemerkt haben, denn auf einmal rief er mit überlauter Stimme: „Colonel Boyen! Colonel Boyen!“ Ich war im Anfange unschlüssig, ob ich auf seinen Ruf die Unterredung mit den beiden Souveränen abbrechen könne, bis der König, der dies merken mochte, mir lächelnd sagte: „Nun, reiten Sie nur zu Ihrem Feldherrn hin.“ So spornte ich mein Pferd an ihn heran, und der Kronprinz sagte mir nun mit einer so stark erhobenen Stimme, daß die Leute in den Häusern es vielleicht hören konnten: „Nehmen Sie die gesamte Kavallerie der Nordarmee und verfolgen Sie den Feind, solange ein Pferd nur Atem hat, ich habe vollständiges Vertrauen in Sie ꝛc.“ Ein solcher Auftrag, im Angesicht einer so bedeutenden Versammlung gegeben, belebt natürlich einen Soldaten, der etwas zu unternehmen wünscht. Ich drehte also, als der Kronprinz geendet hatte, schnell um, sprengte durch den Kreis, ritt diensteifrig ein paar arme Reitknechte über und fing nun an, meinen Operationsplan zu überdenken. Allein hier stieß ich bald auf

Schwierigkeiten, die mich von meiner erträumten Höhe ein wenig herabstießen.

Die Kavallerie war nicht in die Stadt gerückt, und die der verschiedenen Korps der Nordarmee stand wohl zwei Meilen auseinander. Sollte ich nun zu jedem selbst hinreiten, um es in Bewegung zu bringen, so ging eine für die Verfolgung kostbare Zeit verloren, wollte ich aber an jede Kavallerie eine Ordre schicken, so mußte ich dazu einen schriftlichen Befehl des Kronprinzen haben. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als hier eine neue Bestimmung herbeizuführen; ich drehte daher mein Pferd schnell um und begegnete nach wenigen Schritten dem Kronprinzen, der mir schon von weitem ganz freundlich zurief: „Eh bien, Boyen, aujourd'hui on peut se reposer!“ Dies paßte noch weniger zu dem Gedankengange, der mich bestürmte, und ich lenkte daher mein Pferd zu dem General Adlerkreutz, der hinter dem Kronprinzen ritt, um ihm meine Bedenken vorzutragen. Dieser gab mir indes lachend eine meinen Wünschen unangemessene Beruhigung, von dem Verfolgen war nicht mehr die Rede, das ganze mochte von Hause aus nur ein kleines Manöver gewesen sein, denn der Kronprinz hatte gleich hinterher die Souveräne für den Nachmittag zur Besichtigung des schwedischen Armeekorps eingeladen. Selbst aber, wenn es mit diesem Verfolgen auch ernstlich gemeint gewesen wäre, so hätte doch nichts Ernstliches daraus werden können, da bekanntlich der unglückliche französische Korporal die Elsterbrücke gesprengt hatte. Ich ritt nun für meine Person nach der Elster und sah dort die unbeschreiblichen Spuren der Verwirrung, mit der sich die Trümmer der französischen Armee über den Fluß zu retten versucht hatten, alles, was der Mensch nur von seinem Leibe trennen kann, lag

hier zur Erleichterung der Flucht weggeworfen umher, auf keinem andern Schlachtfelde habe ich ein solches Bild gänzlicher Auflösung gesehen.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß wir bei diesem Anblick, der uns die Größe des errungenen Sieges augenscheinlich bekundete, uns hoch erhoben fühlten. Indes die Natur behauptete ihre Rechte, und indem ich mich satt gesehen und gefreut hatte, sagte mir mein Magen immer ungestümer, daß ich seit 36 Stunden nichts Ordentliches gegessen habe. Die Befriedigung dieses natürlichen Bedürfnisses war nicht leicht, denn in den Gasthöfen war entweder schon alles aufgezehrt oder sah man dieselben mit ihrer neuen Einquartierung beschäftigt. Nach vielem vergeblichem Umherziehen gelangte ich endlich in das Gasthaus, in dem der jetzt zum Feldmarschall erhobene alte Blücher sein Quartier genommen hatte; er nahm mich sehr freundlich auf und schien sogleich meinen Zustand zu ahnen, indem er mich an einen mit kalter Küche reichlich besetzten Tisch führte, an dem sein Hauptquartier mit exemplarischem Diensteifer beschäftigt war.

Der General Bülow hatte sein Quartier in dem Dorfe Reudnitz genommen, und ich erhielt von ihm am folgenden Morgen den Auftrag, in Leipzig alles aufzubieten, damit das von ihm befehligte 3. Armeekorps von der Nordarmee getrennt und zu den Operationen gegen Frankreich verwendet würde. Wenn auch die bis auf den höchsten Punkt gesteigerte Spannung des Generals mit dem Kronprinzen und die Sorge, von diesem zu seiner nach Holstein beabsichtigten Expedition verwendet zu werden, einen großen Anteil an dem Wunsche des Generals hatte, so gab es doch auch noch höhere Gründe, die dieses Verlangen unterstützten. Es war dringend notwendig, daß

die in Westfalen belegenen preußischen Provinzen so bald als möglich durch vaterländische Truppen wieder in Besitz genommen wurden, und hierzu war das Bülowsche Korps seiner Stellung nach am gelegensten, dann aber schwebte mir auch die Möglichkeit, von Münster aus die Eroberung von Holland zu versuchen, lebhaft vor; dem Besitz von Holland mußte der von Belgien folgen. Der General hatte diese meine Ansichten bereits genehmigt, und glücklicherweise hatte ich den Tag vorher mit dem vortragenden Adjutanten des Königs, dem General Thile, darüber schon gesprochen. Ich ritt also mit allen diesen strategischen, politischen und persönlichen Gründen zum Staatskanzler, der sehr bald darauf einging und nur den Wunsch hegte, daß ich vor seinem Antrage noch besonders dem König diesen Gegenstand vortragen möge. Hierzu fand sich glücklicherweise eine Gelegenheit: ich hatte einen Tag früher den Auftrag bekommen, die in Leipzig unter dem Grafen Hochberg (jetzigen Markgrafen) zu uns übergegangenen baierischen Truppen zu übernehmen und ihnen Marschrouten nach dem Brandenburgischen anzuweisen. Dies war geschehen, und indem ich Sr. Majestät Bericht davon abstattete, erhielt ich auch die Gelegenheit, die oben erzählte anderweitige Bestimmung des 3. Armeekorps in Antrag zu bringen. Der König ging nicht allein auf alle meine Gründe ein, sondern befahl mir auch, zum Staatskanzler zu gehen und demselben die Ausfertigung aller dazu nöthigen Verhandlungen und Befehle aufzutragen. Der Staatskanzler war eben vom russischen Kaiser zurückgekehrt und erzählte mir hocherfreut, daß Alexander ihm die feierliche Versicherung gegeben habe, daß bei den zu erwartenden Abmachungen ganz Sachsen an Preußen fallen solle, (ähnlich hatte der Kaiser zu mir bereits in [illegible]

hier zur Erleichterung der Flucht weggeworfen umher, auf keinem andern Schlachtfelde habe ich ein solches Bild gänzlicher Auflösung gesehen.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß wir bei diesem Anblick, der uns die Größe des errungenen Sieges augenscheinlich bekundete, uns hoch erhoben fühlten. Indes die Natur behauptete ihre Rechte, und indem ich mich satt gesehen und gefreut hatte, sagte mir mein Magen immer ungestümer, daß ich seit 36 Stunden nichts Ordentliches gegessen habe. Die Befriedigung dieses natürlichen Bedürfnisses war nicht leicht, denn in den Gasthöfen war entweder schon alles aufgezehrt oder sah man dieselben mit ihrer neuen Einquartierung beschäftigt. Nach vielem vergeblichem Umherziehen gelangte ich endlich in das Gasthaus, in dem der jetzt zum Feldmarschall erhobene alte Blücher sein Quartier genommen hatte; er nahm mich sehr freundlich auf und schien sogleich meinen Zustand zu ahnen, indem er mich an einen mit kalter Küche reichlich besetzten Tisch führte, an dem sein Hauptquartier mit exemplarischem Diensteifer beschäftigt war.

Der General Bülow hatte sein Quartier in dem Dorfe Reudnitz genommen, und ich erhielt von ihm am folgenden Morgen den Auftrag, in Leipzig alles aufzubieten, damit das von ihm befehligte 3. Armeekorps von der Nordarmee getrennt und zu den Operationen gegen Frankreich verwendet würde. Wenn auch die bis auf den höchsten Punkt gesteigerte Spannung des Generals mit dem Kronprinzen und die Sorge, von diesem zu seiner nach Holstein beabsichtigten Expedition verwendet zu werden, einen großen Anteil an dem Wunsche des Generals hatte, so gab es doch auch noch höhere Gründe, die dieses Verlangen unterstützten. Es war dringend notwendig, daß

die in Westfalen belegenen preußischen Provinzen so bald als möglich durch vaterländische Truppen wieder in Besitz genommen wurden, und hierzu war das Bülowsche Korps seiner Stellung nach am gelegensten, dann aber schwebte mir auch die Möglichkeit, von Münster aus die Eroberung von Holland zu versuchen, lebhaft vor; dem Besitz von Holland mußte der von Belgien folgen. Der General hatte diese meine Ansichten bereits genehmigt, und glücklicherweise hatte ich den Tag vorher mit dem vortragenden Adjutanten des Königs, dem General Thile, darüber schon gesprochen. Ich ritt also mit allen diesen strategischen, politischen und persönlichen Gründen zum Staatskanzler, der sehr bald darauf einging und nur den Wunsch hegte, daß ich vor seinem Antrage noch besonders dem König diesen Gegenstand vortragen möge. Hierzu fand sich glücklicherweise eine Gelegenheit: ich hatte einen Tag früher den Auftrag bekommen, die in Leipzig unter dem Grafen Hochberg (jetzigen Markgrafen) zu uns übergegangenen badenschen Truppen zu übernehmen und ihnen Marschrouten nach dem Brandenburgischen anzuweisen. Dies war geschehen, und indem ich Sr. Majestät Bericht davon abstattete, erhielt ich auch die Gelegenheit, die oben erzählte anderweitige Bestimmung des 3. Armeekorps in Antrag zu bringen. Der König ging nicht allein auf alle meine Gründe ein, sondern befahl mir auch, zum Staatskanzler zu gehen und demselben die Ausfertigung aller dazu nötigen Verhandlungen und Befehle aufzutragen. Der Staatskanzler war eben vom russischen Kaiser zurückgekehrt und erzählte mir hocherfreut, daß Alexander ihm die förmliche Versicherung gegeben habe, daß bei den zu erwartenden Abmachungen ganz Sachsen an Preußen fallen solle; (ähnlich hatte der Kaiser zu mir bereits in Petersburg

gesprochen). Ich führe diesen Vorgang deshalb hier an, weil Alexander jenes Versprechen bei den Wiener Verhandlungen gänzlich ableugnete und es nur bedingungsweise gegeben haben wollte.

Am folgenden Tage bekam Bülow den Befehl, zur Besitznahme der ehemaligen preußischen Provinzen in Westfalen abzumarschieren, und wir trennten uns ohne weitere Abschiedskomplimente von unserem bisherigen Feldherren, der mit seinen Schweden, dem Korps von Wallmoden und einigen preußischen Truppenteilen, Lützow und Schill, nun zum Feldzuge gegen die Dänen zog.

[Hier enden die Aufzeichnungen des Verfassers.]



Anhang.

Wir bringen nachstehend das im ersten Bande erwähnte von Boyen gedichtete Preußenlied zum Abdruck. Dasselbe war in der Komposition von Clemens lange ein beliebter Gesang und nach dem Tode Boyens hat E. M. Arndt diesen Wahlspruch seinem Gedächtnisliede zu Grunde gelegt.

Die preußische Losung.

Der Preußen Losung ist die Drei;
Und wie dies recht zu deuten sei,
Will ich hier schlicht erzählen:
Es sind drei Dinge stark und zart,
Entsprossen aus der Landesart,
Die wir zur Losung wählen.

Das Erste ist des Preußen Schwert,
Bereit zum Schirm für Thron und Herd,
Zum Kampf auf Tod und Leben.
Wir müssen mutig weiter gehn,
Noch ist's zu früh zum Stillestehn:
Wir sollen vorwärts streben.

Es werde Licht! sprach unser Gott,
Zu aller Finsterlinge Spott,
Die gern im Dunkeln treiben.
Und Preußens Kön'ge riefen laut:
„Das Licht hat uns den Thron erbaut,
Dies soll zur Losung bleiben!"

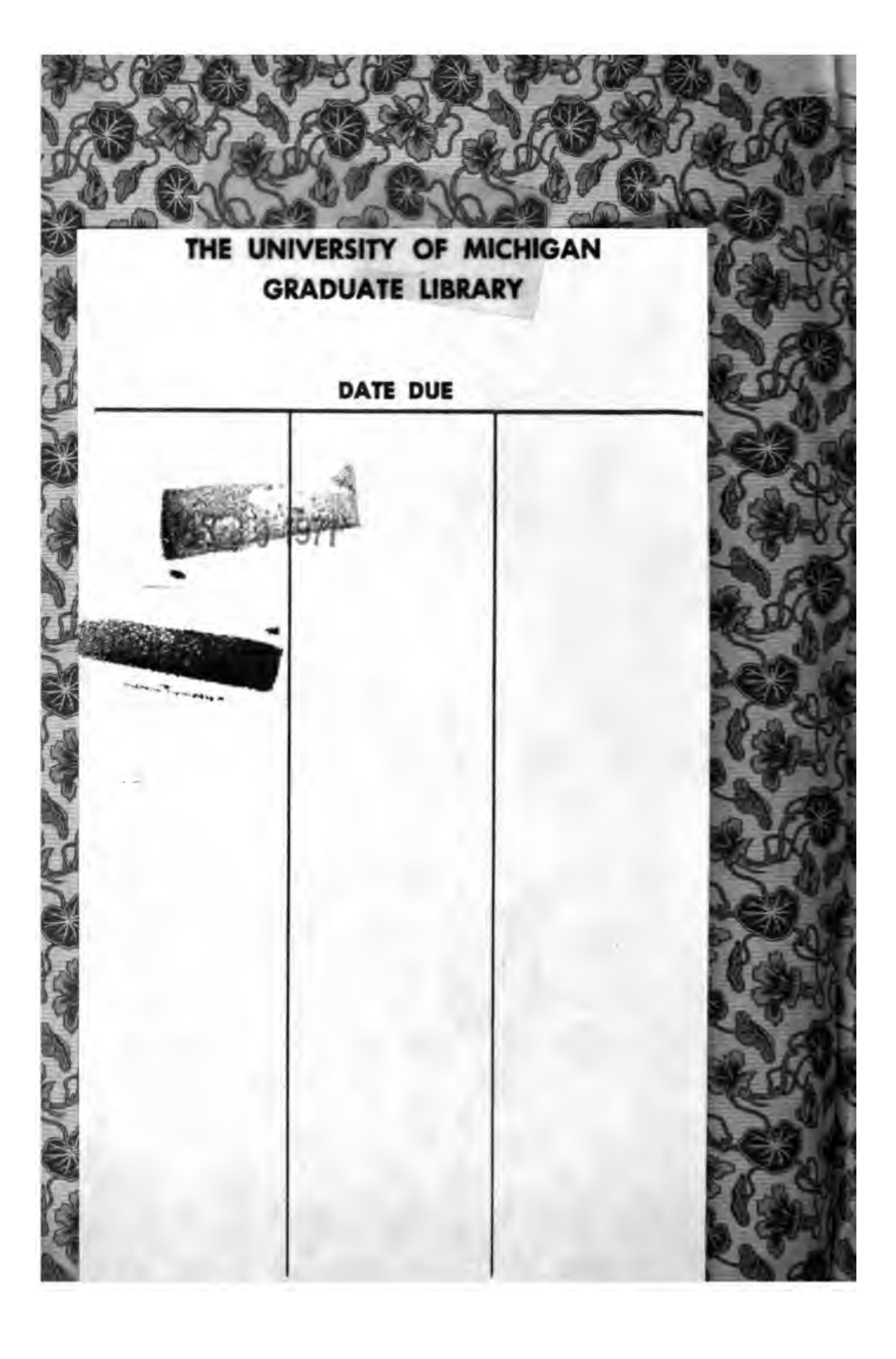
So bildete sich freier Sinn,
Schon bei des Reiches Erstbeginn,
In unsern Landesgauen.
„Erfülle treu die Bürgerpflicht,
Dann kümmert mich dein Glaube nicht",
Sprach Zollern voll Vertrauen.

Mild pflegten sie den Bauernstand,
Und reichten christlich ihm die Hand,
Als mächt'gem Glied im Bunde:
„Der Fürst, so wie der ärmste Knecht
Sind gleich vor Preußens Landesrecht!"
Das kam aus Friedrichs Munde.

Dies Wort war unser Reichspanier,
Der Hohenzollern ew'ge Zier
Auf ihren Herrscherbahnen;
„Vereint die Memel mit dem Rhein,
Begründet fest des Volkes Sein!"
Sei Inschrift unsrer Fahnen.

Schwert, Licht und Recht — das ist die Drei,
Die Losung und das Feldgeschrei
In Glück, wie in Gefahren;
Der Preuße kämpft für Thron und Herd,
Für Licht und Recht mit gutem Schwert,
In treuer Brüder Scharen.




THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY
DATE DUE


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01470 6744

Auf dem Marktplatz machten die Souveräne Halt, und es entstand hier in den ersten Augenblicken ein Gewirr von Menschen und Pferden, dessen schnelle Entwicklung alle Hofmarschälle und Ceremonienmeister in Verzweiflung gesetzt haben würde. In diesem Chaos wurde ich hart an das Pferd des Königs gedrängt. Da er mich einige Monate nicht gesehen hatte, so fing er ein Gespräch mit mir an, an dem der Kaiser Alexander, der auf der andern Seite des Königs hielt, teilnahm, und welches, ohne alle politische Beziehung, sich um die heutigen glücklichen Ereignisse bewegte. Mittlerweile hatte sich die Sache etwas geordnet und ein freier Kreis gebildet, auf dessen entgegengesetzter Seite der Kronprinz von Schweden hielt. Dieser mochte die eben erzählte Unterredung bemerkt haben, denn auf einmal rief er mit überlauter Stimme: „Colonel Boyen! Colonel Boyen!“ Ich war im Anfange unschlüssig, ob ich auf seinen Ruf die Unterredung mit den beiden Souveränen abbrechen könne, bis der König, der dies merken mochte, mir lächelnd sagte: „Nun, reiten Sie nur zu Ihrem Feldherrn hin.“ So spornte ich mein Pferd an ihn heran, und der Kronprinz sagte mir nun mit einer so stark erhobenen Stimme, daß die Leute in den Häusern es vielleicht hören konnten: „Nehmen Sie die gesamte Kavallerie der Nordarmee und verfolgen Sie den Feind, solange ein Pferd nur Atem hat, ich habe vollständiges Vertrauen in Sie 2c.“ Ein solcher Auftrag, im Angesicht einer so bedeutenden Versammlung gegeben, belebt natürlich einen Soldaten, der etwas zu unternehmen wünscht. Ich drehte also, als der Kronprinz geendet hatte, schnell um, sprengte durch den Kreis, ritt diensteifrig ein paar arme Reitknechte über und fing nun an, meinen Operationsplan zu überdenken. Allein hier stieß ich bald auf

Schwierigkeiten, die mich von meiner erträumten Höhe ein wenig herabstießen.

Die Kavallerie war nicht in die Stadt gerückt, und die der verschiedenen Korps der Nordarmee stand wohl zwei Meilen auseinander. Sollte ich nun zu jedem selbst hinreiten, um es in Bewegung zu bringen, so ging eine für die Verfolgung kostbare Zeit verloren, wollte ich aber an jede Kavallerie eine Ordre schicken, so mußte ich dazu einen schriftlichen Befehl des Kronprinzen haben. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als hier eine neue Bestimmung herbeizuführen; ich drehte daher mein Pferd schnell um und begegnete nach wenigen Schritten dem Kronprinzen, der mir schon von weitem ganz freundlich zurief: „Eh bien, Boyen, aujourd'hui on peut se reposer!“ Dies paßte noch weniger zu dem Gedankengange, der mich bestürmte, und ich lenkte daher mein Pferd zu dem General Adlerkreutz, der hinter dem Kronprinzen ritt, um ihm meine Bedenken vorzutragen. Dieser gab mir indes lachend eine meinen Wünschen unangemessene Beruhigung, von dem Verfolgen war nicht mehr die Rede, das ganze mochte von Hause aus nur ein kleines Manöver gewesen sein, denn der Kronprinz hatte gleich hinterher die Souveräne für den Nachmittag zur Besichtigung des schwedischen Armeekorps eingeladen. Selbst aber, wenn es mit diesem Verfolgen auch ernstlich gemeint gewesen wäre, so hätte doch nichts Ernstliches daraus werden können, da bekanntlich der unglückliche französische Korporal die Elsterbrücke gesprengt hatte. Ich ritt nun für meine Person nach der Elster und sah dort die unbeschreiblichen Spuren der Verwirrung, mit der sich die Trümmer der französischen Armee über den Fluß zu retten versucht hatten, alles, was der Mensch nur von seinem Leibe trennen kann, lag

hier zur Erleichterung der Flucht weggeworfen umher, auf keinem andern Schlachtfelde habe ich ein solches Bild gänzlicher Auflösung gesehen.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß wir bei diesem Anblick, der uns die Größe des errungenen Sieges augenscheinlich bekundete, uns hoch erhoben fühlten. Indes die Natur behauptete ihre Rechte, und indem ich mich satt gesehen und gefreut hatte, sagte mir mein Magen immer ungestümer, daß ich seit 36 Stunden nichts Ordentliches gegessen habe. Die Befriedigung dieses natürlichen Bedürfnisses war nicht leicht, denn in den Gasthöfen war entweder schon alles aufgezehrt oder sah man dieselben mit ihrer neuen Einquartierung beschäftigt. Nach vielem vergeblichem Umherziehen gelangte ich endlich in das Gasthaus, in dem der jetzt zum Feldmarschall erhobene alte Blücher sein Quartier genommen hatte; er nahm mich sehr freundlich auf und schien sogleich meinen Zustand zu ahnen, indem er mich an einen mit kalter Küche reichlich besetzten Tisch führte, an dem sein Hauptquartier mit exemplarischem Diensteifer beschäftigt war.

Der General Bülow hatte sein Quartier in dem Dorfe Reudnitz genommen, und ich erhielt von ihm am folgenden Morgen den Auftrag, in Leipzig alles aufzubieten, damit das von ihm befehligte 3. Armeekorps von der Nordarmee getrennt und zu den Operationen gegen Frankreich verwendet würde. Wenn auch die bis auf den höchsten Punkt gesteigerte Spannung des Generals mit dem Kronprinzen und die Sorge, von diesem zu seiner nach Holstein beabsichtigten Expedition verwendet zu werden, einen großen Anteil an dem Wunsche des Generals hatte, so gab es doch auch noch höhere Gründe, die dieses Verlangen unterstützten. Es war dringend notwendig, daß

die in Westfalen belegenen preußischen Provinzen so bald als möglich durch vaterländische Truppen wieder in Besitz genommen wurden, und hierzu war das Bülowsche Korps seiner Stellung nach am gelegensten, dann aber schwebte mir auch die Möglichkeit, von Münster aus die Eroberung von Holland zu versuchen, lebhaft vor; dem Besitz von Holland mußte der von Belgien folgen. Der General hatte diese meine Ansichten bereits genehmigt, und glücklicherweise hatte ich den Tag vorher mit dem vortragenden Adjutanten des Königs, dem General Thile, darüber schon gesprochen. Ich ritt also mit allen diesen strategischen, politischen und persönlichen Gründen zum Staatskanzler, der sehr bald darauf einging und nur den Wunsch hegte, daß ich vor seinem Antrage noch besonders dem König diesen Gegenstand vortragen möge. Hierzu fand sich glücklicherweise eine Gelegenheit: ich hatte einen Tag früher den Auftrag bekommen, die in Leipzig unter dem Grafen Hochberg (jetzigen Markgrafen) zu uns übergegangenen badenschen Truppen zu übernehmen und ihnen Marschrouten nach dem Brandenburgischen anzuweisen. Dies war geschehen, und indem ich Sr. Majestät Bericht davon abstattete, erhielt ich auch die Gelegenheit, die oben erzählte anderweitige Bestimmung des 3. Armeekorps in Antrag zu bringen. Der König ging nicht allein auf alle meine Gründe ein, sondern befahl mir auch, zum Staatskanzler zu gehen und demselben die Ausfertigung aller dazu nötigen Verhandlungen und Befehle aufzutragen. Der Staatskanzler war eben vom russischen Kaiser zurückgekehrt und erzählte mir hocherfreut, daß Alexander ihm die förmliche Versicherung gegeben habe, daß bei den zu erwartenden Abmachungen ganz Sachsen an Preußen fallen solle; (ähnlich hatte der Kaiser zu mir bereits in Petersburg

gesprochen). Ich führe diesen Vorgang deshalb hier an, weil Alexander jenes Versprechen bei den Wiener Verhandlungen gänzlich ableugnete und es nur bedingungsweise gegeben haben wollte.

Am folgenden Tage bekam Bülow den Befehl, zur Besitznahme der ehemaligen preußischen Provinzen in Westfalen abzumarschieren, und wir trennten uns ohne weitere Abschiedskomplimente von unserem bisherigen Feldherren, der mit seinen Schweden, dem Korps von Wallmoden und einigen preußischen Truppenteilen, Lützow und Schill, nun zum Feldzuge gegen die Dänen zog.

[Hier enden die Aufzeichnungen des Verfassers.]

